Goethe-jahrb...

Ludwig Geiger, Goethe-Gesellsc... (Weimar, ...



GOETHE-JAHRBUCH.

Herausgegeben

von

LUDWIG GEIGER.

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND.

[illegible] JAHRESBERICHT

[illegible] GESELLSCHAFT

FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1906.



GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND.

MIT DEM EINUNDZWANZIGSTEN JAHRESBERICHT

DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.

FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1906.

Mit der Reproduktion
des Bildes F. A. Wolfs
von Jagemann
(vergl. S. 41 fg. und S. 82).

Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

VORWORT.

Dem vorliegenden Bande habe ich wenig voranzuschicken. Die »Neuen Mitteilungen« nehmen diesmal einen weit größeren Raum ein, als in manchen früheren Bänden. Ich konstatiere diese Tatsache gern, um darauf hinzuweisen, in welchem Maße auch aus anderen Quellen, außer dem unerschöpflichen Goethe- und Schiller-Archiv, Beiträge zur Erkenntnis unseres Meisters und seiner vielfältigen Beziehungen zusammenströmen. In den Abhandlungen nehmen manche Goethe-Forscher, die bisher gar nicht im Goethe-Jahrbuch aufgetreten waren, oder lange geschwiegen haben, auf meine Veranlassung das Wort. Ich danke ihnen, daß sie meinem Rufe folgten und spreche nicht minder allen denen, die sich in dieser Abteilung und den anderen freiwillig eingestellt haben, meinen besonderen Dank für ihre Beiträge aus.

Im Gegensatz zu den zwei letzten Bänden ist es diesmal durch das freundliche Entgegenkommen des Festredners möglich gewesen den Band so herzustellen, daß er unmittelbar nach der Mitglieder-Versammlung versendet werden kann. Ich statte dem Herrn Redner für diese große Liebenswürdigkeit auch an dieser Stelle meinen besten Dank ab.

Auch diesmal wieder habe ich die angenehme Pflicht zu erfüllen, dem hohen Besitzer des Goethe- und Schiller-Archivs, Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen, untertänigen Dank auszusprechen für die reichen Spenden aus dem Archiv und für die Erlaubnis, aus

dem Goethe-Nationalmuseum ein Kunstblatt zu vervielfältigen, das zur Erläuterung der wichtigen Briefe F. A. Wolfs dient. Den Leitern der großen Weimarischen Schwesteranstalten, den Herren C. Ruland und B. Suphan, durch deren Unterstützung das Jahrbuch seit dem 7. Bande an eine bedeutende und höchst erfreuliche Bereicherung erhält, kann ich nur immer wieder die oft geäußerte Danksagung wiederholen. In diese von Freude diktierte Anerkennung mischt sich ein Gefühl von Wehmut, da ich C. Ruland in seiner Eigenschaft als Direktor des Goethe-Nationalmuseums zum letzten Male danken kann. Was er diesem Institut und der Goethe-Gesellschaft gewesen, habe ich zu schildern kein Recht. Wohl aber habe ich das Recht, auszusprechen, daß er diesem Jahrbuch und seinem Herausgeber beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch ein eifriger Förderer, ein trefflicher, kenntnisreicher, stets williger und gutgesinnter Berater gewesen ist. Möge es mir vergönnt sein, die wohlwollende Gesinnung und tätige Teilnahme des nun in freiwilliger Muße lebenden Mannes ebenso zu erfahren und verpflichteten Herzens anzuerkennen, wie es mir eine Ehre und Freude war, viele Jahre hindurch die Unterstützung des trefflichen Beamten zu genießen und zu preisen.

Berlin, den 20. Mai 1906.

LUDWIG GEIGER.

INHALT.

Seite

II. Abhandlungen.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

I. Neue Mitteilungen.

I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv.

1. Friedrich August Wolfs Briefe an Goethe.

[Nebst zwei Briefen Mine Wolfs an Christiane von Goethe.][1]

Goethe spricht einmal von dem großen Reize, den von bedeutenden Männern nachgelassene Briefe für die Nachwelt haben: sie seien gleichsam die einzelnen Belege der großen Lebensrechnung, wovon Taten und Schriften die vollen Hauptsummen vorstellen. Fehlt es auch nicht für das persönliche Verhältnis zwischen dem Olympier und dem Schöpfer der Altertumswissenschaft, »die in der eigentümlichsten Richtung den bedeutendsten Geistesverkehr darstellen«, an jenen einzelnen Belegen, so sind sie bislang doch nur einseitig genutzt worden. Vor fast vier Jahrzehnten hat Michael Bernays unter Veröffentlichung der Briefe Goethes an Wolf mit feiner, sicherer Feder das Bild der Freundschaft gezeichnet, die diese beiden Herrscher in ihren Reichen miteinander verknüpfte. Solange es aber nicht möglich war, mit den Briefen Wolfs die erste Quelle für das Verständnis der brieflichen Äußerungen Goethes zu erschließen, mußte trotz aller Gelehrsamkeit, trotz aller Kunst der Darstellung das von jenem Verhältnisse entworfene Bild unvollkommen bleiben. Erst durch den wiederhergestellten Briefdialog wird dieses sich abrunden und völlig

[1] Der Herausgeber, der eine vollständige Sammlung der Briefe Wolfs als Vorstufe einer Biographie vorbereitet, weiß sich der Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs verpflichtet für Erteilung der Befugnis, diese Vorspende im Jahrbuch bekannt zu geben. Er richtet bei diesem Anlaß zu Gunsten des größeren Korpus an alle diejenigen, welche Briefe von, an und über Wolf oder sonstige Wolfiana besitzen, das Ersuchen, ihm hiervon unter der Adresse: Prag-Weinberge 916 gütige Mitteilung zu machen.

beleben können, erst der Briefwechsel bewahrt, nach Goethes Wort, die Stufen des freundschaftlichen Fortschrittes und fixiert jeden Moment des Wachstums. Unmittelbar sehen wir uns, um wieder mit Goethe zu reden, in einen frühern, vorübergegangenen. nicht wiederkehrenden Zustand versetzt. »Hier ist nicht Relation, noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.«

Goethen selbst war, wie es scheint, der Gedanke nahe gelegen oder nahe gelegt worden, so wie er mit Proben aus seinem schriftlichen Verkehr mit Schiller den Anfang gemacht hatte, auch Stücke aus seinen vertrauten Zwiegesprächen mit Wolf folgen zu lassen, mit dem ihm ein so langes Nebeneinanderleben geworden, das mehr, als er gewahr werde und wisse, gewirkt und gefördert haben möge.[1] Ist auch Goethe dem Wunsche Varnhagens von Ense nicht nachgekommen, der dem Dichter fünfundzwanzig seiner einst an Wolf gerichteten Briefe in Abschriften, zu denen dieser selbst die Gelegenheit gewährt hatte, mit der Bitte überreichte, diesen literarischen Privatbesitz in anderer Gestalt und bereichert zum öffentlichen Besitz zu machen[2]: so hat er dennoch der Herausgabe seiner Korrespondenz mit Wolf insoferne vorgearbeitet, als er, wohl angeregt durch die von Varnhagen überlassenen Stücke, sich zugleich auch der an ihn gerichteten Briefe Wolfs erinnerte. Der Briefumschlag nämlich, in den Goethe die Varnhagenschen Kopien einsiegelte, trägt außer der Aufschrift[3]: *Meine Briefe an Geh. Rath Wolf abschriftlich von Varnhagen von Ense* noch den Vermerk: *NB. Die Abschriften seiner Briefe an mich von Johns Hand in Fol. sind aufzusuchen.* Die beiderseitigen Abschriften, die indessen keineswegs den ganzen Bestand enthalten, bei Wolfs Briefen sich überhaupt nur auf elf dem Jahr 1805 angehörige Stücke beschränken[4], befinden sich neben den fünfundvierzig Originalen der Wolfischen Episteln im Goethe- und Schiller-Archiv, das auch noch von Goethe gesammelte *Acta den zu früh von hinnen gegangenen Geheime Rath Wolf, dessen letzte Reise und Lebens-Ende betr. 1825* — dies die Überschrift des zugehörigen Umschlags — bewahrt.

Die Briefe Wolfs an Goethe umspannen einen Zeitraum von fast achtundzwanzig Jahren. Der erste — vom 22. Juni 1795 — ist das Geleitschreiben zu den Goethen überreichten Homer-

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter IV, 161 (an Zelter 20. Mai 1826).

[2] Varnhagen an Goethe, 14. Juni 1825 und 25. Okt. 1827 (G.-J. XIV, 69; 71).

[3] Weimarer Ausgabe, Briefe XXII, 453.

[4] Nr. 12—21 und Nr. 23 nach unserer Zählung (S. 22 ff.).

Prolegomena, in dem letzten Stücke — vom 1. Dezember 1822 — eignet der eben Genesene dem Dichter seine wahr und warm empfundenen Verse: »Vor einem neuen Bildnis Goethens« zu.[1] Nach ihrer überwiegenden Mehrzahl — einunddreißig — gehören die Briefe Wolfs Hallischen Jahren (bis 1807) an, denen nur vierzehn aus seiner Berliner Zeit (1807—1824) gegenüberstehen. Mehr als die Hälfte — fünfundzwanzig — fallen in das Triennium 1804—1806, während sich der Rest auf die übrigen Jahre des brieflichen Verkehrs — sechs davon auf die Zeit bis 1804 — verteilt. Schon diese dürren Zahlen sprechen: ebenso wie die Briefe Goethes an Wolf, die bei ihrer geringeren Zahl von ungefähr dreißig das gleiche Verhältnis ausdrücken, zeigen sie, als eine Art Gradmesser für die Beziehungen der beiden Männer zueinander, wie aus der anfänglichen Kühle warme Freundschaft und Vertraulichkeit sich entwickelt und wie diese, sobald sie ihren höchsten Wärmegrad erreicht hat, zuletzt etwas zu erkalten scheint.

Nach und nach, erst im Sommer des Jahres 1802, war eine nähere Verbindung des Philologen mit dem »Dichter und Weisen« entstanden, die in den darauffolgenden, durch Schillers Tod und die Schlacht bei Jena bezeichneten, Jahren zu ihrer schönsten Blüte emporwuchs und ihren vor aller Welt sichtbaren Ausdruck fand, indem Wolf den Goethen »höchlich willkommenen« Beitrag zu dessen »Winckelmann« lieferte und sich später in seiner Zueignung der Darstellung der Altertumswissenschaft in herrlichen Worten zu Goethe, »dem Kenner und Darsteller des griechischen Geistes,« bekannte. Mag man nun mit Wolfs eigenen Worten sagen, daß seine Verbindung mit Goethe bis zu einer Freundschaft gepflegt wurde, »die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf«, oder mit Bernays (S. 76) der Meinung sein, daß dem Verhältnisse der beiden Männer vom Jahre 1807 ab jede Fortentwicklung versagt war, daß es keine Geschichte mehr habe — jedenfalls werden die Pausen der brieflichen Unterhaltung immer größer, noch größer von Seiten Goethes als Wolfs, der einmal nur wenige Worte an Riemer richtet (23. Juni 1818) als ein Lebenszeichen an den »Großschweiger«, der es sich ordentlich vorgesetzt haben müsse, nach preußischen Orten keine Briefe zu richten. Sicherlich mag auch Wolf, dessen »weltberüchtigte Briefscheu« ihn oft dem allgemeinen »brieflichen Verstummen« nahe brachte, der unter den Zerstreuungen der »weiten Residenz« litt, in die er sich nach Zelters Worte hatte »einstrudeln« lassen, der in Berlin mehr als einen der Tage hatte, »wo man ganz in sich zusammenstürzt«, nicht

[1] Goethes Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin 1868, S. 138.

oft die Sammlung gefunden haben, mit dem Freunde briefliche Zwiesprach zu halten. Wie Goethe indessen über Wolf selbst dann noch urteilte, als die örtliche Entfernung nur selten Gelegenheit zu persönlichen Berührungen darbot, mögen die prachtvollen Worte Goethes in einem an Heinrich Meyer geschriebenen, aber nicht abgeschickten Briefe zeigen (Berka, 9. Juni 1814), der aus dem Orkus der »Lesarten« der Weimarer Ausgabe[1] wohl ans Licht gezogen werden darf: »Damit mein metallisches Wesen recht geläutert und gediegen werde, bin ich abermals wie in eine neue Össe geworfen, wo die gewaltigsten Blasebälge mich anfauchen. Geheimerat Wolf ist seit mehreren Tagen hier, und dieser wundervolle Mann nimmt mich unter den Amboß der Kritik, da mich die Flammen der Poesie ... schon flüssig genug geschmolzen hatten ... Da wird alles aufgeregt, was man besitzt, und einem ein noch ungeheurer Reichtum aufgedrungen; bald weiß ich nicht mehr, wie ich schleppen soll ... Es ist eine so furchtbare Konsequenz in diesem Manne, daß man seine Unterhaltung gar nicht teilweise wiedergeben kann; was würde man zu einigen Quadratfußen aus Michel Angelos jüngstem Gericht sagen, und wo man einen Rahmen anlegen wollte, so wird einem immer gleich angst und bange.« Doch auch Wolf, der dem »Innigstverehrten« die ersten Stunden des Jahres 1813 weiht, um ihm einiges von dem vielen zu sagen, was er schon lange auf dem Herzen trage, versichert ihm, daß er unendlich oft an ihn denke und sich in seine Nähe mit heißen Wünschen sehne: »Was ich einst für Sie fühlte, wissen Sie, und keine Zeit kann daran mindern; eher finde ich, daß die weite Trennung meine Anhänglichkeit und Verehrung vergrößert.[2]»

Briefe Wolfs sind bisher nur in verhältnismäßig geringer Zahl bekannt, die veröffentlichten so verstreut oder an so versteckten Orten gedruckt worden, daß sie ein Urteil über Wolfs briefstellerische Tätigkeit nicht ermöglichen. Aber sicher urteilt Varnhagen richtig, daß der Umfang und Inhalt des Wolfischen Briefwechsels uns neue Regionen seines Geistes werde erblicken lassen. Die Leichtigkeit sich mitzuteilen, es sei mündlich oder schriftlich, die Goethe an dem Freunde rühmt (28. Nov. 1806), sie eignet auch dessen brieflichen Gelegenheitsäußerungen. Zudem haben diese persönlichen Stimmungsbilder, in denen sich von dem Herzen des Schreibenden loslöst, was ihn freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, den von Goethe an Winckelmanns Briefen hervorgehobenen Charakter, daß ihnen ohne Gedanken an eine Folgezeit nur der Augenblick vorschwebte. Und gerade darum haben diese

---

[1] Briefe XXIV, 390f.
[2] G.-J. XV, 59.

Dokumente, die nächst und neben dem Literarisch-Wissenschaftlichen auch den Kern des Menschlich-Persönlichen aufdecken, um so höheren Wert, als sie uns den »auf eignem Grund und Boden gegründeten Mann« von der intimen Seite kennen lehren, als ihnen durchaus das Gepräge Wolfischen Geistes aufgedrückt ist.

Wenn Jean Paul einmal Bücher nur dickere Briefe an Freunde, Briefe nur dünnere Bücher für die Welt nennt, so darf man diesen Satz unbedenklich auf jene vertraulichen Blätter anwenden, die Wolf einst an Goethe gesendet hatte. Lange genug haben sie im Archiv des Dichters geruht: mögen sie nun, dem Kreise der Goethe-Gesellschaft zugeführt, zu einer allgemeinen Gabe werden![1]

I.

Halle, 22 Jun. 1795.

Hochwohlgeborener Herr,

Verehrungswürdigster Herr Geheimerath,

Es wird mir schwer, den Genuß der vier unbeschreiblich glücklichen Tage, die ich Ihnen neulich zu danken hatte, einen Genuß, der mir immer noch täglich wie neu ist, und Ihr Bild täglich vergegenwärtigt, länger in mir zu verschließen. Was mich oft in eine melancholische Stimmung setzt, der Mangel eines Freundes, mit dem ich Empfindungen wechseln könnte, die doch am Ende das wahre Leben sind, das drückt mich izt vorzügl. Ich war dem Bücherkerker entlaufen, um mich zu zerstreuen; und statt Zerstreuung gewährte mir die Reise so unendl. viele Freuden höherer Art, daß ich, um den Geschmack an den Büchern wieder zu bekommen, noch ausdrückl. eine Zerstreuungsreise machen muß. Unter jenen Freuden wird mir die, Ew. Hochwohlgeboren persönl. kennen gelernt zu haben, auf immer die unvergeßlichste seyn. Es ist doch durchaus

[1] Von der Veröffentlichung ausgeschlossen wurden die acht bereits im G.-J. XV, 54 ff. von Ludwig Geiger bekannt gemachten aus Wolfs Berliner Zeit stammenden Briefe an Goethe. Dagegen wird man vielleicht nicht ungern zwei Briefe von Wolfs Tochter, dem »lieben Minchen«, das nach Goethes Worten in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte, in die Folge der Briefe Wolfs eingereiht sehen, zumal da die Tochter in dem einen ausdrücklich für den Vater das Wort nimmt und auch in dem andern, ebenso an Christiane gerichteten, mancherlei Interessantes mit liebenswürdiger Anmut und Natürlichkeit zu sagen weiß.

etwas anderes, Schriften, selbst die worin das Herz noch so stark redet, zu bewundern und hochzuschätzen, und den Quell, der sich in unserm Zeitalter kaum genug in Schriften ergießen kann, in seiner eigenthümlichen Fülle und Klarheit zu sehen.

Ich wollte Ihnen, edler, vortreflicher Mann, dieß ohne ein so langes papiernes Nebenwerk durch Uebersendung meines letzten Buchs bezeugen, wiewol da vollends des Papiers ein großer Ueberfluß ist. Aber was sollte ich thun, da doch auch jeder andere Ausdruck unter meiner Empfindung so tief bleiben mußte? Nun schreibt mir Hr. Böttiger, daß Sie in wenig Tagen eine längere Reise antreten würden,[1] und daß es nicht möglich sey, dem Buche von außen wenigstens die Neuheit zu geben, die es nicht mehr von innen hat. Erlauben Sie mir also, es Ihnen uneingebunden überreichen zu laßen,[2] und dabei die mir höchst wichtige u. angelegentliche Bitte, mir gelegentlich einmal die Resultate Ihrer Prüfung mit der Strenge, die die Sache verdient, gütigst mitzutheilen.[3] Von den *filiis philologorum*,[4] wie sie sich oft selbst nennen, erwarte ich äußerst wenig, auch wenn sie prüfen und nicht blos nachsprechen wollen. Aber ich erwarte just über Puncte, die dem kalten Kritikus unauflöslich sind, die wahresten Aufklärungen von einem Mann, der mit Kraft und Wärme der Griechen denkt und empfindet.

Mit unbegrenzter Verehrung und Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

FAWolf.

2.

Halle, d. 24 May 1799.

Hochwohlgeborner Herr,

Verehrungswürdiger Herr Geheimderath,

Ew. Hochwohlgeboren kennen mich gewis bereits hinlänglich, um zu wißen, mit welcher Innigkeit ich alles ergreife, was das Gepräge Ihres Geistes und Ihrer Kunst hat. Diese Empfindung wird durch den wohlwollenden Antheil an meinen Sachen, den Ihre Zuschrift bezeugt, zur ange-

nehmsten persönlichen Dankbarkeit erhöht. Erst nun fange ich an, mich für den Plan des Berlinischen Buchhändlers la Garde lebhafter zu interessiren: bisher ließ mich wirklich der Kupferstich des Textes kälter, als ich bei dem Geschäfte war, ihn auf das Hallische Lumpenpapier abdrucken zu laßen.[1] Diese Kälte entstand aber auch durch die lange Mühe, die ich hatte, anfangs in Briefen und nachher mündlich dem Schriftstecher meine Ideen über die Schönheit jedes griechischen Buchstaben mitzutheilen. Damit sind wir indeßen nun so weit, daß ich an seinen Proben nichs Bedeutendes zu ändern weiß.[2] Wir haben einen sonst ungewöhnlichen Charakter in die Schrift gebracht, der Aehnlichkeit mit der lateinischen Cursiv hat, wobei gleichwohl kein Zug unkenntlich geworden, wie in der Didotschen Schrift der gerühmten Quart-Ausgabe des Demosthenes[3] der Fall ist. Aber ich merke denn doch, um die Buchstaben den lateinischen von Seiten der Schönheit nur gleich zu finden, muß man die Geister sehr lieben, die durch jene sprechen.

La Garde fürchtete, nicht so viele solche Liebhaber zu erhalten, als er Käufer wünschte; und kam daher auf den Gedanken, noch ein Bild der edlern Kunst zu jedem Gesange zu geben. Er hohlte weit aus, und ließ die Wegführung der Briseis von Moreau[4] in Paris entwerfen; eine wunderschön geleckte Zeichnung, aber ohne allen alterthümlichen Geschmack. So wurde seitdem, als ich schon anfing, die ganze Idee zu widerrathen, weiter nach Zeichnern gesucht, als sich in Berlin ein junger Mann, auch in Italien gewesen,[5] wie la G. versicherte, zur Ausführung des nemlichen Süjets erbot. Das Süjet hatte von Anfang an der Verleger selbst oder Berliner Frauen auserkohren; die Zeichnung war das Blatt, welches Ew. Hochwohlgebornen zu Gesicht gekommen ist. Ich glaube Dero Zustimmung zu haben, wenn ich für solche lieber gar keine Kupfer beigefügt wünschte.

Diesem letzten Entschluß begegnen Ihre gütigen Vorschläge izt auf die entscheidendste Art. Ich habe sogleich dem Verleger, der bereits darüber an H. Prof. Meyer schreiben wollte, eine Nachricht gegeben, wodurch die

Sache beschleunigt werden wird. Wie wollte ich mich freuen, wenn das Werk die Schönheit, die es den Meisten empfelen muß, der tiefen Kenntniß und Kunst zu danken hätte, die aus den Propyläen[6] jeden, auch nur denkenden, Liebhaber so mächtig anspricht, und nun wohl endlich den geschwätzigen Kunstkennern Stillschweigen gebieten wird. Der allgemeine Antheil deutscher Künstler an dem Werke würde überdem, auch in merkantiler Rücksicht, (denn ich besorge, la G. hatte wirkl. bei dem Unternehmen einen Musen Allmanach im Sinn, nur einen griechischen u. in klein Fol.) große Vortheile haben; wenn nur Künstler Laune nicht zu viel Zögerung macht, und die Blätter lediglich mit dem Werke käuflich sind. Doch diese und andere Betrachtungen werden Ew. Hochwohlgebornen selbst nicht entgehen, wenn Sie sich, was ich mir nun zuversichtlicher erbitten möchte, weiter für die Sache interessiren wollen. Sobald ich wieder eine neue Probe des Schrift Stiches erhalte, erlauben Sie mir, Ihnen dieselbe vorlegen zu dürfen, um auch darüber Ihr und Hrn. Meyers Urtheil zu haben. Bisher ging der Verleger damit noch sehr geheimnisvoll um, und kaum habe ich sie einem einzigen Beschauer mittheilen dürfen.

Ich bin mit der echtesten Verehrung
Ew. Hochwohlgebornen
unterthäniger Diener,
Wolf.

3.

Verehrungswürdigster Herr,

Erlauben Sie mir diese Anrede, die noch am ersten der innigen Empfindung meines Herzens entspricht; in welcher Sprache zu reden, oder gänzlich zu schweigen, schon lange für mich die einzige Wahl war, in der ich mich, wenn ich Ihnen schreiben wollte, befand.

Wie glücklich Sie mich durch Ihren Aufenthalt in hiesiger Gegend gemacht haben,[1] kann ich nicht mit Worten ausdrücken. Schon einige Jahre her sehnte ich mich wieder nach ein paar solchen Tagen: und wenn Ihnen mein ganzes persönliches Wesen dieß Gefühl nicht

deutlich sagte, so kömmt es daher, weil der in der volkreichsten Einsamkeit Hinschmachtende schwer in das wahre Leben zurückzurufen ist. In der That, ich kenne Weniges, was mich, seitdem ich für so viele uns umgebende Dinge stumpf geworden, so sanft in das Gefühl der frühern Existenz zurückführt, als der Alles verschönernde Geist Ihres Umgangs. Selbst das Meiste in den Wißenschaften, womit ich mich gern herumtreibe, um das gemeine Leben zu vergeßen, verliert mir dagegen seine Reize.

Urtheilen Sie hiernach, wie froh ich seyn würde, wenn es mir noch möglich ist, von Ihrem nächsten Aufenthalt in Lauchst. zu gewinnen. Leider muß ich neml. über mein Dortseyn ungewißer sprechen, als ich anfangs hoffte. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß meine Beweglichkeit, die sonst fast niemals durch größere Hinderniße gestört wurde, grade in diesem Jahre mir gewaltig erschwert wird. Und nur ein einziges Hindernis ist unter den itzigen, das ich angenehm nennen kann, ein Besuch auf mehrere Wochen von einer sehr treflichen Frau in Dessau, der Oberforstm. v. Görschen, die ich Ihnen neulich als schöne Zeichnerin und überhaupt Liebhaberin aller Kunst genannt zu haben glaube. Das Uebrige, was mich abzuhalten oder nur auf wenige Tage einzuschränken droht, ist meist alles widrig dazu; wie eine General-Recherche der hiesigen Bibliothek, die ich kurz nach Johannis übernehmen muß, um mir die Schäfchen genau von meinem Vorgänger zuzählen zu laßen, die ich in der Folge als erster Bibliothecar weiden soll.[2]

So eben schreibt mir Humboldt die über alle Erwartung glückliche Niederkunft seiner Frau, und die Gewisheit seiner Residenten Stelle in Rom.[3]

Ich lege meinem Blatte ein Exemplar des neulich besprochenen Büchleins bei, mit dem Wunsche, daß es Ihnen eine interessante Stunde gewähre. Nach der Endigung der Arbeit selbst macht doch das einiges Vergnügen, zu denken, daß man noch nach 6 bis 8 Jahrhunderten, wenn man sich dann noch um Litteratur bekümmert, den Namen deßen verzeichnen muß, der über die Unechtheit des Produkts zuerst, und, ich hoffe, auch zuletzt redete.[4] Und, was die Sache selber betrift, so hat in der That die Mög-

lichkeit des reinen Aufarbeitens von solchen und ähnlichen Materien einen ganz eigenen Reiz.

Um Ihr ferneres wohlwollendes Andenken bittet aufs angelegenste

Ihr

innigster Verehrer
Wolf.
H. den 1 Jun. 1802.

4.

Noch habe ich das Lesen des Vorspiels endigen können, worin Neuheit der Formen mit Gehalt der Gedanken einen so herrlichen Bund machen.

Ich freue mich des neuen Geschenks Ihres Geistes, und sage Ihnen für die gütige Mittheilung der Handschrift den verbindlichsten Dank

unterthänigst
Wolf.
L[auchstädt] den 27 Jun. 1802.

5.

Neue Versicherungen meiner Verehrung und innigsten Hochachtung dürfen Ihnen meine Briefe nicht erst geben, und mit leeren Händen wollte ich mich Ihnen auch nicht nahen; so verzögerte sich mein Schreiben bis zu dem Anlaß, den mir heute die Abreise Hrn. Schelvers[1] nach Jena giebt. Immer hoffte ich, Ihnen etwas von Aristotelischen Handschriften[2] sagen, oder Auszüge daraus zusenden zu können: übernommen hat wirklich die Sache ein guter Kenner des Griechischen in Paris; aber der Eigennützige schiebt meistens alles auf, wovon er nicht den baaren Vortheil vor sich sieht, weil er für Porson[3] und andere Engländer als Collationator in einem beständigen Solde steht. Ich gebe indeßen die Hofnung noch nicht auf, zumal da ich für mich selbst zugleich etwas bestellt habe. Doch, ist das Gerücht wahr, so haben wir von Ihrer Muse eher ein neues großes Schauspiel,[4] als jenes zugleich dem Gelehrten und dem Künstler interessante Werk, wozu ich den Beitrag aus Paris versprach, zu erwarten. Ich will mich

unterdeßen auf beides freuen, wie es einem zukömmt, der zu ewigem Wühlen in Büchern verdammt ist, die so selten mehr als Einzelnes geben, und einem oft das ganze gelehrte Metier verhaßt machen. Sehr häufig fange ich an diese Unlust an meinem Fache, oder vielleicht mehr an der Art meiner Studien, zu empfinden; und sie drückt mich dann desto stärker, wenn ich, wie in diesem fast unerträgl. Winter, noch mit andern gemeinen Unannehmlichkeiten zu kämpfen habe. Unser Freund Humboldt[5] hat in dieser Zeit ein besseres Loos gehabt, und auch von der verdrießlichen Jahrszeit nur einen deutschen Nachgeschmack bekommen. Sein Andenken drängt sich mir auf, weil er izt mein liebster ausländischer Correspondent ist, von deßen Eifer und Kenntnißen ich mir für hiesige Bibliothek, aus der nun nach und nach etwas Ordentliches werden kann, mancherlei Nutzen verspreche. Aber ein solcher Genuß, den die schriftliche Unterredung giebt, wie wenig ist er gegen einige Tage, wie man sie mit Ihnen, verehrtester Mann, zubringt! Fast jeden Monat habe ich daher an meinen Ketten, die mich jezt so unbeweglich hielten, gerüttelt, um jene Lebensstärkung, woran mich Ihr Schreiben so freundlich erinnerte,[6] zu genießen; aber noch wollen sie sich nicht zerreißen laßen, so sehr es auch selbst meine Gesundheit fordert. Doch ich verrathe die Stimmung, die mir ein häuslicher Kummer[7] im Spätherbst hinterließ, zu sehr, als daß Ihnen eine Zeile mehr, über mich selbst gesprochen, angenehm seyn könnte; ja ich fühle, ich muß erst einige Zeit aus meinen Umgebungen heraus seyn, um mich des Lebens von neuem zu freuen.

Bei Ihrem liebenswürdigen Sohne bitte ich angelegentlich mein und der Meinigen Andenken zu erneuern, wenn ich gleich nicht hoffen darf, mit so großen Zügen, als die Blumenbache,[8] in seinem Gemüth eingeprägt zu seyn.

Ich bin mit der empfundensten Hochachtung

Ihr

gehorsamst ergebenster

Halle, den 5 April 1803. Wolf.

6.

Jena, Sontag Abends [25. Dec. 1803.]

Schon seit der Mitte des Jahres reisete ich in Wunsch und Gedanken öfter zu Ihnen, mein Verehrtester; noch angelegner wurde es mir in den letztern Monaten, wo ich bei mancher Veranlaßung viel, um Eine Stunde mit Ihnen zu seyn, gegeben hätte.

So habe ich denn auch das Widrige des Wegs und Wetters nicht gescheut, um Sie noch vor Ende des Jahres zu sehen. Aber Hallische Nachrichten wiesen mich zuerst hieher, wohin ich erst von Weimar aus den Rückweg nehmen wollte. Die Nachrichten teuschten, wie ich eben höre. Erlauben Sie mir daher die Anfrage, ob es vielleicht in Ihrem Plane war, gegen die Mitte dieser Woche wieder nach Jena zu kommen — in welchem Falle ich die Woche hindurch hier bleiben würde — oder ob ich Ihnen in Weimar aufwarten soll.

Meine Müdigkeit nach einer 2tägigen Reise wird Ihnen die Kürze meines Schreibens verzeihlich machen. Ich wollte die nächste Gelegenheit der Post nicht versäumen, um nicht etwa einen neuen Fehlweg zu machen.

Nun noch die Versicherung meiner Ihnen wohlbekannten Empfindungen, zu denen izt die Freude auf die baldige Erfüllung eines lange gehegten Wunsches hinzukömmt.

Der Ihrigste
Wolf.

[Adresse:] An
des Herrn Geheimen Raths
von Göthe
Hochwohlgeboren
zu
fr. Weimar.

7.

Halle, den 13 Jan. 4.

Gern hätte ich Ihnen schon am vorigen Posttage etwas von den Empfindungen der Verehrung und Hochachtung gesagt, mit denen mich aufs neue die bei Ihnen verlebten herrlichen Tage beseelten; aber ich hoffte meinem Briefe etwas mehr als die kleinen Lückenbüßer[1] beilegen zu können: und ein Wirrwarr von kleinen aufgehäuften Geschäften hinderte mich bis izt.

Ich fand neml. bei meiner Heimkunft ein ganz frisches litterarisches Produkt eines Holländischen Gelehrten[2], als Geschenk an mich gesandt, was ich sogleich für die *J.A.L.Z.* zu recensiren beschloß. Gewis spätestens in 8 Tagen soll die Anzeige in Eichstädts Händen seyn, von dem ich mir für die 2 Zeichen, *Kq.* und *qK*, fürs erste, die vollständigste Verschwiegenheit verspreche. Sollte man die *vita Ruhnkenii per Wyttenbach.* noch nicht untergebracht haben, so wäre ich auch zu einer Rec. dieses Buchs erbötig.[3] Noch anderes wird sich finden, sobald E[ichstädt] mir die an andere Eingeladene ergangenen Bedingungen oder Regulative übersandt hat. Daß er auch auf meine Verschwiegenheit durchaus rechnen könne, darf ich nicht erst hinzusetzen.

Wie die Alte debütirt hat[4], wird Ihnen izt zu Ihrem Erstaunen bekannt seyn. Wie wünschte ich, daß die Neue eine Recension des Werks entgegen stellen möchte, die tief in die Kunst einginge! Hiebei erlauben Sie mir einen Vorschlag, wenn er gleich vermuthl. viel zu spät kommen möchte. Einer meiner jüngeren Freunde[5], dem ich etwas zutraue, ob ich ihn gleich seit etlichen Jahren nicht mehr genau kenne, verspricht mir in einem eben eingelaufenen Briefe, eine eigentlich nicht fürs Publikum geschriebene Beurtheilung der N[atürlichen] T[ochter] zuzusenden: er wünschte indeßen dadurch von Jena aus zu erfahren, ob man ihm im Fach der schönen Redekünste glaubte Recenss. auftragen zu können. Ich denke daher, das Beste ist, geradezu dem großen Meister selbst den Ausspruch zu überlaßen, wenn Sie nicht unterdeßen die Zudringlichkeit abwehren.

Daß in den ersten Stücken der Neuen einmal geradehin eine Anzeige als Fortsetzung der Alten gegeben wird[6], hat, wie ich höre, einiges Aufsehen erregt. Dabei ist mir eingefallen, daß es in Ansehung des Publikums überhaupt gut wäre, wenn Recensenten, die für die Neue gewonnen sind, eine solche Rückweisung (in der ersten Person) öfter machten[7]: die Sache hätte durchaus nichts wider sich, u. der lesende und nachschwatzende Haufe würde sich so am leichtesten überzeugen, daß Recenss. von jener zu dieser müsten übergetreten seyn.

Ich habe noch vieles auf dem Herzen; aber ich will wenigstens die heutige Post nicht fahren laßen, ohne Ihnen ein Zeichen zu geben, wie gern ich Ihrer Aufforderung zu öfterm Schreiben folge. Ich weiß kaum jemand in der Welt, der meiner Trägheit zum Briefschreiben so kraftvoll aufhelfen könnte, zumal da Sie, wie ich hoffe, gütig genug sind, mir im Voraus die mit Eil verbundenen Nachläßigkeiten zu verzeihen.

Mit den besten Empfehlungen an alle Ihre Lieben, und mit Wiederholung meiner innigsten Dankbezeigung, beharre ich unwandelbar

Ihr

verbundenster

F. A. Wolf.

8.

Halle, den 20 Jan. 4.

Noch lebe ich immer in Ihrer angenehmen Gesellschaft, mein Verehrtester! Ein neues Zeichen davon — herzlich wünsche ich, kein lästiges — mögen Ihnen beilieg. 2 Anzeigen seyn: die Absicht des Einsenders wird bei Ihnen vielleicht die Irthümer des Verfaßers entschuldigen können. Auf alle Fälle ist auch der Verf. beßer, als man ihn nach diesen Recensions-Versuchen halten darf. Misfallen Ihnen die letztern nicht zu sehr, so stehe ich dafür, daß er einer der thätigsten Recensenten werden könne. Er würde sich *tz* zum Zeichen machen.[1]

Auf jeden Fall aber erlauben Sie mir die Bitte um einige Zeilen Urtheil über die Recens. Ihres Drama. Möge es ausfallen, wie es wolle, so stehe ich für die beste Wirkung davon bei dem lernbegierigen Neulinge.[2]

Der Titel der neulich besprochenen Winckelm. Briefe ist: *Recueil de Lettres de M. Winck. sur les découvertes faites à Herculanum. Paris 1784.*[3] Die meisten sind, so viel ich mich erinnere, zieml. lange Briefe, u. enthalten mancherlei litterärische Allotria.

Was Ihnen vielleicht noch unbekannt ist: die *A. L. Z.* bekömmt über ihren botan. Garten einen Proceß mit einem hiesigen Buchhändler, dem derselbe C. Sprengel vor wenigen Jahren ungefähr die nämliche Beschreibung in Verlag ge-

geben mitsammt dem Grundriß des Gartens, wovon zufällig Spr. die Kupferplatte in den Händen behalten, u. Bertuchen izt zum Abdruck hergegeben hat.[3] Noch verhaßter macht sich B. durch schlaue Plane, hiesigen Verlegern Autoren — selbst nach schon geschloßenen Contracten — zu entziehen. So fängt die Zeitung hier mit großer *invidia* an.[4]

Was gäbe ich drum, wenn Spr.' Botanik[5] in der dortigen Z. bald einen recht kundigen Recensenten fände! Auch bin ich sicher, daß eine oder etliche solche Anzeigen auf Reil[6] bald einen zu eigenem Antheil lockenden Eindruck machen würden: izt ist er noch abgeneigt.

Daß die Anzeige Ihrer N[atürlichen] T[ochter] von *Schütz Senior* ist, hört man izt von sichern Leuten. Eine Zeit lang gab man sie dem *iunior* schuld.[7]

So oft ich mich Ihres Gedankens wegen eines Antrags an Voß[8] erinnere, gereut mich mein voreiliges Abrathen. Zwar bin ich noch fest der Meinung, daß er einen solchen Antrag ablehnen würde; doch glaube ich, daß er sich dadurch sehr geehrt halten möchte, daß ihn die Beehrung selbst näher an den neuen Wohnsitz feßeln könnte. Gäbe er sich übrigens noch gern mit Lehren ab, so würde ich nicht einsehen, warum er nicht von Zeit zu Zeit in Jena ein Collegium lesen wollte. Schon sein Name würde den dortigen *Lectt. Catalog* nützl. zieren.

Für die Bemerkungen *sub linea* ist mir noch eingefallen, daß oft der nemliche Verf., der sich eine gewiße schwierige, jedoch ohne Weitläuftigkeit zu entscheidende, Frage zu beantworten getraut, etliche Wochen vorher selbst die Frage als Problem aufstellen könnte. Mancherlei dergleichen kleine Zweifel in neuerer Kunstgeschichte würden sich vielleicht auch gut dazu qualificiren. Mit litterärischen Fragen gedenke ich in der Folge öfter zu kommen. Den versprochenen kurzen Beitrag von Recension habe ich eingesandt.[9]

Und so ist mir für heute nichts als die innige Versicherung meiner Verehrung übrig. W.

Zu einer haupt-lustigen Rüge möchte ich ein neu Büchlein unsers *Prof. Jur.* König[10] empfehlen, das völlig nur ein Register über ein fremdes Buch ist; die gefahrloseste Schreib-arbeit, die je einem Professor einfiel.

9.

Halle, den 30 Jan. 4.

Es ist mir eine wahre Herzens-Wonne, von Zeit zu Zeit noch Ihres Briefwechsels zu genießen, bis mir wieder so glückliche Tage, als die neulichen, werden. Von diesen muß ich noch einige Lichtstralen in meine itzige düstere Umgebung bringen, um nicht ganz ungeduldig zu werden, wozu mich das mir ganz ungesunde und unerträgliche Wetter machen möchte. Daß bei Ihnen die Unpäßlichkeit [1] so lange angehalten, lag so weit von meinen Gedanken, daß ich mir nicht einmal eine Erinnerung an das Unangenehme erlauben konnte. Nun hoffe ich jedoch, daß davon keine Spur mehr übrig ist.

Schon der Wink auf das Frühjahr, den ich in Ihrem Briefe finde, macht mir große Freude. Möchte doch auch Voß um diese Zeit beweglich werden, und nicht gar — wie man mir schreibt — nach Wzburg gehen! Der Erz Protestant, der das Lutherthum stiften würde, wenn es noch nicht da wäre.[2] Die Nachricht hat mich ordentl. erschreckt, da er die Augen immer nach Süden gerichtet hat.

Aus der unlängst übersandten Anzeige Ihres Trauerspiels rieth ich mehrere offenbare Rügen der Mama [3] wegzustreichen; izt wünschte ich einige davon zurück, die gar nicht uninteressant waren, um Ihrem Urtheil den Verfasser, ganz wie er war, darzustellen. Sollte der Aufsatz übrigens nicht in d. *J. ALZ.* gedruckt werden können, weil ohnehin vielleicht schon ein Anderer bei der Arbeit ist, so wüste, wenn er Ihnen nicht ganz misfällt, Eichstädt vielleicht ein anderes Plätzchen. Das wäre mir auf letztern Fall sehr lieb, da der Verf. jung ist, und nur erst 1 Alph. von sich gedruckt gesehen hat, das aber gleich nach der Erscheinung in die Hand eines Buben von Recensenten fiel.[4]

Noch wünschte ich, daß mir Eichstädt bald ein Verzeichnis von recensirbaren philol. Werken schickte;[5] nach seinem letzten Briefe scheint er mir aber keinen Mangel zu haben, sonst hätte er wol gegen den Tiefverschwiegenen (so, denk ich, werde ich Ihnen in solchen Dingen immer erscheinen) ein Wörtchen Klage fallen laßen. Dies war

ja die ewige Litaney der Mama in ihrem Wiegen Alter; aber, wie ich merke, tritt die Tochter gleich gut gerüstet auf, so eben gar mit dem *Corpus Juris.*[6] — Aber für größere Correctheit des Drucks wird gesorgt werden müßen.

Die Horaze von Mitscherlich[7] u. Döring[8] nimmt E. ohnzweifel selbst gern, und vor Ende meiner Ostermeß Arbeit werde ich nur mit kleinen Arbeiten dienen können: Aber bald hoffe ich doch eine Anzeige der Utrechter *Analecten Voll.* 4.[9] geben zu können. Für die Horaze würde auch Voß mit leichter Mühe viel thun können; aber noch sehe ich keine Zeile von ihm.

Wenn Riemer die *ALZ.* lieset, so wird er sich wundern, noch immer Privat-Docent in Halle zu seyn,[10] und das zugleich mit den 2 neuesten Mitgliedern der philosoph. Facultät.[11] Und mehr dergl. findet sich in einer Statistik der preuß. Litteratur, was sich zu artigen Anfragen in dem Reichsanz.[12] qualificirte, und üble Schlüße auf anderweitige Genauigkeit erregen möchte.

Den Gebrauch des zurückgehenden Bogens überlaße ich gänzlich Ihrem Gutfinden und Gutmeynen. Daß Creuzer[13] sich beworben, hörte ich gleich nach meiner Rückkehr auch hier. Hat man noch keinen Rec. für sein izt erschienenes deutsches Büchlein über die griech. Historik, so erbiete ich mich: es ist viel Gutes darin.

Hrn. P[rofessor] Meyer wünschte ich aus Ihrem Munde gütig empfolen zu werden. Sein kleiner Vorläufer — oder auch der Ihrige — über das Augusteum — wird der *M=a* das Nachlaufen erschweren.[14] — Doch ich schließe meinen unordentl. Brief, und das mit nochmaliger Entschuldigung dieser flüchtigen Art zu schreiben, mitten unter kalten Silbenstechereyen. Noch fällt mir ein für griechische in hiesigen Gegenden seltene Sachen gewis erbötiger Recens. ein, Prof. Alter[15] in Wien: sollte E. nicht einigermaßen seine Bekanntschaft haben, so mag er sich nur auf mich berufen.

Andre Postscripta spare ich auf nächste Zeit: für izt nur noch die herzliche Erneurung meiner Ihnen auf immer geweihten Empfindungen.

Fr. A. Wolf.

10.

Gleich den Tag nach unserer Trennung,[1] mein innigst Verehrter, lege ich dieß Blatt an, um noch einige Zeit mich in Gedanken Ihrer Umgebung zu freuen. Wenn so mein Brief eine Art von Supplement zu unsern Gesprächen wird, so verzeihen Sie ihm gewis den bunten Inhalt, den er haben wird.

Vorerst übersende ich Ihnen den von Reil geschriebenen Zettel über Steffens[2] Collegien, wobei aber das gedrohte polemische noch nicht ist, was er gleich nach der Ankunft *ad gustum sui praebendum*[3] wenige Stunden lesen will. Wäre er Meister der guten Methode, so könnte er sich vielleicht doch durch diese Stunden den Weg gut zu den folgenden ordentl. Collegien bahnen. Er dürfte, dächte ich, nur die Räthsel aufgeben, die er nachher lösen wollte, und hübsch alles verwirren, was weiterhin entwickelt werden soll. — Der Zettel mag bei Ihnen den Weg alles Papiers gehen.

Zugleich liegt der Entwurf über die hies. Bibliothek bei,[4] der nach gelegentlicher Lesung bei Ihnen so gut als bei mir aufgehoben werden kann, um einmal nebst andern Sachen hieher zurück zu wandern.

Bei der Bibliothek fällt mir eine Schrift ein, die ich unlängst in einem *Catalog* des *Leipz.* Buchhändlers *Steinacker* sah: *Lomonossow*[5] *de orig. lucis, cum nova theoria Colorum*, 1756. 4.— 4 gr. Sollte sie Ihnen unbekannt geblieben seyn, so würde mich der zufällige Fund freuen. Ich weiß nicht, wie ich nicht früher daran denken konnte. —

Von hiesigen Doubletten, die der dortigen *Bibl.* vielleicht fehlen möchten, setze ich fürs erste nach einer dunkeln Ahndung[6] nur diese hierher: 1/ *Filicaja Poesie Tosc[ane]. Parma, 733. 8.* 2/ *Jo[annis] Ciampini Monumenta musiv*[7] *etc. Rom, 690. f.* 3/ *Petiti*[8] *Leges Atticae. ed. Wesseling. 742. f.* 4/ *Hephaestion de metris. Ed. Pauw. 726. 4.* 5/ *Vitriarius illustratus.*[9] *Ed. Pfeffinger, 3 Voll.* Was Ihnen hievon gegen Winckelmanns deutsche *Monim. inediti*[10] zu nehmen gefällt, werde ich dann bei erster guter Gelegenheit schicken. Die 2te, so wie die 3te Nummer, würde am ersten dem Preise des deutschen Winckelmann beikommen.

Endlich ist die Frau Richter[11] aus Göttingen angekommen, wenig Augenblicke, nachdem Gilberts Thermolampe[12] die Zimmer bis zum Ersticken geheitzt hat. Sie hat also hier weder Wärme noch Licht gewonnen, und mitgebracht scheint sie auch von beidem nicht viel zu haben, wie mich heut Abend eine Essung gelehrt hat, die ich mit ihr abzuhalten hatte. Verdrießlich komme ich, wie gewöhnlich, zurück; und suche mir den Kopf durch diese Zeilen und das Andenken besserer Tage ein wenig zu beruhigen, um ihn auf morgen brauchen zu können.

Im Augenblick sendet mir Reil seine Schrift.[13] Da ich vermuthe, daß Ihnen der neue Berlichingen[14] noch einige Tage kosten u. die versprochene Sendung an mich verzögern wird, so will ich Ihnen lieber sogl. heute dieß und alles Obige senden, um vielleicht mit dem Winckelmann wieder zurück zu erhalten, was Ihnen dann unbrauchbar ist. Die delikate Materie über die Routiniers wird, so behandelt, wie ich voraus sehe, vorzügl. in Berlin bei der Direction der großen Pepiniere sehr böses Blut machen.[15]

Tausend Empfehlungen von mir oder vielmehr von uns an die theuren Ihrigen, worunter ich izt auch, mit Ihrer Erlaubnis, den guten Riemer rechne.

Mit unendlicher Hochachtung und Liebe

Ihr

Halle, 7 Sept. eigenster u. verbundenster

1804. FAWolf.

L'optique des Couleurs per Castel. Paris. 740[16] kömmt mir eben in einem *Catal.* vor.

11.

Halle, 18 Spt. 1804.

Wenn mich meine Ahndung am vorigen Sonnabend[1] nicht täuschte, so erweckte Ihnen das umgebildete Schauspiel Zufriedenheit genug für die erste Aufführung; und wir freuten uns beim Schlafengehen, daß Sie endlich die erste große Schöpfung der Jugend so gut dargestellt sahen. Das Publikum muß, denke ich, ein solcher halber Bekannter auf eigene angenehme Weise ansprechen. Wir werden es Ihnen angelegentlich danken, wenn Sie uns gelegentl. ein Wörtchen über den wirklichen Erfolg sagen.

Heute schreibe ich blos, um Ihnen zu melden, daß sich unerwartet gestern auf der Bibliothek unter dem Wuste roher Sachen der deutsche Winckelmann gefunden hat, eine Uebersetzung bei Schöne[2] zu Berlin, ohnzweifel das Buch, welches Sie zu schicken versprachen.

Um dieß Nichts doch mit etwas, das wenigstens dann Geräusch genug vor vielen Ohren machen muß, wenn die Ankündigungen in Erfüllung gehen, zu begleiten, lege ich den vor kurzem erschienenen Lectt. Catalogus bei. Der Vorsatz von Steffens noch vor Michael loszulesen, soll nun unterbleiben. Vorgestern ist er angekommen. Ueber *no.* 3 bei meinem Namen[3] möge Ihnen ein Lächeln ankommen; mich aber gereut schon izt der Gedanke ein wenig, seitdem ich etliche Tage die traurigen *monumenta christiana* in Eins weg vor Augen gehabt und die Polyglotten umgewälzt habe. Als ich die Jahre her zuweilen eine Nebenstunde drauf wandte, schien die Sache anlockend; aber das häßliche Orientalisch, worein man zugleich einzugehen gezwungen ist, und am Ende die arme Ausbeute der ganzen mühseligen Arbeit schreckt ab. Doch ich habe das Brodkörbchen so hoch gehängt, daß mich vielleicht die Zuhörer — ganz dispensiren.

An Ihre Lieben unsere besten Empfehlungen, ganz besonders von Mine, die sich auch Ihrem eignen freundlichen Andenken empfolen wünscht.

Wolf.

12.

Halle, den 11 Febr. 1805.

Gewiß darf ich Ihnen, mein Verehrtester, nicht noch izt die Versicherung wiederholen, wie erfreulich mir jede Zeile ist, die von Ihnen kömmt. So war es auch Ihr letztes gütiges Schreiben schon an sich, noch mehr aber als der erste Aufruf aus einer Lethargie, worein mich dieser mir besonders feindselige Winter gestürzt hat. Ich weiß nicht, war es frühere körperliche Stimmung, oder der ununterbrochene Zug lästiger Arbeiten, die mich grade die letzten Monate drückten, was mich seit Anfang dieses Jahres zu Allem stumpf gemacht hat. Ich habe endlich sogar zu

einem Mittel gegriffen, das ich sonst niemals an mich kommen lies: ich habe eine meiner Vorlesungen mitten im Cursus geschloßen[1], aber eben die, welche mir gewöhnl. immer die schönsten Frühstunden verdarb: Es waren die leidigen Evangelien, die Ihnen der Erkundigung werth schienen;[2] ich las sie vor etlichen 30 als Privatissimum, und lateinisch: aber auch so lies sich die Schlechtigkeit des Zeugs, woraus niemand etwas lernen kann, nicht zur Hälfte sagen oder deutlich machen. Das erträglichste war mir noch im Anfange die Prüfung der neuen Eichhornschen Kritik,[3] die ein Muster in ihrer Art ist, an die erste Quelle von Legenden zu kommen, die ungefähr so die höhere Kritik vertragen, wie die Frage über Entstehung und Bildung manches Volks-Romans voriger Zeiten. Doch selbst die Erinnerung an die rein verlorene Zeit ist verdrießlich.

Desto schöner ist, wie es scheint, Ihnen, zumal bei den neuen Umgebungen, der Winter hingegangen. Auf die Früchte davon freue ich mich im Voraus ungemein. Immer glaubte ich, nach einer Ihrer Aeußerungen, gegen Weihnachten den Abdruck der Winkelmannischen Briefe[4] zu Gesicht zu bekommen; ich hoffte dann, mich mit erneuerter Begeisterung für den Mann einige Tage in Ihre Idee versetzen zu können, um über W. als Kenner der eigentl. Litteratur des Alterthums ein paar Gedanken aufzuschreiben. Aber allerdings wäre es mir förderlicher gewesen, auch nur durch wenige bestimmtere Fragen, worauf Ihre Zwecke hinführen, nähere Anläße zu erhalten.[5] Auf jeden Fall indeßen wird Ihnen in den nächsten 14 Tagen ein Blatt, so gut ich es izt geben kann, meinen guten Willen zeigen.

Mit dem letztern muß ich leider eine Menge Vorwürfe abfinden, die ich mir für izt zu machen habe. Selbst von den Homerischen Sachen kann ich zu Ostern kaum das Drittheil endigen, was ich zu liefern hoffte.[6] Eine neue Arbeit in Vergleichung von etlichen Platonischen Handschriften, die mir von München mit den freundlichsten Aeußerungen des edeln Kurfürsten[7] geschickt wurden, und mich zu sehr reitzten — lies mich einige Wochen alles andere vergeßen. Besonders war Ein Codex darunter, ein wahrer Fund, selbst für die Münchensche Bibl. Der *Cata-*

log, so wie die Aufschrift, kündigten »allerlei *Fragmenta Platonis*« an, u. bei näherer Ansicht fand sich darin die ganze *Republ.* nebst *Timaeus;*[8] u. diese beiden Werke mit den treflichsten Lesarten, wie man sie durch Conjecturen so leicht nicht findet.

Sonst erinnere ich mich eben auf nichts Neues von Bedeutung, und was mich die Zeit her an sich gezogen hätte. Dank sey Ihnen, daß mir der Anfang jeder Woche durch die von Jena kommenden Blätter noch immer so schön erheitert wird: denn den Einflus Ihres Geistes glaube ich überall zu sehen. Endlich hoffe ich doch, daß mein Antheil daran nicht blos in Genuß u. Wünschen u. Loben bestehen soll.[9] Izt bitte ich angelegentlich um Geduld mit dem Schwachen.

Das erste und sicherste Mittel, mir eine beßere Stimmung zu geben, wird um Pfingsten eine Reise von mehrern Wochen seyn. Wie glücklich, wenn es Ihnen dann bequem ist, mir einige Tage in Weimar zu schenken,[10] und an einigen Ihrer neuen Treflichkeiten Antheil nehmen zu laßen. Vielleicht entschließe ich mich, in das Liebensteiner[11] Bad zu gehen, wo die Natur sehr reitzend u. das Waßer auch nicht ganz ohne Wirkung seyn soll.

Indem ich schließen will, höre ich mit Bestürzung eine von Bertuch hergebrachte Nachricht über eine Ihnen plötzl. zugestoßene Krankheit.[12] Ist sie wirklich von Bedeutung, wie wir nach der Erzählung fürchten müßen, so wird mir dieß ein neuer Kummer; sollte es vorübergehend seyn, so wünsche ich unter den ersten in der Ferne zu seyn, die es erfahren. Meine Tochter empfielt sich Ihnen und allen Ihren Lieben, wie ich selbst, aufs herzlichste. Unwandelbar

Ihr

W.

13.

H. 5 Merz 1805.

Blos, um Ihnen, edler geliebtester Mann, heute ein Wort der Freude zu sagen über die letzten beruhigendern Nachrichten, die so wohl gegen das Kopfschütteln von Weimar aus abstechen, blos darum schreibe ich heute:

denn schon in 8 Tagen hoffe ich Ihnen nebst dem eben Empfangenen meine paar Gedanken über das philol. Verdienst von W[inckelmann] zu übersenden. Grade gegen Ende dieser Woche habe ich einen ganz freien Tag, den ich der Sache widmen werde. Aber im Voraus geben Sie meiner Bitte Raum, jeden Gedanken, den Sie darin gut u. nützlich oder nur nutzbar finden, als Lückenbüßer hier oder dort einzubringen, und mit dem Ganzen zu machen, was Ihnen grade in einem verdrüßlichen Augenblick, wenn Ihnen dergleichen nicht gänzl. fremd sind, zu thun einfallen möchte.

Die schönen Vorsätze, sich zum Genuß des Frühlings zu rüsten, die Sie auch mir als Wünsche empfehlen, scheinen schon vom Wege her etwas bei mir gewirkt zu haben. Kurz vor Empfang Ihres Schreibens fieng auch ich an, mich ein wenig wohler zu fühlen, und denke es bald noch beßer zu finden, sobald ich nur die fatale Lese-Last von täglichen 2 Stunden abgeschüttelt habe. Ueberhaupt drückt mich letztere seit ein paar Jahren sehr, wovon ich früher nichts, vielmehr das Gegentheil empfand; fast meine ich, es ist erst seit der Zeit her, wo der herrl. Ruß. Alexander seinen Professoren erlaubt hat, nach 21 Jahren mit ihrer Pension, wohin jeder wolle, zu gehen[1]; ich lese nun schon seit meinem 20sten Jahre, neml. seit 1782[2]; nimmt man mich aber nicht in das große Hospital, die Berl. Acad.,[3] so werde ichs wol noch eine Zeitlang treiben und alles, was ich bisher zur Ausarbeitung vorbereitet habe, zurückliegen laßen müßen.

Daß von dem Uebersandten niemand das Geringste zu Gesicht bekommen werde, geschieht schon nach einer Regel, die ich mir von jeher in jedem ähnl. Falle aus gleicher Furcht vorschrieb.

Wie freue ich mich schon izt auf das Wiedersehen!

Meine innigsten Empfehlungen an die Lieben und von uns herzlich Geschätzten Ihres Hauses.

Ihr
mit ganzer Seele eigner
Wolf.

14.

H. den 18 Merz 1805.

Das Etwas, was ich hier beilege, mein theuerster Herr Geheimerath, ist noch weit weniger, als ich mir anfangs selbst zutraute — es ist, wie Sie sehen, kaum lesbar, aber ich wollte Einmal ihrem Verlangen gehorchen. Und Sie wißen, was oft die *gloria obseq[uii]* ist.

Izt streiche ich sogar die Ueberschrift aus: Einiges über W. als Gelehrten.[1] Denn es befriedigt kaum von irgend einer Seite.[2] Doch liegt die Schuld nicht an mir allein, sondern auch an dem Stoff. *Palmariae emendationes,* wie meine Leute sagen, oder auch Aufklärungen einzelner Stellen, die den wahren Philologen verrathen, sind überaus selten bei W.,[3] und in historischer Kritik ist er gar nicht gewandt und nicht gewißenhaft genug. Aber wäre er mit größerm Talent zu dergl. Studien geboren, vermuthl. sprächen wir dann nicht so viel über ihn. Izt, indem ich das Geschriebene leicht durchlaufe, wünschte ich, jenes in ein deutlicheres Licht gestellt zu haben. Doch es steht, wie ich schon neulich bat, ganz in Ihrer Hand, was Sie mit den Blättern machen wollen; zum Druck sind sie auf keinen Fall reif; überall merke ich, wenn mir einmal die Gelegenheit in der Frau Muttersprache zu schreiben kömmt, daß ich mehr lateinisch denke. Denn wahrl., weit leichter wird mirs in der letztern Sprache zu schreiben. Uebrigens freut es mich, daß ich, da ich die 4 mir mitgetheilten geschriebenen Bogen erst nach dem Niederschreiben meiner Gedanken las, doch mit Hrn. Pr. Meyer mehr als Einmal zusammengetroffen. Auch für das lehrreiche Vergnügen bin ich Ihnen von ganzer Seele verbunden, welches ich aus dem gedruckten Anhange zu den Briefen gezogen habe, wiewohl ich nur sehr flüchtig lesen konnte.

Hier geht alles in dem gewöhnl. armseligen Gange fort. Der Loder[4] schreibt sich nach Berlin über endliche Realisirung von Medicinal-Anstalten die Finger entzwei; der arme Massow[5] muß zuweilen Briefe von 4—6 Bogen lesen, wo ihm allerlei Bitterkeiten gesagt werden, aber so in Syrup getaucht, daß sie für jeden andern noch un-

erträglicher würden. Ich kriege denn gewöhnl. Anschreiben u. Antworten zu Gesicht, so oft ich will.

Vier oder 5 andere Proff. haben ein sogenanntes *Cameral*-Institut[6] errichtet, da M. ihren Wunsch nicht erfüllen wollte, eine völlig getrennte — 5te Fakultät zu stiften. Das Spaßhafte ist, daß dieselben Leute, die theils zur philosophischen, theils zur jurist. Fakultät gehören, nun doppelt ins Gewehr treten wollen, u. sogar ohne Veränderung der Uniform.

Zur Stütze der Juristen-Fak. ist, wie ich höre, so eben ein Erfurteur, Namens Wehrn[7], angelangt. Es soll ein eigenes Stück von academischen Alterthum seyn.

Die Natur-Philosophie, die unter meinen Wohnzimmern ihr Wesen gar nicht übel treibt — (Steffens lieset in meinem Auditorium[8] und ist noch nicht von den Zuhörern verlaßen, die doch also neben den Worten auch einige Sachen hören müßen) sie macht übrigens wenig Aufsehen hier, St. aber[9] sich durch den widrigsten Egoismus viele Feinde.[10] Weit beßer gefällt *Schleiermacher,* aber Zuhörer hat er vom Anfange des Winters so wenige gehabt, daß ihn dieß fast muthlos zu machen scheint.[11]

Ich höre die Glocke schlagen, die meinen Brief abruft, und will eilen, damit es mir nicht wieder ergehe, wie vorigen Posttag, wo mich ein Besucher an der Erfüllung meines Versprechens störte.

Von einer neulichen Krankheit[12] in Ihrem Hause wird sich, wie ich wünsche u. hoffe, izt nur noch ein Andenken erhalten, zumal bei dem schönen Wetter.

Unwandelbar

Ihr

verbundenster Diener

W.

15.

H. den 23 Apr. 1805.

Es ist mir nicht möglich, mein Verehrtester, nochmals in Ihr Haus zu schreiben, ohne Ihnen ein paar Worte von den vielen, von denen seit mehrern Wochen das Herz gedrängt ist, zu sagen: denn bis Pfingsten ist es noch lange, allzu lange.

Etwas wünschte ich am wenigsten Ihnen früher durch den Ruf als durch meine eigene Anzeige bekannt gemacht. So erzählt mir gestern der Welt-Correspondent Loder, er erfahre eben aus einem Briefe aus Baiern, daß ich in kurzem die hiesige Stelle mit einer in jenem Lande vertauschen würde; doch das war auch alles, was er wuste; und nun habe ich ihn soweit gebracht, daß er nicht einmal dieses weiß. Ihnen sei also hiemit die erste Nachricht, (und, wenn das Gerücht einschläft, Ihnen allein) daß man mir seit etwa 7 Wochen von München aus sehr reitzende Anträge gemacht hat, in die neu organisirte Acad. d. Wiss. als erstes Mitglied im Fach der alten Litteratur zu treten. Die Ansehnlichkeit der Bedingungen rührt mich weniger, desto mehr die völlige Muße von Geschäften, die angenehme Stadt, das Klima, besonders die treflichen litterarischen und Kunstschätze, die Aussicht leichter und öfter reisen zu können etc. kurz recht Vieles würde mir grade lange gehegte Wünsche befriedigen[1]. Gleichwohl habe ich in Absicht der Einrichtungen bei der Academie noch gewiße Bedenklichkeiten, die mir erst alle weggeräumt werden müßen, wenn ich mich fortbewegen soll. Hier, im Orte selbst, hält mich zwar sehr Weniges — er ist mir sogar in den letzten Jahren durch häusliches Ungemach fataler geworden — aber in hiesiger Gegend giebt es etwas, das mich fesselt; und etwas sehr wichtiges hievon ist Ihnen gewis leicht zu errathen, da Sie mich kennen. Denn wo sollten solche Pfingsten, als ich bei Ihnen zu erleben hoffe, in Baiern mögl. seyn? Ueberall machen aber die Menschen, die mich dort außer der Academie umgeben möchten, schon in der Ferne keinen recht anziehenden Eindruck auf mich, wiewohl ich mich hierüber aus Unkenntnis sehr irren kann. Alles steht übrigens izt so, daß, wenn man mir nicht jeden vorläufigen Wunsch vorläufig erfüllt, ich hier bleibe: und fast vermuthe ich diesen Ausgang wegen der Art meiner Bedingniße: wo nicht, dann fordern mich alle mögliche Pflichten auf, selbst gegen Neigung, zu ziehen. Im letztern Fall möchte ich mich auch deshalb freuen, weil dann gewis die *J. A. L. Z.* an mir einen rüstigen und monatl. thätigen Recensenten er-

halten würde, da ich izt kaum ein jährlicher sein kann. Noch möchte ich das Verlangen beifügen, von Ihnen über die Angelegenheit ein Wort des Raths und der Theilnahme zu empfangen.

Izt hoffe ich mit Zuversicht, indem ich den Weimarischen Unglücksbothen nicht mehr traue, daß Sie sich auf dem besten Wege zur vollen Gesundheit befinden. Käme nur endlich der wahre Frühling an, nachdem das Frühjahr schon lange als Nachwinter da war! Auch ich litt mehrere Tage an einem argen Catarrh, und kann heute zuerst wieder ein wenig mir zumuthen.

Auf ein ausführliches Schreiben von Ihrer Hand thue ich izt gern Verzicht, wenn ich damit dem Winckelmann eine Viertelstunde rauben sollte, ich meine, wenn er wirkl. noch *Cottae pumice mundus*[2] zur Meße ausstehen soll. Fast fürchte ich aber, das kann nicht geschehen; und in Absicht meiner möchte ich sagen, ich hoffte es: izt würde ich Ihnen wenigstens einen etwas bessern u. weit vollständigern Aufsatz geben können, wenn ich binnen 8 Tagen den vorigen wieder durchsehen u. umschreiben könnte.[3] Während einiger catarrhalischen Tage ist mir vieles in die Gedanken gekommen, wovon dort nichts berührt seyn wird; aber 8 Tage später wird es freilich wieder dahin seyn, wohin so vieles Ungeschriebne geht. Ohne Ruhm zu sagen: ich glaube, auch dem mittelmäßigsten Denker verschwinden das Leben hindurch ein Haufen Ideen, die gesammelt sich oft besser ausnähmen, als die, zu deren Erzeugung er sich anschickt.

Meine besten Empfehlungen an die theuren Ihrigen, wie auch von meiner Tochter an Sie selbst und jene. Unwandelbar Ihr

innig ergebenster

W.

Das armselige Geklatsch über Jena erhebt sich izt von neuem. Auch Gabler,[4] heißt es, sey schon so gut als weg. Von einem der Höfe[5] soll sogar der Vorschlag geschehen seyn, die Univers. ganz aufzuheben!!

16.

Halle, den 21 May 1805.

Endlich naht die schöne Woche, auf die ich mich so lange freute, mein innigst Verehrter, über Alles Geliebter! Gegen Donnerstag vor Pfingsten wünschte ich mit meiner Mine bei Ihnen und Ihren Lieben zu seyn. Auch das reisende, gewis überall, wie in Frankfurt, willkommene Mitglied gelehrter Gesellschaften ist doch nun wieder zu den häuslichen Laren gekehrt?[1] Die Briefe bringen wir selbst zurück; bei Lesung des einen wünschten und ahndeten wir, von Ihnen einst in gleichem Alter ähnliche Beweise von körperl. und geistiger Munterkeit zu sehen.[2] Izt freuen wir uns, daß wir in den letzten Wochen keine ungünstige Nachricht von dem Fortgange Ihrer Genesung gehört haben, in Wochen, wo das Schicksal so hart gegen Sie war. Täglich sind wir im Geist um Sie gewesen, und unser Antheil war gewis so gros, als er von Fremden seyn kann.[3]

Doch dem Freunde in der Nähe kann bei einem Leben, das oft schon plötzlich zu verlöschen drohte, u. früher schon blos durch den regen Geist zusammengehalten wurde, ein solcher Schlag keineswegs unerwartet gewesen seyn. Furchtbar tönte indeßen hier Allen, die auch jenes wusten, die erste Nachricht, u. erregte allgemeine Theilname.

Ich schreibe in großer Eil, um doch heute zu schreiben. Sollte, was ja so leicht mögl. ist, Ihnen meine Hinkunft zu einer spätern Zeit angenehmer seyn, oder irgend ein Hinderniß obwalten, so erlauben Sie in diesem Falle mir, eine Antwort vor Dienstag früh erwarten zu dürfen. Denn vielleicht mache ich einen größern Umweg, entweder über Leipzig, oder über Drakendorf, wo izt die Loder ist, u. nebst Silvia Z[iegesar][4] durchaus verlangt, daß meine Tochter auch dort ein paar Tage zubringe.

Unsere besten Empfehlungen und Wünsche an und für Sie und Ihre Lieben begleiten meine Zeilen, wie die unwandelbarste Verehrung

Ihres

ganz eignen

Wolf.

17.

Mittw. [5. Jun. 1805.]

Der Fürst, der uns auf die erste Nachricht vom Thore zur Mittagstafel einladen lies, u. da wir dieß verbaten, uns gleich nach Tische aufsuchte, auf dem Schloß u. zu den an der Erde noch stehenden *Coloſs*-Köpfen führte, dann in der Gegend umher fuhr — hat sich durch so oft wiederholtes Bitten u. Dringen unser so bemächtigt, daß morgen noch kein Heimkommen möglich ist. Ich habe es Hrn. Prof. M[eyer] entscheiden laßen, um nicht den allzuhartnäckigen zu machen; u. er hat so entschieden. Es soll morgen nebst Hrn. v. Beulwitz[1] eine Tour nach Sch[warz] Burg gemacht werden.

Auf hohen Befehl geschrieben, auf Sr. Durchlaucht Zimmer, unter vielen Empfehlungen an Sie, mein Verehrtester.

Pr. M. wünscht die Nachricht auch in sein Haus.

Innigst u. immerdar
Ihr

Rudolstadt. treu ergebenster
W.

18.

H. den 16. Jun. 5.

Nur drei Zeilen, mit der schlechtesten aller Federn, um dem gleich zurückgehenden Kutscher ein paar Worte des empfundensten Danks für die frohen Tage bei Ihnen mitzugeben.

Die letzte Nacht war nicht so gut, als die dortigen, u. die gute Absicht der freundlichen Rathgeberin,[1] der wir beide uns bestens empfehlen, weit über dem Erfolg. Eine Gesellschaft fremder Verwandten muste schnell die 2 Zimmer räumen, wo das erhabne Bette, gleich dem auf Baumstämmen erbauten Ulyssischen,[2] mir — allen Schlaf verdarb. Doch hat mich die heutige reine Luft u. das gute Wetter völlig wiederhergestellt. Dieß alles glaubte ich Ihnen, mein innig Verehrter, schreiben zu müßen, um Ihnen Vorsicht wegen der Reise zu empfelen, zumal bei diesen langen Tagen u. der Wahrscheinlichkeit, daß Sie zuerst nach L—dt[3] gehen möchten.

Denn so eben erfahre ich von sicherer Hand, daß *Gall*[4] vor Mitte Juli, allem Ansehen u. eignen Briefen zufolge, hieher nicht kommen werde, wol gar erst gegen das Ende des Monats.

Auch meine Tochter dankt und empfielt sich Ihren Lieben auf herzlichste.

Die Ankunft in L. oder, wenn Sie lieber wollen, gleich hier, laßen Sie mich wol ein paar Tage vorher wißen. So eben finde ich einen Brief vor, der vielleicht in den nächsten 3 Wochen eine 5—8tägige Reise nothwendig macht.

Ganz u. unwandelbar

der Ihrige,

W.

19.

H. den 28 Jun. 1805.

Schon den 8ten oder 9ten Jul. wird *Gall* seine Vorless. anfangen. Ich erfahre dies aus einem Böttigerschen Briefe, der mir eben vor Abgang der Post communicirt wird, u. eile daher, Ihnen die Nachricht weiter zu geben. Trügt mich meine Vermuthung nicht, so ließen Ihnen die angefangenen Arbeiten noch keine Ruhe, um an Lauchstädt oder mich zu denken; u. ich freue mich izt, daß mein Brief zu rechter Zeit kommen wird, um nichts bei Ihnen zu übereilen.

So hoffte ich denn die Freude zu haben, Sie den ersten Sonnabend[1] nach Empfang dieses in meinem Hause wieder zu umarmen, und, worum ich noch ausdrückl. bitte, in der gewohnten Begleitung. Denn bei diesem ersten Austritt aus den häuslichen Bequemlichkeiten muß es Ihnen doppelt angenehm seyn, die Reise nicht allein zu machen. Von unsrer Seite wollen wir denn alles thun, was das kleine Haus vermag, Ihnen den Aufenthalt bei uns behaglich zu machen. Schön wäre es, wenn sich Meyer doch auch noch entschlöße, auf einige Zeit nachzukommen.

Halle habe ich in einem fatalen u. schämenswerthen Zustande wieder gefunden.[2] Izt noch sind überall die Spuren davon sichtbar, besonders Magdeburger Commissärs, die die Unthaten der *Dames de la Halle* untersuchen, u. eine Menge Reuter, die die nächtl. Sicherheit erhalten

sollen.[2] Wie sehr Lauchstädt hierunter leide, ist Ihnen ohne Zweifel schon bekannt.

Doch ich muß schließen, u. kann nur noch meine u. Minens herzl. Empfehlungen an Ihre Lieben hinzusetzen.

Mit ewiger Anhänglichkeit Ihr

W.

20.

Mittwoch. 3 Jul. 1805.

Herrlich u. vortreflich, daß Sie uns nun wenigstens näher gerückt sind! Aber in Lauchst. hoffte ich Ihre ersten Tage nicht zugebracht, weil ich mir schmeichelte, doch etwas eher für Ihre Bequemlichkeiten sorgen zu können, zumal wenn Sie die gute freundliche Anordnerin mitbringen wollen, wie ich schon neulich bat.

Gall fängt nächsten Mont., spätestens Dienst. zu lesen an. Später als Sonntag sollten Sie also billiger Weise nicht zögern.[1]

Nun noch etwas, das südliche Land[2] betreffend. Vor 7 Tagen erhielt ich mit einer Staffette, die noch mehrere andere Briefe brachte, vom König aus Alex. Bad[3] die ersten mir ganz unerwarteten Einladungen hier zu bleiben — mit dem Schluß: »ich hätte von seiner Achtung u. Werthschätzung alles zu erwarten.« Da dieß Alles etwas viel war, so suchte ich in der Antwort, bestimmtere Erbietungen zu erfahren. Hierauf erhielt ich vor 3 Stunden eine ausdrückl. Staffette mit einem Schreiben, worin er mir eine angemeßene Gehaltsvermehrung verspricht, Beyme[4] aber sich entschuldigt, daß von dort aus nichts Detaillirteres geschehen könne, daß aber mehreres, was ich zunächst einzeln wünschen würde, vom König gewährt werden würde,[5] wenn ich bleiben wollte: er, B., übernehme die Bürgschaft.«

Nun bin ich von neuem in *suspenso.* Ich schreibe dieß vom Berge[6], wo ich von Madeweis[7] so viel Papier u. Tinte erhalte, als zum Ausdruck meiner ersten Freude über Ihre Ankunft nothwendig ist. *Madew.* läßt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen.

Ihr

ganz verbundener

Wolf.

[Einlage:]

Irre ich nicht, so hörte ich einst von Ihnen *Sprat Hist. of the Roy. Society of London* erwähnen.[8]

Von diesem Buche, u. noch mehr von der franz. Uebersetzung[9] finde ich eben im *Montucla Hist[oire] d[es] Mathemat[iques] T. 2. p. 487*[10] ein schreckl. hartes Urtheil. Ich merke dieß an, wenn es Ihnen etwa noch unbekannt seyn sollte.

21.

H. 8 Aug. 1805.

Es hat mir wehe genug gethan, statt des Göz[1], auf den ich mich so unbekümmert um das Datum des höchsten Geburtstags freute, einer historischen Lection als *Panegyrikus*, u. Abends einem heißen Balle beiwohnen zu müßen; aber es schien doch Ehrenhalber nöthig, die Aufopferung zu machen. Gewis hoffe ich indeßen, das Stück, das viele meiner jungen Freunde hoch entzückt hat[2], noch izt in Lauchstädt zum 2ten mahle[3], u. also nicht weniger gut gespielt, sehen zu können. —

Auf den Sonnabend Nachmittags würden wir, auch ohne Glocken[4], bei Ihnen seyn. Schon lange sehnen wir uns, den Erfolg Ihrer Cur von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Erst Montags vor 9 Uhr denke ich wieder hier zu seyn. Bisher hielt auch das allzu unbeständige Wetter von kürzern Farthen ab.

Ueber die angekommenen Münzen übersende ich Ihnen hiebei das verlangte Licht, was leicht zu finden war.[5] Dagegen werde ich Ihnen nächster Tags ein paar 100 sicilischer u. gros-griech. Münzen vorlegen, die ein reisender Freund, der ehmals hier studierende Däne *Gierlew*[6], so eben mitgebracht hat, worunter seltene, feine Stücke sind.

Von Helmstädt erwarte ich tägl. Antwort auf die Anfrage, ob man wol zwischen dem 15—18ten d. den Ehrenmann zu Hause finden werde.[7]

Mit tausend herzlichen Grüßen u. Empfehlungen an die lieben Ihrigen verbinden wir den Wunsch, beide auch bald hier zu sehen; vielleicht daß sich in kurzem wieder ein kleiner Ball arrangiren läßt. Das hoffen wir übrigens, ist bei Ihnen schon entschieden, wie wir es wünschen,

nicht eher den Rückweg nach Weimar anzutreten, bis die sicherste Hofnung fester Gesundheit für den Winter begründet ist. Dann wollen wir Ihr Hierseyn mit doppelter Freude feiern.

Wolf.

Darf ich bitten, die Inlage beim Stadtschreiber *Schlegel* gefälligst abgeben zu laßen. —

22.

Warlich, das geht doch noch über die Nienburgische Staupe,[1] nun auch den griech. Plotin im Bade zu lesen![2] Möge es Ihnen, mein Allerliebster, eben so gut bekommen, als jener Gang. Aber die klassische Stelle über die Feyer des Geburtstags werden Sie sicher im Texte ein wenig anders finden, als Sie sie anwenden. Wahrscheinl. geht sie auf das, was der erhabne Weise von seinen Freunden wünschte, u. es wird nicht *celebrare* sondern *celebrari* heißen müßen.[3] Lustig genug aber wäre es, wenn der Uebersetzer öfter Active aus Passiven gemacht hätte. Doch, die Stelle *quaest[ionis]* muß aus *Porphyrii* Leben des Pl. gezogen seyn,[4] wovon der Text in der Ausgabe, die ich Ihnen hier sende, nicht mit begriffen ist.

So laut indeßen Ihr Geburtstag, auch durch hellen Gläserklang auf die Fortdauer Ihres Wohlseyns, gestern gefeiert wurde, so unbehaglich war mir doch der Tag, als der erste, wo mein Haus wieder in seine gewöhnliche Oede zurückkehrte.

Sehr begierig bin ich nach einiger Nachricht über den Besuch einer bessern Muse, als jene Plotinische ist.[5] Möge er recht bald eintreten.

Kaum erlaubt mir die Zeit, mehr als die wärmsten Empfehlungen der Mine beizufügen. Aber das muß ich Ihnen doch noch sagen, daß ich es gewis nicht werde übers Herz bringen können, mit Loder und dem Zuge seiner Familie zu Ihnen zu kommen, wie die vorläufige Abrede war. Die Gesellschaft, fürchte ich, möchte mir die Freude sehr verderben. Dauert Ihr Aufenthalt, wie ich izt sicher voraussehe, noch über den zweiten nächsten Sonntag hinaus[6], so werde ich, wie auch das Wetter sey,

an dem Tage noch einmal zu Ihnen eilen. Bis dahin erfreue ich mich im Geist Ihrer Nähe u. der herrlichen Früchte des Bades.

H. den 29 Aug. 1805. W.

23.

Nachdem gestern allenthalben vergeblich nach einer Gelegenheit gefragt wurde, kömt heute glücklicherweise der neuliche Freund wieder, um Ihnen einige Lectüre zuzuführen. Möchte etwas darunter seyn, was Ihnen bis zum Eintritt der höhern Stimmung die Zeit verbringen hölfe! Vielleicht können Sie mir izt dieß und jenes bestimmter nennen, was in meiner Gewalt ist; in dem Grenzenlosen zu wählen, ist ja gar zu schwer.

Heute drohte Ihnen ein Besuch von der Loderschen Familie, aber aus Furcht vor Weg u. Wetter ist er auf einen der nächsten Tage verschoben. Der sehr elegante Schädel, den sie mitbringen werden, wird Ihnen Vergnügen machen.

Durch Gotha ist Gall schnell durchgereiset, von einer Laune des Herzogs, den er gar nicht gesehen, abgeschreckt. Aber in Gött. lieset er bereits, und nicht ohne den guten Erfolg, den man seiner Gegenwart, selbst dort, hätte versprechen können. Noch hört man auch nichts von aufgegangenen Pulverthürmen.[1]

Die Buttmannische Gramm.[2] habe ich außer den Buchläden nicht auftreiben können; u. ich wuste nicht, ob Ihnen mit einem ungebundenen Ex. gedient wäre. Statt derselben schicke ich Ihnen ein paar Bout. cicadischen Tranks.[3]

Sehnlich erwarte ich Nachrichten von Ihrem geistigen u. leibl. Wohlbefinden.

W.

Halle, den 1 Sept. 1805.

24.

Halle, d. 10 Sept. 1805.

Grade in der Stunde, wo wir unsre lange Sehnsucht nach Ihrem Wiedersehen stillen wollten — wir wollten

eben abfahren — wurde uns Ihr lieber Brief nebst den Büchern überbracht. Das war allerdings ein schlimmer Fehlschlag; aber denken kann ich mir wohl, wie Ihnen zwischen den heimischen Einladungen und dem Lauchstädter Erndte-Getümmel[1] zu Sinn seyn muste, zumal da es nicht zur Entbindung der schönen Conceptionen kam.[2] Herzlich wünsche ich, daß ihr schönere September Tage in der erneuten Umgebung günstiger seyn mögen, u. daß ich einer der ersten nur die Nachricht der Vollendung erhalte, wenn ich gleich mit andern das Anschauen länger entbehren soll. — Vieles andere, was ich Ihnen schreiben wollte, hat, sehe ich, die Mine in einem Prolog zu dem bestellten Monolog gesagt: von mir hat sie dabei nur Einen Gedanken benutzt, das Beywort für ihre Iamben.[3] Ich hoffe, die Lust wird Ihnen nicht wieder ankommen, das unpoetische Mädchen zu so etwas aufzufordern.

Mit Reil[4] sprach ich gelegentlich einige Tage vor dem Sonnabend schon, wo ich Ihre letzten Lauchstädtischen Zeilen erhielt. Noch immer schwankt er, obgleich nach mehrmaligen ruhigen Ueberlegungen, wozu ihn schon der Fall selbst reitzen muste, zwischen 3 Vorstellungsarten, worunter aber dem philologischen Wahrsager nur die eine recht wahrscheinl. dünkt, nach der die schmerzhaften Krämpfe zur Rheumatalgie[5] gehörten — ein recht schönes sonores Wort, das nun für Sie auf ewig ein Wort bleiben müße. Sollte indeß jemals aus diesem oder den 2 andern vermutheten Pandorenvasen etwas sich wieder bei Ihnen melden, so verspricht R. mit einiger Zuversicht festverschließende Deckel darauf. Doch, ahnde ich recht, so wird der vom Schneider gemachte schon die erwünschte Wirkung thun.

Indem ich den heutigen Vormittag in zehnerlei Sachen zertheilt bin, kan ich Ihnen nicht die Hälfte von dem sagen, was ich bei der itzigen Trennung von Ihnen fühle. Denn wenn gleich Ihre Gesundheitslage nur eine halbe Existenz gab, so freue ich mich doch der Wochen Ihres hiesigen Aufenthalts mit inniger Sehnsucht nach der Wiederholung. Aber auch die Reiseplane, große wie kleine, wünschte ich nicht blos für die Phantasie gemacht, und auch nicht erst zur Arznei aufgespart.

Unsern lieben Reisegefährten, den wohlwollenden Händedrücker u. kräftigen Boxer,[6] sehen wir unterdeßen zu allen Futuris herangereift. — Schon wird für ihn die Trommel der Hechte behandelt,[7] wofür er mir gewis einen dankbaren Kuß geben wird, wie ich es izt in Gedanken thue.

Unwandelbar

Ihr

treu verbundenster

Wolf.

Dürfte ich bitten, die kleine Beilage an Heinr. Voß[8] gleich nach dem Empfange abgeben zu laßen.

25.

Halle, den 20 Sept. 1805.

Der langsame Postgang zwischen W. und Halle wird Ihnen vermuthl. meine Sendung erst an dem Tage überbracht haben, an welchem ich die Ihrige erhielt. Es ist alles gehörig abgegeben u. mit Dank empfangen worden; was mich anlangt, so glaube ich noch in großer Schuld bei Ihnen zu seyn — aber wo wüste ich jemand, bei dem ich das lieber seyn möchte.

Izt noch einiges auf Ihr Schreiben Bezügliches,[1] was sonst vergeßen werden könnte, da ich heute Nachmittag von Löhr[2] u. Frege[3] zu Mahlzeiten auf Gärten u. Landgütern eingeladen, mit Mine nach Lpzig reisen werde.

Wyttenbachs Brief[4] glaubte ich gleich vom Tisch in Ihr *portef.* gelegt; so war wenigstens meine Absicht — wozu sollte mir eine Abschrift? — Wirkl. ist er auch gestern hier überall vergebl. gesucht worden.

Reil verspricht, Ihnen nächstens zu schreiben. Aus mehrerm schließe ich, daß Ihr Gedanke über das Nadelholz ihm zu Nutz u. Vergnügen gereichen würde. Fast verlegener jedoch war er wegen einiger andern Pflanzen u. Schmuck-Blumen, die in Dessau nicht seyn sollen, wohl aber bei Ihnen. Ich dächte, ich ließe mir zu seiner Zeit eine nähere Bestimmung von ihm geben.

Mit Gall, der izt wie mit Fittigen reiset, sind die Göttinger klug genug umgegangen, wenigstens nachklug.

da sie sonst immer Prometheusse sind. Schon haben sie beschloßen, ihm die Mitgliedschaft ihrer Societät nachzusenden.

Was Hermann gegen den Orpheomastix hat drucken laßen, in der hiesigen Zeitung, mögen Sie ja nicht ungelesen laßen.[5] Es ist dieß endlich der Anfang der Nemesis. Sie wandelt festen Tritts einher, u. dürfte ihm kaum eine Einrede erlauben.[6] Er wird hoffentl. izt an mein Abrathen denken.[7] Wie es ihm sonst in dem neuen Kriegstheater gefallen möge, bin ich begierig zu erfahren; vermuthl. zieht ihn bald das noch offene Grab nach Eutin zurück.

Nach allen Aussichten wird auch Preußen bei keiner Neutralität bleiben können; der König ist des schlimmsten Humors, den er je haben kann.

Noch etwas, wozu mir ein junger unternehmender Buchhändler Anlaß giebt. Es ist erschollen, man würde nächstens Ihre sämmtl. Schriften in 12 BB. erhalten; aber die — ich glaube öffentliche — Nachricht hat nicht zugl. den Verleger angezeigt.[8] Ich supplire zwar in Gedanken *Cotta* — aber jener junge Mann glaubt, er könne sich noch darum melden! Was darf ich ihm antworten, da ich ihm im Anfang des nächsten Monats schreiben muß? oder soll ich, wenn Sie unterdeßen schwiegen, dieses für Nein halten? Dieß wäre wol das kürzeste. — Es ist der Unternehmer der Real-Schul-Buchh. zu Berlin.[9]

Der dänische Dramatiker bleibt nun, von seiner Regirung unterstützt, viel länger in Deutschl. So wäre es denn noch schöner, wenn Sie mir die Zeit ungefähr voraus bestimmten, wo sein Aufenthalt in Weimar Ihnen am bequemsten wäre.[10] — Izt muß ich mir selbst Vorwürfe machen, daß ich Sie mit einem solchen Quodlibet zu einer solchen Zeit störe. Möchten Sie doch recht viele übrig haben, um das herrl. Juli-Wetter zu genießen.

Mit ewiger inniger Verehrung u. Liebe

Ihr W.

26.

Halle, 1 Jan. 1806.

Es macht mir große Freude, Ihnen, mein Verehrtester, das erste Blatt im neuen Jahre zu beschreiben, und so mag es Ihnen denn auch auf alte Weise die besten Wünsche des Herzens mitbringen. Niemand Ihrer nähern Freunde kann so innigen Antheil an allem, was Ihnen schönes und erfreuliches wiederfährt, nehmen, als ich und meine Tochter thun, die wir so oft in Gedanken um Sie und die theuren Ihrigen sind. Zu noch öfterern und lebhaftern Versetzungen in Ihren Cirkel gab die Tage her der junge brave Künstler[1] Anlas, für deßen Bekanntschaft ich Ihnen angelegentlich danke, um so mehr da er sich in den finstern stürmischen Tagen, die er hier zu bleiben gezwungen ward, ein ernstlich Geschäft mit mir gemacht hat, das Ihnen, wie ich mir schmeichle, nicht blos von seiten der Kunst Vergnügen machen wird. Möchte mir nur bald etwas Aehnliches von Ihnen werden, zumal da die neueste Büste, die ich von Weimar kommen lies, verunglückt ist.[2]

Sehnlich habe ich bis zum Anfang des Nov. auf ein öffentliches Wort von der Ausführung Ihrer Lauchstädtischen Vorsätze[3] gehorcht, aber vergeblich. Aber ich irre doch nicht, wenn ich mir dieß Schweigen blos als Aufschiebung erkläre? Ohnzweifel muß sich bei Ihnen grade in jener Zeit so vieles zusammengedrängt haben. In der letzten Zeit nun noch die Rüstungen, auch in Ihrer Nähe, zu einem Kriege, der wol nie ernstlich gedacht ward,[4] und uns dennoch die Kirchen und mehrere öffentl. Plätze zu Magazinen gemacht hat, zu großem Kummer für Schleiermacher, der seine Kanzel von neuem sich verrammelt sieht.

Meine Beschäftigung seit Anfang des Winters war eine General-Uebersicht alles encyclopädisch-philolog. u. antiquarischen Wißens, um doch endlich eine gedrängte Skizze des Ganzen in etlichen Bändchen zu geben. Die Grenzen aber dehnen sich täglich weiter aus, und der Gehalt jeder einzelnen Branche wird reicher; so fürchte ich, werde ich am Ende mich nur auf einen Umriß einlaßen dürfen.[5]

Ziemlich lange und mit dem Zwecke einer vollständigen

Belehrung habe ich tägl. 8—10 Stunden in den Münzen gewohnt. Oft, sehr oft habe ich mir dabei Ihren Beistand in Rücksicht auf Kunst-Beurtheilung gewünscht. In Unterscheidung der größern Zeitalter bei bloßem Anblick der Bilder glaube ich indeßen etwas gewonnen zu haben, und zwar dadurch, daß ich mehrmals unsern Vorrath[6] (gegen 2500 Stück) in Verwirrung geworfen habe, und dann wieder ohne *Catalogus* geordnet. Leider fängt nur jener Vorrath erst mit den Macedoniern an; daher mir öfters der Wunsch aufgestiegen ist, von Ihrer Güte wenigstens ein paar 100 alt-griech. Staatenmünzen von Mionnetschen Pasten[7] hieher geliehen zu erhalten: und wo ich nicht irre, kann so etwas ohne den geringsten Schaden geschehen. Auch stünden sie Ihnen zu jedem auch allenfalls kurz zu bestimmenden Zeitpuncte zu Befehl. Einen guten Theil habe ich eben selbst verschrieben; ich kann aber kaum die Ankunft abwarten.

Ohnehin muß ich bald auch auf einige Monate zur Revüe des Inschriftenfachs übergehen, wozu auch schon ein 60 Folianten bereit stehen.

Während solcher Beschäftigungen habe ich die hiesigen Umgebungen fast ganz aus dem Gesicht verloren; u. hätte ich nicht das weibl. Wesen um mich, so würde ich fast niemand mehr sehen.

Unlängst besuchte uns auf fast 14 Tage der Halberstädt. Historicus *aurei saeculi*,[8] der durch mancherlei Erzählungen aus den goldnen Papieren viel zu Lachen gegeben hat.

Den gütig angebotenen *Rymer*[9] haben wir schon lange; zwar eine weniger schöne Edit. jedoch vollständig.

Um doch ein Lebenszeichen zu geben, hielt ich dieß Blatt besser als keines, obgl. es so fast nichts gegen das enthält, was ich gern schreiben möchte.

Unwandelbar u. ganz
der Ihrige
Wolf.

27.

Halle, den 17 Jul. 1806.

Durch das mir von werthen Händen mitgebrachte Geschenk Ihres so herrlich wahr gemahlten Bildes ist mir

eine Freude geworden, wofür ich Ihnen von ganzer Seele danke. Oft hatte ich mir, seitdem ich Jagemanns trefliches Talent kennen lernte, grade ein solches Bild gewünscht, wodurch sich eben das so schön darstellt, was man auch in den gelungensten Büsten von Ihnen natürl. vermißen muß[1]; aber noch schob ich meine Sehnsucht darnach zu einer gelegnern Zeit auf. So hat das Unerwartete den Werth des Geschenks erhöht, dem ich durchaus nichts zu vergleichen weiß, was mir sonst in meiner einsamen Klause Vergnügen macht.

Eine andere gleich unerwartete Erscheinung war die Mitkunft Ihres lebenden Ebenbildes, das sich am Abend vor einem großen *Commercium litterarium* hiesiger Studenten aufgemacht, seinen Cäsaren u. Sophoklessen gute Nacht gesagt, u. am Morgen die Mutter zu Lauchstädt begrüßt hatte.[2]

Höchst erfeulich sind mir und dem Mädchen, das seine Verehrung täglich mehrmals gegen das Bildnis bezeigt, die guten Nachrichten gewesen, die wir von Ihrem Gesundheitszustande erhielten.[3] Auf einen so erwünschten Grund, wie uns jene seit dem Winter beschrieben worden, bauen wir denn die feste Hofnung, Sie mächtig gestärkt und ohne alle Besorgnis von neuen Störungen der schönsten Thätigkeit in Halle bei uns zu sehen; wie ich denn überall und schon in vorigem Jahre von Carlsb. mir für Ihre Gesundheit alles versprach. Könnte ich von den dortigen Quellen auch für die meinige Aehnliches hoffen, und hätte nicht den elenden beschneiten April mit einer Palliativ Cur in Pyrmont zubringen müßen, wie gern wäre ich Ihnen nach C. nachgereiset, oder flöge noch izt statt dieser Zeilen zu Ihnen! Aber so gut kann es mir nicht werden, zumal da ich mir für diesen Sommer mehr Privat-Arbeiten auflud, als ich nur fühle tragen zu können. Noch habe ich daher, von hypochondrischen Zufällen obenein geplagt u. oft gegen allen Reiz des Lebens stumpf, keinen Nachmittag in Lauchstädt zugebracht — dieß jedoch in der Absicht, um dann leichter auch dort mich einiger Tage Ihres Umgangs erfreuen zu können.

Gelegentlich werde ich Ihnen dann mit einer Erzählung von meiner Pyrmonter Reise u. einem achttägigen Aufent-

halt in dem eben desorganisirten u. verpreußten Hannover[4] die Spatzierstunden ausfüllen helfen, u. so mit mancherlei Anderm, was sich besser durchsprechen als schreiben läßt, wohin besonders die *litteraria* gehören, die seit einem Jahre mancherlei Stoff lieferten.

Den Brief an Arnim habe ich schnell befördern können: er war so eben bei seinem innigen Freund *Reichard*, schon eine zieml. Zeit; folgl. für andere Leute weniger zu genießen. Wie es heißt, will er den Freund auch auf die große Reise ein Stück begleiten;[5] nur weilt der letztre weit über sein Versprechen hier, da Päße verschiedener Art ausbleiben. Es sieht mir zuweilen aus, wie wenn wir das Vergnügen haben könnten, ihn den Sommer ganz zu behalten.

Mit welchen umgänglichen Personen Sie zu C. umgeben seyn mögen, bin ich begierig zu erfahren, u. wünsche Ihnen auch von dieser Seite das Beste u. Lieblichste: leider habe ich von einem unumgänglichen Brunnengast aus Dresden ein Wort erfahren.[6] Dafür war ich glücklicher zu Pyrmont,[7] wo ich nur auf ein paar, aber recht erwünschte, Gesellschafter eingeschränkt war; der eine war der eben anwesende Fürst v. Waldeck, Bruder des eigentl. (oder uneigentl.) regierenden, der Besitzer eines schönen, oft von Eckhel[8] benutzten Münz-Cabinets, ehemals Kaiserl. General, ein Mann von artigen Kenntnißen, deßen Besuche u. Umgang ich fleißig dort genoß.

Der Ueberbringer, ein hofnungsvoller Philolog[9], wünscht das Glück Ihrer Bekanntschaft durch mich zu erhalten, so krank er ist.

Voll Hofnung auf Ihren baldigen Anblick, mit einer dem Bilde gleichen Farbe der Gesundheit, Ihr

Wolf.

28.

Halle, 28 Aug. 1806.

Von ganzer Seele danke ich Ihnen für die baldige Bestätigung unserer Hofnung von den Wirkungen des Sprudels;[1] aber mehr würde uns Ihr eigener Anblick, auf den Sie uns rechnen ließen, erfreut haben. Noch können wir nicht einmal begreifen, was Ihre so große Eil in die gewohnten Gegenden bewirkt haben könne; so wie ich

auch gar nicht verstehe, wie mein letzter Brief, der ausdrückl. nach Carlsbad mitgenommen wurde, erst in Jena Ihnen habe eingehändigt werden können.[2] Doch ich merke schon lange, daß mir in diesem Jahre alles verkehrter als jemals geht, und keiner meiner Plane wohl gelingt. Kaum möchte so bald wieder ein Jahr kommen, wo das gute Wetter so anhaltend, u. selbst über den August hinaus so warm zu bleiben scheint; so daß ich, da Ihr Ausbleiben eine meiner angenehmsten Hofnungen vereitelte, täglich dem Gedanken näher trete, alle Fäden der ohnehin zieml. zwangvollen Thätigkeit zu zerreißen, u. einige Wochen in einem fernen Erdenwinkel in einem reinen Nichtsthun u. in freier Luft hinzubringen.

Daß der gute Humboldt[3] meiner gedenkt, macht mir viele Freude; u. das Andenken selbst erwiedere ich gewis recht oft, aber das Schreiben wird mir immer saurer, indem es mich verdrießt, das hingeschriebene Wort so 3 bis 4 Wochen bis zu seinem Ziele herumgefahren zu wißen, während man im Geiste schon wieder 10 andere Briefe an denselben entworfen hat. Dazu kömmt noch, daß mir sein Briefwechsel bisher so wenig von dem gebracht hat, was man von Rom u. Italien her erwarten kann, da er dort Betrachtungen verfolgt, die man an jedem andern Orte ebenso gut verfolgen kann, politisch-historische zumal, wovon seine letztern Briefe[4] voll waren. Wahrscheinl. wird ein junger reicher Däne,[5] der izt eben nach Italien u. dann auch auf ein ganzes Jahr nach Griechenl. reisen will, über gewiße Dinge meine Wisbegierde mehr befriedigen; u. fällt auch Ihnen in dem künftigen Winter ein u. das Andre über das letztere Land ein, das forschenswerth scheint, so werde ich mich freuen, die Bereitwilligkeit des ehmaligen Zuhörers auch zu Ihrem Vergnügen benutzen zu können. Schade, daß er, wie ich fürchte, seine Reise nach Wien nicht über Carlsbad gemacht hat. Es ist ein lieber, hofnungsvoller Jüngling, und der, wie gesagt, im Stande ist, ein 1000 rh. auf Graben bei Delphi oder sonst zu verwenden. Nur fürchte ich, ganz recht vorbereitet ist er in mehrerm Betracht nicht zu einer solchen Reise, u. dazu von unsicherer Gesundheit.

Aus der Reichardtischen[6] ist, nach meiner Ahndung, nichts geworden, und die Haupt-Päße vergebl. erwartet worden.

Die Kriegs-Bewegungen, die uns die Erfurter Heerschaaren unter dem G[eneral] Wartensleben[7] hier wieder machen, und die in kurzem noch stärker werden mögen, sind höchst unangenehm, auch, da meine Parabel von Haus[8] zugleich ein Bürger-Haus nach dem alten Cataster enthält[9], für mich kostspielig, und doch schwerl. von mehr Erfolg als zuletzt.

Indem ich eben dieses Blatt endigen will, kömmt ein alter Bekannter, gleichfalls aus Dänemark, D[octor] Münter,[10] zu mir, um sich etl. Tage hier aufzuhalten. Er führt eine ansehnl. Menge zum Theil sehr seltener Münzen mit sich, um sie Sestini[11] zu zeigen.

Meine Tochter erfreut sich Ihres freundl. Grußes herzlich, wie auch wir dergleichen uns an Ihr ganzes liebes Weimarsches Haus, Riemer mit eingeschloßen, erbitten.

Wolf.

29.

Leipzig, 31 Oct. 6.

Nach Allem, was ich von Weimar Wahrscheinliches höre, ist Ihnen und Allem, was Ihnen lieb ist, während der dortigen Stürme kein Leid wiederfahren. Also, *Si vales, b. e. e. valeo.*[1] Auch das letztre, von mir u. den Meinigen, glaube ich Ihnen nebst meinem Glückwunsch sagen zu müßen. Nachdem ich während der fürchterl. Einnahme von Halle alle Anstalten für mein Haus ruhig gemacht hatte, ging auch bei den Plünderungen so vieler Menschen — im 3ten oder 4ten Hause jeder Straße — das meinige mit bloßen Bedrohungen aus, die ich mit Scherz und Ernst aus dem Fenster beantwortete, bis endlich freundliche Officiers als Einquartirung kamen.[2]

Ueberhaupt hat H. für eine mit Sturm eingenommene Stadt immer im Ganzen noch ein erträglich Schicksal gehabt. Und möchte es doch bei diesem Vorschmack sein Ende haben! Aber noch wißen wir hier über die

Preuß. Entschlüße — fals deren noch mögl. sind — nichts mit einiger Gewisheit. Auch hier, wohin ich gestern zur Zerstreuung fuhr, weiß niemand etwas anders, als was unsre Sieger uns wollen wißen laßen.

Da von H. aus noch keine Post zu Ihnen geht, machte mir auch die Hofnung, von hier aus ein paar Zeilen an Sie gelangen zu laßen, die Reise sicher werth. Sollten Sie mir etwas frommendes oder erfreuliches erwiedern wollen, so bitte ich es gleichfalls hieher (addressirt an den Cammerrath *Dörrien*[3] zu schicken.

Tausend herzliche Grüße von meiner Tochter an Sie alle, deren wir den 18—20sten so oft mit banger Erwartung gedachten.

Wolf.

30.

H. 14 Nov. 6.

Wenn dieser Brief ebenso glückl. als der vorige zu Ihnen gelangt, mein Verehrtester Herr u. Freund, so wird er Ihnen schlimmere Nachrichten von mir bringen als jener. Nach allem, was man hört, hat der edle *Nap.* auf Insinuationen von allerlei bösen Menschen einen solchen Haß auf hies. Univers. geworfen, daß zunächst an keine Auszahlung von Gehalten zu denken ist. Dieß setzt gewis wenige in eine ärgere Lage als mich, der ich von jeher gewohnt war *in diem vivere.*[1] Noch habe ich die einzige Hofnung, daß man den Fonds der Berl. Academie, woraus ich vieles erhalte,[2] nicht angegriffen hat. Da ich indeß bei solchen Umständen auf sichre Aussichten denken muß, so mache ich vorläufig allerlei Plane. Neuerl. wurde mir ein Antrag nach Rußland von *Muravieff*[3] mit vortheilhaften Bedingungen gemacht. Er schickte mir vor 3 Wochen ein paar junge Magisters aus Moskwa, um sich hier in a. Litteratur zu bilden; sie sind von hier als scheue Hasen, trotz meiner Gegenreden, mit den übrigen Studenten davon geflohen. Allein vor jenem Barbaren-Lande grauset mir doch. Und sollte ich gleich auf der Stelle einen fremden Ruf annehmen, so wünschte ich izt mit der frühern Pension nach München gehen zu können. Oder

möchte doch das Project ausführbar seyn, das ich einst in glücklichern Tagen mit Ihnen, mein Herrlicher! besprach,[4] durch *Jacobi*[5] vielleicht zu einer Organisation der Bayerischen gelehrten Schulen empfohlen oder genannt zu werden: nie wäre wirkl. dazu ein besserer Zeitpunct gewesen als eben izt. Denn wie gesagt, schreckl. sieht es mit der Zukunft aus, u. nur darüber freue ich mich, daß ich in diese düstre Ferne mit zieml. Faßung der Seele hineinsehe. Obige Vorstellung aber ist so wahr, daß izt niemand mehr Hofnung zur Auszahlung seines Gehalts hat, da man alles Geld vom 17ten Oct. an in Beschlag genommen, u. Marsch. Berthier der Univ. geschrieben hat, daß die Univ. durch allerlei *écrits,* welche *insurrection* (noch vor dem Einmarsch!) *contre l[es] François* organisirt hätten, die Ungnade des K[aisers] verschuldet hätte.[6] Wie glückl. war doch sonach Jena mit sammt seiner LZ! Fast nehme ich den Entschluß, für erst als *Dr. legens* dahin zu gehen, zumal da so viele meiner Zuhörer im vorigen Monate dort hängen geblieben seyn sollen. Man könnte ja etwa wie Gall dort 14-tägige Vorless. halten. Doch ich schwanke hin u. her u. bedarf eines fremden echt freundschftl. Rathgebers.[7] Denn dauert diese Ungewisheit länger, so verliere ich den Muth, da ich für Unterhalt zu schreiben nie gelernt habe, so vieles Papier seit 16 Jahren auch da liegt, mich zu so einem Metier zu locken.

So eben komme ich aus Gesellschaften, wo ich unsere von Magdbg zurück gekommenen Stabs Officiers bewillkommt habe. Sie sind leider meistens gesund u. wohl auf; desto schändlicher war die Uebergabe: aber freil. war Entsatz kaum zu hoffen, u. so eilte der G[eneral] Kleist.[8] — Nach Nachrichten, die man dort erzählte, wird (was ich oft die Tage her wünschte) unser *K—g* zu N. selbst kommen u. der Sache ein Ende zu machen suchen. Ist dieß wahr, nun so sind freil. die R[ussischen] Hülfsvölker wahre ἐπιστολιμαῖοι, wie Demosthenes dergl. nennt.[9]

Ich ende, u. lege ein Blatt von meiner Tochter bei, was sie eigentl. für eine Freundin in Hannover geschrieben hatte.[10] Möchten wir etwas aus Ihrem Hause ähnl. über Weimar erhalten.

Die 40 Betten[11] haben uns viele Gedanken-Beschäftigung gegeben, im Gegensatz gegen unsre 4! Wahrl. eine schöne Einweihung zu der Frauen-Würde![12]

Unveränderl.

Ihr

— . . . . . — [sic.]

31.

H. 9 Apr. 7.

Verehrtester, Theuerster,

Ein seither oft empfundener, kaum recht lebhaft gedachter, Wunsch wird meiner Seele in wenig Tagen gewährt. Ich kann mich Ihres Anblicks und Wiedersehens vom nächsten Sonntag Abend an auf wenigstens zwei Tage erfreuen.[1] *Madeweis*[2] u. ein Landrath *v. Wedell*[3] machen eine Reise nach Erfurt zu Präs. v. Dachröden,[4] und reitzen mich den dritten Mann zu machen, was ihnen denn nicht lange Ueberredung kostete.

Kaum habe ich die Zeit, Ihnen oder Ihrer Fr. Gemahlinn diese Nachricht zu geben, damit, wenn mir wieder — was ferne sei — der letztre Unstern begegnen sollte, ich im Thore die Weisung vernehme: im bessern Falle aber erlauben Sie mir, wenigstens für meine Gesellschaft die Vorausbestellung von ein paar Zimmern im Elephanten[5] oder sonst einem solchen Tiere bitten zu dürfen.

Ich hoffe, der Aufenthalt bei Ihnen soll mich für das lange Todtenschweigen wieder auf einige Zeit schadlos halten. Auch dem lieben Sohne verspreche ich izt der Gespräche einen unendl. Abfall, wenn er sich etwas von seinen vornehmen Autoren abmüssigen kann. Denn Mittwoch früh möchte ich sicher wieder zurückreisen müßen.

Mit inniger Verehrung u. Freundschaft unwandelbar

der Ihrige

Wolf.

32.

[Mine Wolf an Christiane.]

Halle d. 19ten Apr. 1807.

Hier, meine liebe Frau Geheimräthin sind die Münzen die der Vater gleich nach seiner Zurückkunft ihrem Herrn Gemahl zu schicken versprochen hatte. Er freut sich sehr,

viel mehr schicken zu können, als er erst selbst geglaubt hatte; da ich ihm nur einige der schönsten zeigte, so war ihm die Zahl gar nicht im Gedächtniß geblieben, u. aus den 12 die er vermuthete sind bei genauerer Ansicht 39 geworden. Ich hoffe, daß sie unbeschädigt ankommen sollen,[1] wenigstens habe ich sie alle doppelt eingepackt u. noch Papier dazwischen gelegt, einige wenige hatten sich schon gescheuert als sie bei uns ankamen.

Die Rückreise des Vaters, war wegen des schrecklichen Wetters sehr unangenehm geworden, u. nur zu ertragen durch die Erinnerung an die schönen, herrlichen Stunden die der Vater in Ihrem Hause genoßen hat; er läßt dem Herrn Geheimenrath u. Ihnen allen noch tausendmal für die Güte u. Freundschaft danken, womit Sie ihn aufgenommen haben: wie sehr hätte ich gewünscht mit dem Vater dieß Vergnügen theilen zu können! —

Der schlechte Weg verursachte, daß der Vater einen Tag später ankam als er willens war, u. als ich ihn auch erwartete; sonst wären die Münzen wol noch früher in des Herrn Geheim-Raths Händen gewesen. Wir wünschen u. hoffen nur daß sie ihm ein paar angenehme Stunden machen mögen, vielleicht füllen einige darunter doch ein paar Lücken aus.

Ich höre vom Vater, von dem ich mir recht viel habe erzählen laßen, daß Sie so eben erst von einer Reise von Frankfurt zu Hause gekommen sind.[2] Ich bewundere Ihren Muth in dieser Zeit eine solche Reise zu unternehmen, u. gestehe gern, ich hätte ihn nicht gehabt. Sie haben wol recht viel Vergnügen dort gehabt?

Ich muß schließen, die Post drängt, empfehlen Sie mich doch recht sehr dem Herrn Geheimenrath, u. grüßen Sie den lieben August u. Riemer. Leben Sie wohl u. vergeßen Sie mich nicht ganz.[3]

Mit herzlicher Liebe

Ihre

Mine Wolf.

N. S. Der Vater läßt sich sehr entschuldigen, daß er nicht selbst schreibt, er ist aber mit einer Augenentzündung zurückgekommen u. darf einige Tage wenigstens nicht schreiben[4].

33.

Berlin, d. 17 May. 7.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 54 ff. bis auf wenige Sätze, die vor dem *P. S.* (S. 56) stehen.]

34.

Berlin, d. 22 Nov. 7.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 56 bis auf den Schluß.]

35.

[Mine Wolf an Christiane.]

Berlin d. 17ten Jun. 8.

Der Herr von Müller[1] giebt mir eine so angenehme Gelegenheit, mich durch ein Briefchen wieder in Ihr Andenken zurückzurufen, meine theure Frau Geheime Räthin, daß ich mir dies angenehme Gefühl zu machen nicht versagen kann. Man hat so lange von Ihnen Allen nichts gehört,[2] als durch die dritte Hand; aber auch aus dieser macht es uns immer sehr große Freude u. so hat uns H. v. Müller einen äußerst glücklichen Tag gestern gemacht indem er uns den Herrn Geheimerath mit seiner ganzen lieben Umgebung lebhaft vor Augen gestellt hat. Wie schön war es, als wir uns noch so nahe wohnten, daß der Gedanke an einen Besuch immer so schnell gefaßt u. so leicht ausgeführt werden konnte. Der Gedanke an diese schöne Nähe hätte uns auch am ersten mit nach Halle locken können, wenn nicht so vieles dort wäre, warum es dem Vater widerlich war wieder hin zu gehen und was ihn bewog die vielfältigen Aufforderungen dazu abzuweisen: der arme Ort ist viel zu sehr gesunken, als daß er je wieder sich emporheben könnte, und zumal die Universität unter ihrem jetzigen Canzler![3] — Für Sie in Ihrem schönen Weimar hat der 14te Octob. so gar keine Folgen auf Ihr weiteres Leben gehabt, daß Sie recht zu beneiden sind u. es eine Freude ist davon zu hören. Hier sieht es doch alles gar zu erbärmlich aus: wer weiß ob, und wann der König wieder zurückkömmt u. darauf immer fort zu warten wird endlich zur Unmöglichkeit. So ist denn fast wahrscheinl. daß in 4—5 Wochen, die Reise nach Rußland angetreten u. einem schon längst ergangenen Rufe gefolgt

werden muß.[4] Ihnen im Vertrauen gesagt, meine liebe Freundin; der Vater hat schon seit Anfang dieses Jahres seine Dimißion vom König erbeten, sie aber immer noch nicht erhalten können; der König wünschte immer, er möchte noch ein wenig Geduld haben u. versprach immer so äußerst freundlich dann für ihn zu sorgen, daß es dem Vater unmöglich gewesen wäre sich nicht in seinen Willen zu fügen:[5] aber der arme König ist zu ohnmächtig, und wie gesagt, endlich muß einmal ein Entschluß gefaßt werden. Daß der Vater mit verbundenen Augen hingehn u. mit schwerem Herzen sich von so vielem trennen würde, können Sie sich wol denken.

Der Herr Geheime Rath ist jetzt so wohl, wie wir zu unsrer großen, innigen Freude gehört haben; wir lesen jetzt mit Entzücken in den neuen Werken[6] seines Geistes u. finden ihn ganz verjüngt. Jetzt wie wir hören ist er im Bade, möge er doch recht aufs Neue gestärkt zurückkehren.[7]

Ich habe eine kleine Bitte an den Herrn Geheime Rath, die Sie aber gewiß in seiner Abwesenheit in seine Seele mir erfüllen können. So viele hiesige Freunde wünschen so sehr das Portrait meines Vaters zu sehen, was Jagemann einmal in Halle für den Herrn Geh. R. machte;[8] erlaubten Sie wohl daß es auf etwa 3 Wochen hierher wanderte? Herr von Müller will so gütig sein das Einpacken zu übernehmen, so daß Sie gar keine Beschwer haben sollen, u. ich werde Ihnen gewiß das Bild ganz unbeschädigt zurücksenden. Sie würden uns sehr verbinden durch diese Güte.

Wie glücklich würde es mich machen einmal auch nur wenige Zeilen von Ihnen zu erhalten, zu hören wie es Ihnen ginge, ob die Reise wieder nach Lauchstädt dies Jahr gehen soll,[9] aber vor allen ob Sie mich noch ein bischen lieb haben. Was macht denn der — ich hätte fast noch gesagt, der August[10] — u. das schickt sich ja wol nicht mehr: wenn Sie nicht Muße u. Lust haben selbst zu schreiben, so thut er es wol, doch möchte ich aber bitten daß die liebe Mutter ihm diktire, sonst wird der Brief gar zu kurz wie ich es aus Erfahrung habe. Grüßen Sie ihn

doch aufs herzlichste, so wie alle meine dortigen Bekannten die sich meiner noch erinnern.

Leben Sie recht wohl, meine herzlich geliebte Freundin, ich hätte Ihnen gewiß die schönsten Grüße von meinem Vater zu bestellen, wenn er wüste daß ich Ihnen schriebe. Er ist schon heute früh ausgegangen um H. v. Müller zu treffen u. mit ihm auf der Bibliothek u. ich weiß nicht wo alle noch zu sein. Leben Sie wohl u. vergeßen Sie mich nicht ganz.

Von Herzen

Ihre

Mine Wolf.

36.

Berlin, den 27 Sept. 1808.

Ihrer glücklichen Rückkehr,[1] mein Hochverehrter, die ich zufällig schon vor etlichen Tagen erfuhr, habe ich mich nebst mehrern meiner Freunde, denen ich die Nachricht sogleich mittheilte, inniglich gefreut. Schon das, was uns Büry[2] von Ihnen erzählte, und was er mich sehen lies, hat mich überzeugt, daß Ihnen die Carlsbader Quelle und der Leipziger Arzt endlich wiedergegeben, was wir, die wir Sie so herzlich lieben, so lange vergebl. wünschten. Daß unter den letztern auch Zelter sei, versteht sich; aber Sie haben hier noch so viele andere echte Verehrer, daß ich Ihnen wol in Berlin, wenn es wieder eine neue bessere Existenz anfangen kann, einige recht angenehme Wochen versprechen möchte.[3] Erfüllen Sie nicht allzuspät diesen meinen Wunsch, so machen Sie mich dadurch am leichtesten den vorigen Wohnort vergeßen, an dem die Nähe Ihres Weimars unter die schätzbarsten Vorzüge gehörte.

Ich schreibe diese Zeilen flüchtig hin in fremdem Hause auf Antrieb eines mir sehr lieben und sehr achtungswürdigen Mannes, des geheimen Finanz Raths Stägemann,[4] der den wißenschaftlichen u. poetischen Kopf, der ihn auszeichnet, mit dem Geschäftsleben glücklich vereinigt. Sie haben wenige so warme Verehrer in hiesigen Gegenden als diesen Mann, und er freuet sich bei dieser Reise, die er mit dem Minister Gr[afen] Goltz[5] macht, außerordentlich

über die Möglichkeit, Ihnen von seiner Hochachtung Beweise geben zu können.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich statt dieses Briefes selbst ihn bei Ihnen einführen könnte! Doch er wird Ihnen manches von mir und meiner neuen Lage erzählen können, und auch über alles andere gegen Sie höchst offen sein, was für Sie jezt ein Zeit-Intereße haben dürfte.

Erlauben Sie mir noch die angelegentliche Bitte um ein baldiges, auch nur kleines, Zeichen Ihres Andenkens, und sein Sie von meiner unwandelbaren Liebe und Verehrung überzeugt.

Wolf.

37.

Fragmenti epistolaris
in tenui papyro perscripti
Recensio emendatior et auctior.

Gegen Dienstag, d. X Julii A. C., Nachmittags hoffe ich endlich einen langen Wunsch des Wiedersehens mir erfüllen zu können. Hätten Sie wol das Erbarmen mit jemand, der nicht gern bloſs auf den Strassen wohnt, ihm für die beniemte[1] Zeit, auf etwa 8 bis 12 Täge[2], höchstens 2 Zimmer oder doch 1½, hinten hinaus, wo nicht auf einer der dortigen zwei Wiesen, jedoch allenfalls anderswo, zur Noth auf dem Hirschensprunge, auf jeden Fall bei gefälligen und im Kochen einer Sprudelsuppe[3] wohl geübten Leuten, zwar nicht zu besprechen,[4] aber doch einige nicht allzubeschwerliche Erkundigungen deshalb einzuziehn. Mit herzlichstem Dank wird dies der seit Jahr und Tag kranke, izt *in momento scribendae epistolae* eben aus einem Bade erschöpft zurückkehrende Unterzeichnete erkennen, deſsen auch anderweitige Trägheit aus beikommender, dort einstweilen zu deponirenden, Figura ersichtlich ist; vorstellend, wie derselbe gegen den VI des verfloſsenen Juni seine drei Begleiter durch die Sächs. Schweiz allein auf die höhern Berge steigen lieſs, wo denn solche durch das Begegnen einer Art von Hamadryas, d. i. eines der schönsten Landmädchen, dergleichen seit dortiger Bewohner Gedenken weit und breit nicht erfunden ist, belohnt worden; wobei alles möglichst nach dem Leben dargestellt ist.[5]

Jniustus Teplizensis,[6] (der sich gern am Thor ein Zeilchen wünschte, ob und wo, oder, *De quo scribis, nihil est.)*

D. in museolo nostro, Thermis Tepliz. d. VII Julii, 1810.

Durch schnell sich darbietende Gelegenheit.

38.

Berlin d. 16 Okt. 1811.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 57 ff.]

39.

Omnium quotquot sunt
eruntque aliis in annis
longe Dignissimo
Goethio
misit hos lusus[1]
F A W.
Berol. d. 16 *Apr.* 1812.

40.

Berlin, 1 Jan. 1813.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 59 ff.]

41.

Gotha, 18 Jun. 1814.

Hier, mein Hochverehrter, ein paar Zeilen, die Ihnen außer meinem nochmaligen Danke für den so lange mir gegönnten Genuß des Wiedersehens[1] ein Büchlein zurückbringen sollen, das ohne mein Wißen mit eingepackt war. An ein vollständiges Lesen ist, wie ich sehe, izt doch nicht zu denken. Zugleich lege ich 2 Brieffragmente ein, wovon das eine sich vielleicht mit zu der großen chirographischen Sammlung eignet:[2] es ist von dem Architekt *Hans Genelli,*[3] Verf. der Vitruvischen Briefe,[4] und zeichnet den derben gedrängten Charakter des Mannes nicht übel.

Obgleich erst am Abend gestern angelangt, bin ich doch schon ganz hier eingewohnt, da ich in einer Gesellschaft, wo auch der Weimarische Günther[5] war, mehre[6] alte Bekannten zusammen fand. Daß ich so spät ankam, verschuldete aufs angenehmste der H. v. Riedesel,[7] der mich durch den indianischen Meyer[8] zu Mittag einladen

ließ und mir sogl. die schönste Seite der dortigen Gegend zeigte. Auch seine beiden würdigen Damen vermehrten die Annehmlichkeit der Unterhaltung.

Indem ich dies fortsetze (am 21.) warte ich schmerzl. auf Zelter[9] oder doch ein Wort von ihm, das mir sagen soll, ob er von hier oder Eisenach noch mitreisen will. Blos seinetwegen habe ich hier drei Tage länger als meine Absicht war verweilt. Sollte er bei Ihnen seyn, so wäre es am besten, er schickte mir sogleich einen Bothen nach Eisenach nach, wo ich seiner noch bis zum 24sten Abends erwarten will.

Meine weitere Reise wird, zumal wenn Z. nicht nachkommt, langsamer gehen als recht ist,[10] da, wie ich höre, auch dorthin die alten Zuhörer sich häufen. Unerwartet werde ich auch heute vom Gr. Benzel Sternau[11] auf einige Tage nach Aschaffenburg eingeladen.

Ich muß schließen, da Löffler[12] mich zu einer Fahrt nach Schnepfenthal lockt.

Herzliche Verehrung für Sie und Ihre ganze freundliche Umgebung. Sollte Ihnen etwas an den Rhein zu bestellen noch einfallen, so würde ich mich freuen, es vom 1sten Jul. an auf der Frankf. Post in Empfang zu nehmen.

Ewig und immerdar

der Ihrige

W.

42.

Wiesbaden, 12 Jul. 1814.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 61 ff.]

43.

Spa, 31 Jul. 1814.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 63 ff.]

44.

Göttingen, d. 12 Spt. 1816.

Mein innig Verehrter,

Zwei gelehrte, angenehme, der deutschen Litteratur nicht unkundige Amerikaner, die mich hier oft besuchen, fordern mit ungestümen Bitten ein Empfehlungswort an

den ersten der Musageten, den sie auf ihrer Reise nicht gesehen zu haben sich natürlich nicht verzeihen würden. Erlauben Sie mir, den jungen Männern — der eine, *Everett*, der größere, ist *Prof.* auf der Univ. *Cambridge* bei *Boston* — der andere, *Ticknor*,[1] studirt ganz eigentl. hier — dieses Schreiben zu solchem Behuf mitzugeben, nebst der Ciceronischen Bitte: *facias quaeso ut intelligant commendationem meam apud Te aliquid valere.*[2]

In Einem Tage hieher gefahren habe ich mich seither in der warmen Stube recht wohl befunden u. wollüstle tägl. auf der Bibl.

Dort fand ich gestern eine *History of the Roy. Society, From its institution to the end of the 18 Century, by Th. Thomson. Lond. 1812. 4.*[3]

Die Eil, womit ich dies schreiben muß, wird Ihnen, Verehrtester, diese Kürze entschuldigen.

FAWolf.

45.

Berlin, d. 9 Nov. 1816.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 65 f.]

46.

Berlin, den 1 Aug. 17.

[Von Geiger veröffentlicht G.-J. XV, 67 f.]

47.

[B. d. 1 Dec. 1822.]

Ultimatum.

Vor einem neuen Bildniß Goethens, von dem Maler Franck zu Berlin aufgestellt.

Anmerkungen des Herausgebers.

1. Um Pfingsten 1795 in den Tagen vom 22. bis 28. Mai hatte sich Wolf als Gast Böttigers in Weimar aufgehalten, wie dies unter anderm des letzteren Niederschriften von Gesprächen Wolfs während jenes Besuches dartun, die Wilhelm Peters im Programm des Königl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1890 auszugsweise veröffentlicht hat (S. 40ff.).

Damals vermittelte Böttiger die persönliche Bekanntschaft Wolfs mit Goethe, zu dem er am 28. Mai mit Wieland, Böttiger und anderen zu Tische geladen war (Peters S. 9). Erwähnt seien die auch sonst bemerkenswerten Worte Wolfs in dem *Briefe an seinen Gastfreund Böttiger (5. Juni 1795): »Ich kann Ihnen, teuerster liebster Freund, heute nur mit 3 Worten nochmals für die Freuden danken, die Sie mir in Weimar so zuvorkommend bereitet haben. Der Nachgeschmack davon ist mir noch izt so wonniglich, daß ich die Tage her nichts getan, als von der vorigen Woche geträumt habe. Aber wann geben Sie mir nun durch einen hiesigen Besuch ... einen ähnlichen Traum? ... Auch lassen Sie dann gelegentlich den edeln lieben Goethe ein Wort davon merken, der mir — wenn meine Ohren recht hörten — so etwas Ähnliches von einer Reise oder einem Durchfluge hieher merken ließ« (vgl. auch Goethes Brief an Morgenstern vom 18. Juni 1795, weiter das Briefkonzept an Voß vom 1. Juli [Briefe X, 415], endlich W. v. Humboldts Brief an Goethe vom 21. Mai 1795 [G.-J. VIII, 64]). Einer neun Jahre zuvor (1786) stattgefundenen, flüchtigen Begegnung mit Goethe auf der Büttnerschen Bibliothek zu Jena erinnerte sich Wolf noch nach langen Jahren (Bernays S. 138). — [1] Am 29. Juni Morgens ist Goethe nach Jena abgereist, wie Böttiger in einem *Briefe von diesem Tage Wolf mitteilt, am 4. Juli — laut TB — in Karlsbad angelangt, wo er die nächsten Wochen verbringt. — [2] Am 14. Juni hatte Wolf an Böttiger das für Goethe bestimmte »feinere« Exemplar der Homer-Prolegomena geschickt, das er »mit Mühe und allen Überredungskünsten dem Verleger abgeschwatzt hatte.« Böttiger sollte die freundschaftliche Mühe übernehmen, es sogleich an den Buchbinder Saxe in Gotha zu schicken, um es gerade so zu binden, als die Frau von Humboldt ihr Exemplar bestellt hätte (Peters S. 21). Indes schickte Böttiger Goethen (am 25. Juni 1795) das ungebundene Buch und den Brief des »braven« Wolf mit einigen Entschuldigungen, »die Wolf über die ungeleckte Außenseite seiner Homerika angebracht wünscht. Der Phönix deutscher Buchbinder, Sachse in Gotha, sollte sie mit allen seinen Bimssteinen glätten und verzieren. Zum Glück für den alten Barden hat Ihre Badereise einen Strich durch dies Projekt gemacht«. Böttiger fügt in seinem im Goethe-Archiv bewahrten Briefe hinzu, er werde, wenn er Wolf schreibe, diesen um keine Silbe von dem verkürzen, was Goethe ihm mündlich aufgetragen habe. »Ich weiß, wie sehr ihn jede gute Äußerung Ihres Beifalls ermuntert und glücklich macht.« Auch dieser *Brief Böttigers (29. Juni) liegt — in Wolfs Nachlaß auf der Königl. Bibliothek zu Berlin — vor und lautet in seinen Hauptstellen: »Goethe ließ mir sagen, als ich ihm .. Ihren Brief insinuierte — denn er war die letzte Zeit, Gott

weiß aus welcher Geschäftigkeit, jedem persönlichen fremden und einheimischen Besuch unzugänglich — er würde mir einen Brief an Sie zuschicken. Er ist aber diesen Morgen abgereist, und ich bin leer ausgegangen. Er hält nichts auf geschwängerte Briefe... Noch ehe ich Ihren Brief erhielt und Ihre Vollmacht hatte, wanderte ich ... zu Goethe, weil ich durch seinen Hausgenossen Meyer erfahren hatte, daß es ihm bei diesem Geschenke wirklich heiße ωκειαι χαριτες χαριεστεραι. Ich hatte Meyer auch Ihr Plänchen wegen der Sachsischen Bimssteintoilette mitgeteilt, und Goethe hatte darauf geäußert: Das wäre doch von einem so präzisen Logiker der erste Paralogismus gewesen. Das Einbinderlohn wolle er lieber einmal mit Ihnen in Champagner vertrinken. *Sunt ipsissima verba.* Als ich mit meiner Spende eingetreten war, kam mir sehr ungelegen der Geheimerat Voigt, um ihm wegen Ilmenauer Bergwerksachen Bericht abzustatten. Er dankte also nur mit der ihm eigenen Lieblichkeit...« — [3]Die Antwort Goethes, die erst drei Monate später (5. Okt.) erfolgte, geht auf das Geschenk des »trefflichen Werkes« nicht näher ein. Weit ausführlicher gehalten war das Antwortschreiben, das Goethe wohl bald nach Empfang der Prolegomena konzipiert hatte (vgl. Briefe X, 420), worin er erklärt, daß die Bekanntschaft mit Wolf und dessen Werken bei ihm und bei den Arbeiten in seinen Werken Epoche mache. — [4] Mit diesem periphrastischen Ausdruck, den ich auch in einem Briefe an Böttiger finde (Peters S. 31), bezeichnet Wolf etwas abschätzig das Philologengeschlecht, die Philologenzunft.

2. Die Verbindung Wolfs mit dem Berliner Buchhändler F. T. La Garde, der eine Prachtausgabe der Wolfischen Ilias, ganz in Kupfer gestochen, plante, war schon längere Zeit vorher, wiederum durch Böttigers Vermittlung, geknüpft worden. La Garde, den Böttiger in einem *Briefe an Wolf vom 18. Sept. 1797 einen der redlichsten und verständigsten Buchhändler nennt, wünsche über den schönsten und echtesten Zug der Buchstaben Wolfs Belehrung, ja überhaupt dessen Direktion bei der Sache. In Paris habe jener auch schon Künstler zu Kupferabbildungen dazu angeworben. Aber die Franzosen verschnörkelten alles. Wolf erwiderte am *20. Okt., der Plan von La Garde habe für ihn äußerst viel Anziehendes und gern tue er alles, was dies Werk auch von literarischer Seite und auf die Dauer empfehlen könne. Das Artistische wolle er viel lieber Männern wie Böttiger gänzlich überlassen. Von den übersendeten Buchstabenproben dünken Wolfen bloß die Unciallettern vollkommen schön, während er an den Kursivlettern im Detail allerlei auszustellen hat. Nach diesem Jaworte Wolfs soll nun, wie Böttiger schon am *23. Okt. schreibt, »sein Freund La Garde, ein Biedermann, wie es selten die Sosier sind«, Wolfen ausführ-

licher seinen Plan vorlegen, ihn um Angabe des Textes und vor allem um Wolfs Namen als ein τηλαυγὲς πρόσωπον bitten. Deutschland solle so ein Werk aufstellen καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι. Auch in dem folgenden Briefwechsel bis in die ersten Monate des Jahres 1799 ist von der geplanten Homerausgabe die Rede. — Goethe selbst hatte im Mai 1799 in der gleichen Angelegenheit ein Schreiben an Wolf gerichtet (vgl. Brief an Meyer vom 10. Mai), das sich in dessen Nachlasse nicht erhalten hat. Ein Konzeptfragment jenes Briefes indessen wurde in der Weimarer Ausgabe zum erstenmale veröffentlicht (Briefe XIV, 262). Darin schreibt Goethe, daß ihm die Zeichnung, die er gesehen, nicht eben ganz geeignet erschienen sei, vor dem ersten Gesang der neuen Homerausgabe in Kupfer zu stehen. Könnte er von deren Einrichtung etwas Näheres erfahren, so würde er in dem nächsten Propyläenstücke den deutschen Künstlern im Zusammenhange mit jenem Unternehmen die Preisaufgabe stellen. Bei dem gegenwärtigen Zustand der Künste in Deutschland habe dies größere Schwierigkeiten, als man denken möchte: denn auf Kalender und Romane sei man eingerichtet, aber nicht auf eine Ilias und Odyssee. Auf diese Zuschrift Goethes ist der vorliegende Brief Wolfs die Antwort. — [1] Wolfs bisherige Homerrezensionen waren in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle erschienen. Daß es für Wolf bei den Verhandlungen mit La Garde eine große Lockung war, bei seinen Anordnungen und Wünschen alles »Waisenhaus-Gequängels« durchaus überhoben zu sein, bezeugt Körte I, 337. — [2] »Ich habe«, schreibt Wolf an Göschen (*18. Dez. 1801), »nicht wenige Buchstaben gemalt und gepinselt und auch endlich mit des trefflichen Jäcks Hilfe das erreicht, wie ich glaube, was ich suchte.« — [3] *Demosthenis et Aeschinis quae supersunt omnia .. edidit .. Athanasius Auger. Tomus primus* (mehr nicht erschienen). *Parisiis, Typis Graecis novis Firmini Didot, sumptibus Petri Didot natu maioris 1790.* — [4] Über Jean Michel Moreau (1741—1814), gewöhnlich *Moreau le jeune* genannt, den man zu den besten französischen Stechern zählte, vgl. G. K. Nagler, Neues Allg. Künstlerlexikon IX, 453ff. und Michaud, *Biographie Universelle* XXIX, 255ff. Wolf hatte, wie er am *28. Dezember 1797 an Böttiger schreibt, La Garde geneigt gefunden, Moreaus Blätter mit dem »gallisch-griechischen Kostüm« wegzulassen. Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde hatten indessen ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Wegführung der Briseis ohne Bedenken zu dem neuen Homer gestochen werden könne (an La Garde, 31. Juli u. 27. Sept. 1800, zwei Briefe, die Bernays irrtümlich an Wolf gerichtet sein läßt; vgl. Briefe XV, 328). — [5] Jenes »jungen, geschickten Künstlers in Berlin, der auch in Italien gewesen« — Wolf eignet sich

damit Worte La Gardes an — erwähnt er auch Böttigern gegenüber (29. Jan. 1799) und kritisiert des jungen Mannes »Versuch von Zeichnung« mit scharfen Worten in einem *Briefe an denselben (8. März 1799). — [6] Über die Propyläen hatte Wolf an Böttiger geschrieben (*7. Dez. [1798]), das erste Stück wäre ihm eine edle Kost gewesen und sei es ihm noch. Interessant urteilt auch Wolf über diese Zeitschrift in einem Briefe vom 15. Januar 1799 an den Wolfenbüttler Bibliothekar Langer (vgl. Paul Zimmermann, Ernst Theodor Langer, ein Freund Goethes und Lessings. Wolfenbüttel 1883, S. 51). — Die La Gardesche Homerausgabe ist wie so manches andere, was Wolf in Angriff genommen hatte, schließlich nicht zu Stande gekommen, trotzdem alle Vorbereitungen schon vor Jahr und Tag geendigt waren und La Garde das Werk zur Ostermesse 1801 fertig zu stellen gehofft hatte. Wolf äußert sich darüber in einem *Briefe an Göschen (18. Dez. 1801), mit dem er damals wegen seiner neuen Homerausgabe in Beziehung getreten war: er selbst habe nie ein solches auf vier dicke Folianten berechnetes Prachtwerk, dessen Vollendung in so dunkler Ferne liege und das so fürchterlich teuer werden müsse, zu unternehmen angeraten, ja immer vielmehr abgeraten und endlich die Einsendung des ersten Manuskripts nach dem Generalfrieden verschoben. (Die Kenntnis einer Reihe von Briefen Wolfs an Göschen danke ich der besonderen Liberalität Sr. Exzellenz des Viscount Goschen in London.)

5. [1] Vom 22. bis 27. Mai 1802 hatte sich Goethe in Giebichenstein und Lauchstädt aufgehalten (vgl. TB). Auch in einem *Briefe an Voß (8. Juni) erwähnt Wolf seines Zusammenseins mit Goethe: »Eben izt habe ich von jenen halbierten Existenzen eine Erfahrung gemacht, da Goethe etliche Tage in Giebichenstein war, dem ich aber nun ein 14 Tage in Lauchstädt zugesagt habe, wo wir nicht bloß uns sehen und Sachen ansprechen, sondern auch durchsprechen wollen.« — [2] Wolf, der seit 1789 im Nebenamte zweiter Bibliothekar war, wurde als Nachfolger Matthias Sprengels durch Erlaß vom 20. Juli 1802 zum ersten Bibliothekar ernannt. Er verwaltete sein Amt als Leiter der Universitätsbibliothek auf das erfolgreichste (vgl. Joh. Christoph Hoffbauer, Gesch. der Univ. zu Halle bis zum Jahre 1805. Halle 1805, S. 475 ff. und Wilhelm Schrader, Gesch. der Friedrichs-Univ. zu Halle. Berlin 1894. I, 461; 579 f.). — [3] Als Nachfolger Uhdens, des bisherigen Vertreters Preußens am römischen Stuhle, wurde Wilhelm v. Humboldt zum Geheimen Legationsrat und Residenten in Rom ernannt und trat im Herbst 1802 die Reise nach dem neuen Bestimmungsort an (vgl. R. Haym, Wilhelm von Humboldt S. 205 f.). In der bisherigen Sammlung der Briefe Humboldts an Wolfs

(Ges. W. V) fehlt das von Wolf erwähnte Schreiben. — [4] Gemeint ist *M. Tulli Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro M. Marcello. Recognovit, animadversiones selectas superiorum interpretum suasque adiecit Frid. Aug. Wolfius. Berolini. Impensis F. T. Lagardii 1802.* In einer scharfsinnigen Vorrede und einem ausführlichen geistsprühenden Kommentar erhebt Wolf sachliche und sprachliche Bedenken gegen die Echtheit der Rede. Mit dem gleichen Hochgefühle wie im vorliegenden Briefe spricht Wolf über seine Ausgabe Schütz gegenüber (27. Mai 1803) und nennt sie das beste, was er vermutlich je geschrieben haben möge; wenigstens gehe es ihm hier, wie selten bei Erscheinung eines Buches: er sei im ganzen mit dem Dinge völlig zufrieden (Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens u. s. w. Halle 1834. I. 481). Über die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der Marcellusrede ist bis in unsere Tage immer wieder disputiert worden; doch zweifelt heute kein besonnener Beurteiler daran, daß sie von Cicero herrührt (vgl. auch Goethe, Tag- und Jahreshefte 1805; XXXV, 197).

4. Wolf befand sich unter den Gästen, die der Einweihung des neuerbauten Theaterchens in Lauchstädt am 26. Juni 1802 beiwohnten. Das für die Eröffnungsvorstellung gedichtete Vorspiel »Was wir bringen« bekam Wolf in der Handschrift zu lesen, da Goethe es erst am 13. August 1802 an Cotta schickte, damit es, »je eher, je lieber«, gedruckt werde (Briefe XVI, 113).

5. [1] Friedrich Josef Schelver (1778—1832) kam, von Schelling empfohlen, aus Halle nach Weimar, um sich Goethen persönlich vorzustellen (Briefe XVI, 449), und wurde damals dem botanischen Institut in Jena vorgesetzt. — [2] Es handelt sich um Handschriften zu des Pseudo-Aristoteles Büchlein von den Farben (Περὶ χρωμάτων), das Goethe mit Wolf in den Lauchstädter Junitagen durchgegangen hatte. Das Hauptresultat jener Konferenzen war, wie Goethe Schillern mitteilt (5. Juli 1802), daß auch nach Wolfs Kriterien das Werk echt, alt, der peripatetischen Schule wert und eher dem Aristoteles als einem Nachfolger zuzuschreiben sei. Nach Karl Prantls Untersuchungen (Aristoteles über die Farben. Erläutert durch eine Übersicht der Farbenlehre der Alten. München 1849) steht es fest, daß das Werk in der überlieferten Gestalt keinesfalls von Aristoteles herrühren kann (S. 82), aber in Inhalt und Form der peripatetischen Schule angehört. — [3] Richard Porson (1759—1808), der hervorragende englische Philologe, bekannt vor allem als Herausgeber griechischer Tragikertexte. — [4] Am 2. April 1803 war »Die natürliche Tochter« (Eugenie) zum erstenmal aufgeführt worden. — [5] In dem Brief aus Rom, 3. Febr. 1803, schreibt Humboldt an Wolf (Ges. W. V, 243),

daß sie in einem Wiesental in dieser Jahreseit schon Veilchen pflücken, und berichtet zugleich dem Freunde von allerlei seltenen Büchern, die er für ihn gekauft habe. — [6] Goethe hatte Wolfen am 15. Nov. 1802 mitgeteilt, daß Voß sich entschlossen habe, in Jena einheimisch zu werden, und hinzugefügt: »Sollte nun Ihr Vorsatz, uns zu besuchen, nicht bald zur Reife gedeihen, da Sie zugleich die Aussicht haben, einen so werten Freund zu finden? Schon oft haben wir Ihrer im Gespräch mit der lebhaftesten Teilnahme gedacht« (Briefe XVI, 141 f.). — [7] Der angedeutete häusliche Kummer betrifft die nach gegenseitig freier Übereinkunft erfolgte Trennung Wolfs von seiner Gattin nach zwanzigjähriger Ehe, wobei die Frau die älteste und jüngste Tochter mit sich nahm, während der Vater die mittlere, Mine, bei sich behielt (Körte I, 119). — [8] Die Blumenbache sind Johann Friedrich Blumenbach, der berühmte Göttingische Naturforscher (1752—1840; vgl. ADB II, 748 ff.), und seine Familie. Die persönlichen Beziehungen zu Blumenbach, die bereits 1783 begonnen hatten, waren durch Besuche Goethes und des jungen August in Göttingen im Juni 1801 (vgl. TB II, 17 ff., Tag- u. Jahreshefte 1801, XXXV, 94 ff.) sowie Blumenbachs und seiner Familie in Weimar im Oktober des folgenden Jahres (vgl. TB II, 65) vertraulicher geworden. Diese hatte sich wohl durch allerlei Liebesgaben in des damals dreizehnjährigen August Gemüt eingeprägt. Wenigstens schreibt Goethe an Blumenbach (8. Dez. 1802): »Hiebei ein Brief von August, der immer fortfährt, mit Leidenschaft Ihrer zu gedenken«.

6. Das Datum des Briefes, 25. Dezember 1803, der auf einen Sonntag fiel, ergibt sich mit Sicherheit aus der Antwort Goethes vom 26. Dezember, der am 24. bereits von Jena abgereist war und Wolf für Mittwoch, den 28. in Weimar erwartete, an welchem Tage auch Wolf dort ankam und bis zum Freitag, dem 6. Januar verblieb (vgl. TB III, 93 f. und Goethes Briefe an Eichstädt vom 27., 28., 31. Dezember 1803 und vom 7. Januar 1804). Die Richtigkeit der Datierung wird zu allem Überfluß noch bewiesen durch einen zweifellos an Göschen gerichteten, in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen *Brief Wolfs, der aus »Weimar, den letzten Dezember 1803«, schreibt: »Das Bedürfnis der Aufheiterung wurde endlich so groß bei mir, daß ich grade den ersten Weihnachtstag anspannen ließ, um hieher zu reisen, wo ich schon seit Anfang des Sommers erwartet wurde. Der Weg war so arg, als ich ihn je gesehen; und um so lieber entschließe ich mich izt, einige Tage länger hier zu bleiben: vor dem 5ten Jan. möchte ich schwerlich wieder in Halle sein.«

7. Dieser Brief und die beiden folgenden entstammen dem Aktenfaszikel im Goethe- und Schiller-Archiv: *Jenaische Allg.*

Literaturzeitung 1804. Vol. III. und tragen die Nummern 25, 32, 54. — [1] In einem Briefe vom 1. Januar 1804 (Goethe-Archiv: *Acta domestica die neue Literatur-Zeitung in Jena betr. II, 194*) schreibt Eichstädt an Goethe, daß vielleicht der Platz »unter dem Strich« zu manchen interessanten Mitteilungen Wolfen willkommen wäre, dem man für ein Institut dieser Art anhaltende und ausgesponnene Arbeit oft nicht zumuten dürfe. Schon am 7. Januar kann Goethe an Eichstädt berichten, daß Wolf einzelne Sprachbemerkungen unter dem Strich versprochen habe, wovon er ihm einige im Entwurf gezeigt, die daselbst gar wohl stehen würden. Tatsächlich finden sich diese ganz kurzen, nicht gerade in Wolfs Spezialgebiet einschlagenden, mit *Kq* unterzeichneten Bemerkungen, von denen wir erst durch diesen Brief Kenntnis erhalten, im Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. Nr. 11, 12, 13, 17, 29, 30 jedesmal auf der letzten Seite »unter dem Strich«. Wolf spricht dort über die veraltete Konjunktivform »stünde« für das richtige »stände«, rügt die »verweichlichte« Schreibart »fodern« statt »fordern«, hebt hervor, daß in keinem Lande Europas so fehlerhaft gedruckt werde wie in »Teutschland«, und verlangt eine Anweisung für Setzer, in der sie wenigstens über die gewöhnlichsten Irrungen und Fehler Belehrung finden könnten, hält die Unterscheidung von »ahnden« und »ahnen«, »Ahndung« und »Ahnung« für unbegründet, verteidigt die Schreibung »Fonds« mit s auch im Singular, will endlich »wohl« = *bene* und die Expletivpartikel »wol« schon durch die Schreibung unterschieden wissen. — [2] Gemeint ist zweifellos der 8. Band des von Christophorus Saxius (Christoph Sachse 1714—1806) verfaßten Gelehrtenlexikons: *Onomastici literarii Mantissa recentior etc.* Veteri ad Rhenum Traiectu 1803. Den gelehrten Verfasser hatte Wolf auf seiner holländischen Reise (Sept. und Anfang Okt. 1797) in Utrecht besucht. Wolfs Rezension, von der niemand bisher Kenntnis hatte, steht in Nummer 31 der Jen. A. L. Z. vom 6. Febr. 1804, Sp. 241—243 und ist *Qk* unterzeichnet. Es entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes, daß der Rezensent, wohl um seine Autorschaft um so sicherer zu verhüllen, eine ihn selbst betreffende Stelle in des Saxius Werke — sie bezieht sich auf die Athetese der Marcelliana — zu einigen Gegenbemerkungen herausgreift (Sp. 243). — [3] Gewissenhaft gibt Goethe Wolfs Mitteilungen und Wünsche fast mit dessen eignen Worten an Eichstädt weiter, dem er (am 18. Januar) zu sukzessivem Gebrauch einige Blättchen Wolfs zusendet, »der besonders wegen seiner Chiffren ein strenges Geheimnis wünscht. Sollte *Vita Ruhnkenii per Wyttenbach* noch nicht ausgeteilt sein, so wär' er auch zu einer Rezension dieses Buchs erbötig.« Nach einer Anzeige dieser bereits 1799 erschienenen Biographie

suchte ich in der Jen. A. L. Z. vergeblich. — [4] Die [Hallische] A. L. Z. vom Jahre 1804 wird mit einer anonymen Rezension von Goethes Natürlicher Tochter eröffnet (Nr. 1, 2). — [5] Der von Wolf genannte Freund ist sein Schüler Johann Friedrich Ferdinand Delbrück (1772—1848), der seit dem Jahre 1797 als Kollaborator am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin tätig war (vgl. ADB V, 36f.). In seinem Briefe vom 29. Februar 1804 an Eichstädt wünscht Goethe, dem Delbrücks Rezension von Schillers Braut von Messina (J. A. L. Z. 1804, Nr. 79, 80 vom 2. und 3. April) »sehr wohl« gefiel, daß diesem auch Die natürliche Tochter zur Beurteilung aufgetragen werde. Sie steht in Nr. 235—238 vom 1. bis 4. Oktober und ist K. f. d. unterzeichnet. Eine bereits früher eingelieferte Rezension des Professors der Philosophie in Gießen, Schaumann, wurde von Goethe wegen des zu stark aufgetragenen Lobes nicht angenommen. — [6] In Nr. 7 (9. Jan.), Sp. 55 beginnt eine kurze Anzeige des Neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuchs. 1804. Zweites Supplementheft, mit den Worten: »Rezensent, den die früheren in der alten A. L. Z. angezeigten Hefte dieses Werks nicht immer befriedigt hatten, kann über dieses Heft ein günstigeres Urteil als vormals über die früheren fällen.« — [7] Auch diesen Wink Wolfs macht sich Goethe zu nutze, indem er an Eichstädt schreibt (18. Jan.): »Sollte sich wieder Gelegenheit finden, daß ein Rezensent seiner frühern Arbeit in der alten Allgemeinen Literaturzeitung gedächte, so lassen Sie solche nicht verabsäumen.« — An den Schluß des Briefes schrieb Goethe eigenhändig den Beantwortungsvermerk: »beantw. d. 18. Jan. mit Übersendung der zum Direkt. vorgeschlagenen.«

8. [1] Nach Rezensionen, die mit *tq* unterzeichnet sind, suchte ich vergebens in der J. A. L. Z. — [2] Goethe schreibt an Wolf über Delbrücks Rezension der Natürlichen Tochter (11. Juli 1804), daß sie auf einen sehr gebildeten Verfasser deute. Nach Heinrich Voß des jüngeren Bericht (vgl. Biedermann, Goethes Gespräche X, 212) äußerte sich Goethe, dem die »sehr brave« Rezension Freude machte, daß der Rezensent nur an einigen Stellen den Bohrer noch ein paarmal hätte umdrehen müssen; aber er habe doch wenigstens jedesmal in der geraden Richtung gebohrt. — [3] Winckelmanns »Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen. An den Reichsgrafen von Brühl.« Dresden 1762, sowie desselben »Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen. An Heinrich Fueßli aus Zürich.« Dresden 1764, endlich einige andere an den Abbé Bianconi gerichtete Briefe wurden von H. Jansen ins Französische übersetzt und unter dem im Text genannten Titel in Paris 1784 veröffentlicht. — [3] Kurt Sprengel (1766—1833), seit 1795 ordentlicher Professor der Medizin und Botanik in Halle, zugleich

Direktor des botanischen Gartens daselbst, hatte ein Büchlein herausgegeben: Der botanische Garten der Universität zu Halle im Jahre 1799. Mit einem Grundrisse des botanischen Gartens. Halle bei C. A. Kümmel 1800. Nun wurde der neue Jahrgang der [Hallischen] A. L. Z. (1804) mit einer der ersten Nummer vorgedruckten Beschreibung desselben Gartens von Sprengel eröffnet, die nicht nur in der Anordnung und im Ausdruck sich mit dem vorgenannten Schriftchen berührt, sondern genau dieselbe Kupfertafel mit dem Grundrisse des Gartens bringt. — [4] Die seit 1785 in Jena erschienene A. L. Z. wurde auf das Anerbieten des Buchhändlers und Schriftstellers Friedrich Justin Bertuch (1747—1822) im Jahre 1803 nach Halle verpflanzt. In Verbindung mit ihr wurde eine neue Sozietätsbuchhandlung gegründet und für Schütz und Bertuch privilegiert (vgl. Schrader I, 606). — [5] Wolf meint das nur den Nebentitel »Briefe über die Botanik« führende Buch: Anleitung zur Kenntnis der Gewächse in Briefen von Kurt Sprengel. 1. und 2. Sammlung. Halle 1802. Eine Rezension in der J. A. L. Z. suchte ich vergebens. — [6] Johann Christian Reil (1759—1813), seit 1788 ordentlicher Professor der Therapie und Direktor der Klinik, seit 1789 auch Stadtphysikus in Halle. — [7] Christian Gottfried Schütz (1747—1832) wurde als Professor der Literaturgeschichte von Jena nach Halle zurückberufen und trat sein Amt zu Ostern 1804 an. Mit ihm zugleich erhielt sein Sohn Karl Julius Schütz (1779-1844) eine außerordentliche Professur der Philosophie in Halle. Beide leiteten gemeinsam die A. L. Z. — [8] Voß hatte sich im Herbst 1802 von Eutin zu dauerndem Aufenthalt nach Jena begeben, wo seine beiden Söhne seit Jahresfrist studierten. Gegen Weihnachten 1804 kamen Anträge an ihn, die durch Böttigers Abgang erledigte Stelle als Direktor am Weimarer Gymnasium zu übernehmen, was er ebenso ablehnte wie die ihm angebotene Oberaufsicht der Landesschulen, die ihn nur zu zeitweiligem Aufenthalt in Weimar verpflichtet hätte (vgl. Briefe von J. H. Voß, herausg. von Abraham Voß. Leipzig 1840. III, 2 S. 32 und Goethes Brief an Eichstädt vom 21. Jan. 1804). — [9] Es ist die oben (Nr. 7[2]) erwähnte von Saxii Onomastikon. — [10] Über Heinrich Johann Otto König (1748—1820), seit 1788 ordentlichen Professor in Halle, vgl. ADB XVI, 513 und Schrader I, 398. Das von Wolf erwähnte Buch ist der Grundriß des Kirchenrechtes der Katholiken und Protestanten in Deutschland mit Beziehung auf Wiesens Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts. 1803. Eine übrigens freundliche Anzeige dieses Grundrisses findet sich in der J. A. L. Z. Nr. 88, 12. April 1804.

9. [1] Im Briefe an Schiller vom 14. Januar erwähnt Goethe, daß er »krank und grämlich« sei, ebenso an J. v. Müller am

22. Januar (vgl. auch an Schiller, 28. Januar). Ähnliches muß er Wolf in einem — nicht erhaltenen — Schreiben gemeldet haben (vgl. TB 19. Jan. 1804; III, 96). — [2] Wiederholt — zuerst im Januar 1804 — war Voßen eine Stelle an der neu zu organisierenden Würzburger Hochschule angetragen worden. Er lehnte schließlich ab, nachdem er den neuen Studienplan kennen gelernt hatte, in dem er ein Erzeugnis jesuitischer Grundsätze sah (vgl. Wilhelm Herbst, Johann Heinrich Voß II, 2 S. 28 ff.). Bemerkenswert ist, daß auch Goethe in einem Briefe an Eichstädt (21. Jan. 1804) Voß einen »Erzprotestanten« nennt. — [3] Mit der »Mama« meint Wolf hier und an einer späteren Stelle unseres Briefes die alte A. L. Z. (vgl. Nr. 8[7]). — [4] Der damals einunddreißigjährige Delbrück (vgl. Nr. 7[5]) hatte bis dahin folgende zwei Schriften herausgegeben: Über die Humanität. Leipzig 1796. 134 S. und seine Doktordissertation *Homer ireligionis quae ad bene beateque vivendum heroicis temporibus fuerit vis.* Magdeburg 1797. 54 S., die aber nur den Umfang etwa eines halben Alphabets — ein Alphabet = 23 Bogen = 368 Seiten — haben. Mit dem »Buben von Rezensenten« könnte Wolf den Beurteiler der erstgenannten Schrift in der A. L. Z. vom 27. Juli 1796, Nr. 232, S. 238 f. meinen, der dem Verfasser vorwirft, daß er am wenigsten zur logischen Aufklärung des Begriffes »Humanität« beigetragen habe, überdies die nötige Schärfe der Begriffe, Bestimmtheit der Sprache, endlich den philosophischen und selbst spekulativen Geist vermissen lasse. — [5] Auch diesmal übermittelt Goethe Wolfs Anliegen fast mit dessen eigenen Worten an Eichstädt (4. Febr.). — [6] Die Rezension der von Gebauer und Spangenberg besorgten Ausgabe des *Corpus iuris civilis* (Göttingen 1776) füllt fast ganz die Nummern 19, 20 der J. A. L. Z. vom 23. und 24. Januar 1804 aus. — [7] Leipzig 1800. — [8] Leipzig 1803. — In einem auf der Königl. Bibl. zu Berlin aufbewahrten *Briefe (Jena, 14. Febr. 1804) schreibt Eichstädt an Wolf: »Goethe wird Ihnen ohne Zweifel schon geschrieben haben, wie gern wir die Beurteilung der Creuzerschen Schrift . . von Ihnen erwarten; wollen Sie noch von Horatius (Mitscherlich, Doering) Rezensionen übernehmen? . . . Am besten, Sie wählen selbst Bücher, zu welchen Sie die Neigung hinzieht, und melden uns nur immer Ihren Entschluß zeitig genug, damit solche Schriften nicht weiter verteilt werden.« — [9] Mit Utrechter »Analekten« meint Wolf die *Acta literaria societatis Rheno-Trajectinae.* Tom. I—IV. Lugduni Batavorum et Trajecti ad Rhenum 1793—1803. Sämtliche vier Bände, die der rezensierfeindliche Wolf ebensowenig angezeigt hat wie die vorgenannten Horazausgaben, enthalten philologische Abhandlungen sowie Observationen und kritische Beiträge zu griechischen und lateinischen Schriftstellern. — [10] Im Intelligenz-

blatt der Hallischen A. L. Z. Nr. 9, Mittwochs d. 18. Januar 1804 findet sich in einer »Literarischen Statistik des preußischen Staats. Aus dem Handbuch über den Königl. Preuß. Hof und Staat für das Jahr 1803« unter den sieben Privatdozenten an der philosophischen Fakultät der Universität zu Halle an letzter Stelle auch Friedrich Wilhelm Riemer angeführt,der allerdings auf Anraten seines Lehrers Wolf als Privatdozent in Halle tätig gewesen war, aber nach anderthalb Jahren die akademische Laufbahn wegen Mangels an Vermögen aufgegeben hatte (vgl. ADB XXVIII, 559 ff.). Seit Ende 1801 war Riemer als Hauslehrer in Wilhelm v. Humboldts Hause, seit September 1803 hatte er den Unterricht von Goethes Sohn August im Griechischen und Lateinischen über sich genommen (Konzept eines Briefes Goethes an Wolf, Briefe XVI, 300). Da Wolf die erwähnte Ungenauigkeit wegen Riemers Privatdozentur auch Eichstädt mitgeteilt hatte, fragte dieser Goethen, ob er auf Veranlassung von Wolfs Brief Riemer zu einer Berichtigung veranlassen wolle. »Es wäre doch lustig, wenn man den fleißigen Herren in Halle von hier aus . . sagen müßte, was sie dort nicht zu suchen hätten«. Goethe erwidert (22. Febr.), er wünschte die Berichtigung wegen Riemer nicht, besonders da dieser bei ihm wohne. »Möchte doch alles vermieden werden können, was irgend einer Animosität ähnlich sieht!« — [11] Schütz senior und jun. (vgl. Nr. 8 [7]). — [12] Gemeint ist wohl der von Rudolf Zacharias Becker in Gotha 1791 begründete »Anzeiger«, der 1792 durch kaiserliches Privilegium zum »Allgemeinen Reichsanzeiger« erhoben wurde. — [13] Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), 1803 ordentlicher Professor der Eloquenz in Marburg, seit 1804 in Heidelberg. Worum Creuzer sich beworben, ist nicht klar. Die Rezension des in Leipzig bei Göschen 1803 erschienenen Buches: Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung, steht in Nr. 233 der J. A. L. Z. vom 28. September 1804, unterzeichnet *V. S. A.* Daß sie von Wolf herrühre, der sonst niemals diese Chiffre wählt, möchte ich bezweifeln. Dem Stoßseufzer Eichstädts: »Wenn der Freund nur ein wenig tätiger sein wollte!« begegnet Goethe mit den beschwichtigenden Worten (22. Febr. 1804), sie müßten freilich abwarten, inwiefern dieser Freund auch als Rezensent tätiger beitrete; indessen sei seine Neigung schon von sehr großem Gewicht. Bei der bloßen Neigung Wolfs scheint es in diesem wie in andern Fällen geblieben zu sein. — [14] Es ist die Rezension (Nr. 18 der J. A. L. Z. vom 21. Jan. 1804) des soeben erschienenen Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Erstes Heft. Leipzig 1804, unterzeichnet *W. K. F.* (= Weimarer Kunstfreunde), »wodurch wir die Aufsätze bezeichnen, die von uns oder ganz in unserm Sinne sind«

(Goethe an Zelter, 28. März 1804). Der Verfasser ist Johann Heinrich Meyer (vgl. TB, 11. Jan. 1804). Die alte [Hallische] A. L. Z., die »Mama«, hinkte mit ihrer Anzeige ein Halbjahr später nach (Nr. 179, 18. Juni 1804). — [15] Über den Philologen Franz Karl Alter (1749—1804), seit 1779 Kustos an der Universitätsbibliothek zu Wien, vgl. C. von Wurzbachs Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich I, 16 und ADB I, 363f. In Nr. 57 des Intelligenzbl. der J. A. L. Z. 1804, Sp. 461f. steht eine kurze Anzeige von dem am 29. März erfolgten Tode Alters, an dem »unsere Zeitung einen sehr tätigen Teilnehmer verliert«.

10. [1] Goethe hatte sich in der zweiten Augusthälfte in Lauchstädt aufgehalten und in den ersten Septembertagen Wolf in Halle besucht. (Loder an Böttiger, 5. Sept. 1804 im G.-J. I, 333 und Bernays S. 95[3].) — [2] Reil war es gewesen, der die Berufung des Naturphilosophen Henrich Steffens (1773—1845) von Kopenhagen nach Halle vermittelte (Steffens, Was ich erlebte V, 102). Für das Wintersemester 1804/5, in dem Steffens seine Hallische Lehrtätigkeit eröffnete, kündigte er folgende vier Vorlesungen an: *Principia philosophiae naturae; Primas lineas Geognosiae Wernerianae; Historiam naturalem terrae internam; Doctrinam de electricitate et magnetismo.* — [3] Der Ausdruck erinnert an Sen. ep. 114 *gustum tibi dare volui.* — [4] Seitdem Wolf 1802 erster Bibliothekar geworden war (vgl. Nr. 3[2]), wurde für den Vorsteher der Bibliothek und die übrigen Beamten eine neue Instruktion entworfen, die fast einzig Wolfs Werk ist. Sie erhielt mit dem 9. Mai 1804 gesetzliche Kraft. Das Wesentlichste aus diesem Reglement ist mitgeteilt bei Hoffbauer S. 477ff. — [5] Dieser von Michael Lomonosow in der Petersburger Akad. d. W. gehaltene Vortrag wurde von Gregor Kositzki nach dem russischen Original ins Lateinische übersetzt unter dem Titel: *Oratio de origine lucis sistens novam theoriam colorum.* Goethe hat die Schrift in seiner Farbenlehre nicht benutzt. — [6] Hier und öfters schreibt Wolf mit bewußter Absicht »Ahndung« und »ahnden« im Sinne seiner Bemerkung im Intell.-Bl. der J. A. L. Z. 1804, Nr. 17, und der »tiefdringende Sprachforscher Kq« findet hierbei die Zustimmung des Direktoriums d. J. A. L. Z. (vgl. I.-Bl. Nr. 27). — [7] *Vetera monimenta, in quibus praecipue musiva opera, sacrarum profanarumque aedium structura ac nonnulli antiqui ritus dissertationibus iconibusque illustrantur. Pars I.* Romae 1690. — [8] Samuel Petit (1594—1643), französischer Antiquar. — [9] Das wiederholt aufgelegte Buch führt den Nebentitel: *Institutiones iuris publici Romano-Germanici.* — [10] Winckelmanns *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati* (Roma 1767, 2 Bde) erschienen später auch in einer deutschen Ausgabe: Alte Denkmäler der Kunst. Aus dem

Italienischen übersetzt von Friedrich Leopold Brunn. Berlin 1791—2 bei Christian Gottfried Schöne (2 Bde.) — [11] Frau Richter, die Gattin des berühmten Göttinger Chirurgen August Gottlieb Richter (1742—1812), mit dessen Tochter der seit 1803 in Halle als Anatom wirkende Justus Christian Loder vermählt war. Des befreundeten Richterschen Ehepaares erwähnt Goethe öfters in seinen Briefen (XV, 254,3. XVI, 77,12 und im Tagebuch, z. B. Juli, Aug. 1801). — [12] Die von dem französischen Ingenieur Philipp Lebon im J. 1801 erfundene Thermolampe, die dazu dienen sollte, Zimmer zugleich zu heizen und zu erleuchten, hat der Hallische Professor der Physik und Chemie, Ludwig Wilhelm Gilbert (1769—1824), in den von ihm herausgegebenen Annalen der Physik X, 491 ff., XXII, 51 ff. des näheren beschrieben. Derselbe hatte nach mannigfaltigen Versuchen und Abänderungen in seinem Laboratorium eine Thermolampe eingerichtet und zum Illuminieren dreier Zimmer und zu allerlei feurigen Fontainenfiguren benutzt. — [13] Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage, wie sie ist, von Prof. Reil. Halle 1804. — [14] Seit Mitte des Jahres 1803 ist Goethe damit beschäftigt, den Götz von Berlichingen für die Bühne zu bearbeiten (vgl. Werke XIII, 2 S. 245 f.). — [15] Mit der großen Pépinière meint Wolf die 1795 in Berlin begründete, bis 1828 Pépinière (Pflanzschule für Ärzte) genannte militärärztliche Bildungsanstalt. — [16] *L'optique des couleurs, fondée sur les simples observations, et tournée sur-tout à la pratique de la peinture, de la teinture et des autres arts coloristes.. Par le R. P. Castel, Jesuite.* A Paris 1740. Dem Louis Bertrand Castel (1688—1757) widmet Goethe in der Farbenlehre ein eigenes Kapitel (W. A. II. Abt. IV, 148 ff.).

11. [1] Wolf nahm die Neuaufführung des Götz um eine Woche zu früh an: »Götz von Berlichingen ist nicht am Sonnabend, dem 15ten, wie Sie glaubten, auf dem hiesigen Theater aufgeführt worden, sondern erst am letztern Sonnabend, dem 22ten [Sept.]«, wie Weyland an Böttiger berichtet (G.-J. I, 332; der Brief falsch datiert). — [2] vgl. zu Nr. 10[10]. — [3] Für das Wintersemester 1804/5 hatte Wolf außer zwei Publika noch als Privatvorlesungen angekündigt: die statarische Interpretation der vier ersten Bücher der Iliade, römische Literaturgeschichte, endlich 3) *Evangelia Matthaei et Marci h.* IX—X. *philologice et exegitice interpretabitur Latina lingua privatissime.* Wie Wolf auf den Einfall kam, ein theologisches Kollegium zu halten und das »barbarische Griechisch« im Neuen Testament, »voller Hebraismen und judaisierender Wendungen«, zu interpretieren, zu dessen richtigem Verständnis er eifrig hebräische Studien getrieben hatte, dies erzählt sehr ergötzlich der Geograph Klöden auf Grund von Gesprächen Wolfs (Jugend-

erinnerungen Karl Friedrichs von Klöden, herausgegeben . . von Max Jähns. Leipzig 1874, S. 367f.).

12. [1] Wie dies gekommen, erzählt Wolf ausführlicher bei Klöden. Nachdem er ganz ordentlich mit einer gehörigen Einleitung begonnen, sei er zur Erklärung gekommen. Obgleich ihm das »abscheuliche« Griechisch oft widerstanden habe, sei doch alles gut gegangen, bis er zu der Stelle gelangte, wo die Teufel in die Säue der Gergesener (Matth. 8, 28) fahren müßten. Da habe er seinen Zuhörern gesagt, nun hätte er die Schweinerei satt; weiter vermöchte er nicht zu lesen, sie mögen sich das übrige nur von andern erklären lassen und hätte die Vorlesung geschlossen. Er habe genug für immer gehabt. Wenig Gutes weiß der junge Friedrich Thiersch (in einem Briefe vom 10. Dez. 1804) als Augen- und Ohrenzeuge von der Wolfischen Exegese der Evangelien zu berichten. Er fand ein fast leeres Auditorium, einen sehr schlechten, unbeholfenen lateinischen Vortrag — »das Latein will ihm gar nicht von der Zunge« — und die Sachen freilich ganz gut, doch so, daß man nicht weniger von Wolf habe erwarten können (Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Leipzig u. Heidelberg 1866. I, 31). — [2] Goethe hatte am 24. Januar 1805 geschrieben: »Ist es noch dazu gekommen, daß die drei Evangelisten sich Ihrer Auslegung erfreuen? Lassen Sie mich auch davon etwas erfahren«. — [3] Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827), dessen »Einleitung in das Neue Testament« I. Bd. Leipzig 1804 gerade erschienen war. — [4] Im I.-Bl. der J. A. L. Z. Nr. 26 vom J. 1804 hatte Goethe Ungedruckte Winckelmannische Briefe an einen »Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen« angekündigt, die dann in dem Buche: Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen. In der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1805, S. 1—160 abgedruckt sind. — [5] Diesem Wunsche Wolfs entspricht Goethe im Briefe vom 25. Februar 1805. — [6] Schon seit Ende 1801 war Wolf mit Göschen wegen einer »doppelten oder selbst dreifachen Ausgabe der *Opera omnia Homeri*« in Verbindung getreten, die 1804—7 erschienen (vgl. Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1905. II, 184ff. und I.-Bl. der J. A. L. Z. 1804, Nr. 62). — [7] Maximilian IV. Josef von Pfalz-Zweibrücken, Kurfürst von Bayern, vom 1. Januar 1806 ab (erster) König von Bayern. — [8] Nach einer freundlichen Mitteilung des Direktors der K. Hof- und Staatsbibliothek in München, Herrn Geheimrat von Laubmann, kann dies nur der Codex gr. 237 saec. XV. sein, der Fol. 5—262 die zehn Bücher der Republik und den Timaeus enthält. — [9] Damit erwidert Wolf Goethes zart umschriebene Bitte (im Briefe vom 24. Januar

1805) um Beiträge für die J. A. L. Z.: »Sagen Sie mir doch auch ein freundliches Wort über unsre Jenaische Literaturzeitung! Wollen Sie dazu noch ein tadelndes und wünschendes hinzufügen, so soll es mir noch lieber sein«. — Rezensionen Wolfs (*h. t. A.* und *Qk* unterzeichnet) stehen in Nr. 63, 15. März und Nr. 304, 21. Dezember 1805; beide sind durch *Briefe Eichstädts an Wolf (25. März und 20. Dez. 1805) sichergestellt. — [10] Mit seiner Tochter Mine war Wolf von Ende Mai bis Mitte Juni bei Goethe in Weimar. — [11] Liebenstein, am Südrande des Thüringer Waldes im Herzogtum Sachsen-Meiningen gelegen. — [12] Goethe beruhigt Wolfen über sein Befinden im Briefe vom 25. Februar: »Die Hoffnung, Sie und Ihre liebe Tochter auf Pfingsten bei uns zu sehen, wird meine völlige Genesung beschleunigen«.

13. [1] Ähnlich schreibt Wolf an Frau von Bergk [*1808], daß er »nach 24jähriger Amtstätigkeit eigentlich auf russisch-generose Manier izt die Hälfte seines bisherigen Gehalts hoffen könnte, um damit als Pension an irgend einem fremden Orte zu leben«. — [2] Wolf ist hier in seinen Angaben ungenau: denn im Jahre 1782 stand er (geb. 15. Febr. 1759) nicht im 20., sondern im 23. Lebensjahre; weiter trat er seine Professur der alten Literatur und Pädagogik zu Halle im August 1783 (nicht 1782) an, nachdem er zuvor Kollaborator in Ilfeld (seit 1779) und seit März 1782 Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz gewesen war. — [3] Seit 1799 war Wolf auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit einer Zulage von 200 Talern, zu der er durch Kabinettsordre vom 16. Juli 1805 weitere 700 Taler erhielt (Arnoldt, Wolf iu seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik. Braunschweig 1861. I, 133 und Harnack, Gesch. der Kgl. preuß. Ak. d. W. zu Berlin I, 532).

14. [1] »Nur von Winckelmann als Gelehrten wollte ich einiges sagen, worauf mich die Lesung dieser Briefe führte«, sagt Wolf gegen Ende seines Beitrags zu Goethes Winckelmann und sein Jahrhundert (XLVI, 97). — [2] »Prof. Wolf bewährte seine Teilnahme an Winckelmann . . durch Übersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte« (Goethe, Tag- und Jahreshefte 1805; XXXV, 194). — [3] Der Ausdruck *palmaria* (üblicher *palmaris*) *emendatio* wird häufig zur Bezeichnung einer preiswürdigen Textbesserung gebraucht. Ähnlich sagt Wolf in seinem obgenannten Beitrag, Winckelmann habe offenbar seinen Beruf mißkannt, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz gefaßt, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. — [4] Der Anatom Justus Christian Loder wirkte seit 1803 in Halle (vgl. Schrader I, 402 f.) — [5] Julius Eberhard Wilhelm Ernst von Massow (1750—1816), Oberkurator

der Universität zu Halle seit 1798 (vgl. ADB XX, 573). — [6] Die Gründung des kameralistischen Instituts war 1804 von dem Juristen Schmalz, dem Mathematiker Klügel, dem Philosophen Jakob, dem Kameralisten Rüdiger, dem Physiker Gilbert und dem Botaniker Sprengel beantragt und durch Erlaß vom 8. Dezember desselben Jahres insoweit genehmigt worden, »daß es als freier Verein zur Verständigung über die zu haltenden kameralistischen Vorlesungen bestehen, auch unter diesem Titel in den Vorlesungsverzeichnissen angeführt werden dürfe«. Eine besonders geartete Wirksamkeit hat es, nach Schrader (I, 579), dem ich hier wie in andern die Geschichte der Hallischen Universität betreffenden Daten als zuverlässigstem Führer folge, nicht geübt. — [7] Als der berühmte Jenenser Thibaut, an den ein Ruf für die Professur des römischen Rechts in Halle ergangen war, diesen ablehnte, wurde an seiner Statt der unbedeutende L. G. Wehrn aus Erfurt berufen. Warum ihn Wolf, wohl mit einem seiner spöttischen Witze, als »Erfurteur« bezeichnet, konnte ich nicht ausmitteln. Sollte er vielleicht gleich manchem Erfurter in seiner Gesinnung zu Frankreich hingeneigt haben? — [8] Wolf hatte in seinem Wohnhause in Halle (Brüderstraße 3) sein Auditorium, in das er durch jene Tapetentüre eintreten konnte, hinter der auch Goethe, als er im Sommer 1805 im Hause des Freundes gastliche Aufnahme fand, dessen Vortrag mehrmals zuhörte (Tag- und Jahreshefte Bd. XXXV, 201). Da Halle damals kein eigenes Universitätsgebäude besaß, hatte Wolf, wie auch Steffens in seiner Selbstbiographie (Was ich erlebte VI, 49) erzählt, diesem sein Auditorium überlassen. — [9] Nach *aber* fügte Goethe eigenhändig *macht* mit Bleistift am Rande hinzu; in Johns Abschrift dieses Briefes (vgl. S. 4) steht es bereits im Texte. — [10] In seiner Vorlesung über Naturphilosophie (vgl. Nr. 10[2]) hatte Steffens 63 Zuhörer. Gleich Wolf verhielten sich noch mehrere andere Professoren gegen das neue Evangelium der Naturphilosophie durchaus ablehnend, während die Jugend sich hiefür sehr empfänglich zeigte (Schrader I, 607 ff.). — [11] Schleiermacher, der durch einen ausdrücklichen Befehl des Königs am 10. Mai 1804 der Universität in Halle als außerordentlicher Professor der Theologie und akademischer Prediger überwiesen worden war, hatte in seinen ersten Vorlesungen 20—30 Zuhörer (vgl. auch Thiersch's zu Nr. 12[1] angeführten Brief und Schrader I, 630). — [12] In einem *Briefe vom 5. April 1805 schreibt Riemer über Goethes Gesundheitszustand an Wolf: »Der Geheime Rat, der die Zeit her sehr munter war und am Winckelmann arbeitete, hat gestern gerade nach 3 Wochen einen nur schwächern Anfall seines vorigen Übels bekommen. Nach meinem und anderer Urteil scheinen es Hämorrhoiden zu sein, die noch nicht zum Durchbruch kommen können. Wenn es erst einmal

so weit ist, dann hat es keine Not. Heute ist er etwas besser. Hoffentlich geht es ebenso wie neulich vorüber, um periodisch wiederzukommen. Ich schreibe Ihnen dies nur, wenn etwa eine üblere Nachricht nach Halle kommen sollte, damit Sie wissen, was Sie davon zu halten haben«.

15. [1] In einem Briefe vom 21. Mai 1805 an den Theologen Paulus in Würzburg (Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit II, 273) erkundigt sich Wolf über die Münchener Verhältnisse und äußert sich ähnlich wie hier. Schütz berichtet in Briefen aus jener Zeit an Friedrich Jacobs (so am 16. Juni 1805), er habe Wolf so gut als völlig entschlossen gefunden, nach München zu gehen (I, 264ff.; vgl. auch W. von Humboldts Brief an Wolf vom 20. Juli 1805; (Ges.W.V, 261). Besonderen Eindruck mußten auf Wolf Goethes Worte machen, daß er an dessen Entfernung gar nicht denken möge. Es wäre eins der größten Übel, die ihm widerfahren könnten (2. Mai 1805). — [2] Vgl. Hor. Ep. I, 20, 2 *scilicet ut prostes Sosiorum pumice mundus.* — [3] Darauf erwiderte Goethe am 2. Mai: »Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Setzershänden, *unde nulla redemtio.* Es geht mir dabei wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr, was ich geschrieben habe«. — [4] Johann Philipp Gabler (1753—1826), 1804 als Professor der Theologie nach Jena berufen, wo er auch fernerhin verblieb (vgl. ADB VIII, 294ff.). — [5] Gemeint sind die Fürsten der sächsischen Herzogtümer Weimar, Koburg-Gotha, Altenburg und Meiningen, die noch heute als die »durchlauchtigsten Nutritoren« die Universität in Jena erhalten.

16. [1] Goethe an Wolf, 2. Mai 1805: »Augusten habe ich mit einem Erfurter Kaufmann nach Frankfurt auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache.« — [2] Seinem Schreiben obigen Datums hatte Goethe »Frankfurter Briefe fürs liebe Minchen« beigelegt. Zweifellos sind es die Briefe Frau Ajas an ihren Sohn und Christiane, worin berichtet wird, daß August die alten Bekannten des Vaters besuche und von allen, die ihn sehen, geliebt werde. Mit dem »einen« mag Wolf wohl den an die »liebe Tochter« gerichteten Brief »1805 den 19ten Februar, als die Großmutter 74 Jahre alt war«, meinen (Schr. der Goethe-Gesellsch. IV, 275). — [3] Die Beziehungen zwischen Wolf und Schiller, den jener »oft und gern« sah, sind jedenfalls keine intimeren gewesen, und Bernays wird wohl recht haben (S. 47[85]), daß Schillers Tod Wolf nicht eben tief berührt zu haben scheine. — [4] In Drakendorf bei Jena hatte August Friedrich Karl Freiher von Ziegesar, herzoglich Sachsen-Weimarischer General-Landschaftsdirektor, mit dessen Familie auch Goethe seit langem freundschaftliche Beziehungen unterhielt (Tag- und Jahreshefte 1808; XXXVI, 32), sein Stamm-

gut. An Sylvie von Ziegesar (1785—1855), die jüngste Tochter, richtete Goethe verschiedene Briefe und Gedichte. Die Loder ist wohl die Gattin des Hallischen Professors (vgl. Nr. 14[4]).

17. Dieses Billet, auf das Goethe selbst das Datum »5. Juni 1805« mit Bleistift geschrieben, fällt in die Zeit jenes vierzehntägigen Besuchs (30. Mai bis Mitte Juni) Wolfs und seiner Tochter bei Goethe, dem dieser in seinen Tag- und Jahresheften eine ausführliche Betrachtung gewidmet hat (XXXV, 194ff.). Es kam zu angeregten Gesprächen Wolfs und der Weimarischen Kunstfreunde über Gegenstände der bildenden Kunst, wobei Wolf keineswegs zugeben wollte, »daß man auch die überbliebenen Kunstwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.« Auch der beiden Kolossalköpfe der Dioskuren von Monte Cavallo, deren Abgüsse sich in Rudolstadt befanden, wurde gedacht. Wolf bezeigte seinen guten Willen, sich für die Herrlichkeiten der alten Kunst zu begeistern, und unternahm mit Professor Meyer eine Spazierfahrt nach Rudolstadt, wo er von dem Hofe gut aufgenommen wurde und sich in den »bedeutend schönen Umgebungen« vergnügte. Freilich war der gute Wille Wolfs, sich den Kunstanschauungen der Weimarer Freunde zu nähern, auch nach Besichtigung jener Kunstwerke ohne sonderlichen Erfolg geblieben. Denn da die Riesenköpfe aus Mangel eines schicklichen Raumes an der Erde standen, war jedes faßliche Anschauen ihrer Vorzüge versagt, »da nur dem liebevollsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegenleuchten mögen.« So kam denn Wolf, nachdem er mit seinem Begleiter Meyer auch noch Schwarzburg besucht hatte, »vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt« zurück. Auch an Humboldt berichtete Wolf in einem seiner leider verlorenen Briefe über diese Besichtigung der Riesenköpfe, wie aus den Worten Humboldts vom 20. Juli 1805 (Ges. W. V, 262; es steht die falsche Jahreszahl 1803) hervorgeht: »Ich liebe nicht die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage.« — [1] Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz (1755—1829), fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischer Geheimrat, von 1780 bis 1790 Gatte Karoline von Lengefelds (vgl. ADB II, 584).

18. [1] »Die freundliche Ratgeberin«, auf deren Veranlassung Wolf auf dem Heimwege von Weimar nach Halle wohl irgendwo nächtigte, ist Christiane. Solche und ähnliche fein umschreibende Wendungen (»die gewohnte Begleitung«, Nr. 19; »die gute freundliche Anordnerin«, Nr. 20) wählt Wolf mit Rücksicht auf das freie Verhältnis Goethes zu seiner »kleinen Freundin.« — [2] Mit Anspielung auf Hom. Od. XXIII, 195ff. —

[3] Vom 3. Juli bis 6. September blieb Goethe in Lauchstädt. — [4] Der Phrenologe Gall (vgl. Nr. 19, 20) begann seine Vorlesungen in Halle am 8. Juli.

19. [1] Am 6. Juli, eben jenem Sonnabend, an dem Wolf Goethen bei sich erwartete, schrieb ihm dieser aus Lauchstädt, er möge es nicht verschmähen, »morgen, Sonntags, mit seiner lieben Tochter herüberzukommen« (vgl. Briefe XIX, 25). — [2] Wolf spielt hier auf ein Ereignis an, dessen auch Steffens (Was ich erlebte V, 181) kurz gedenkt, das ausführlicher in Gustav Frd. Hertzbergs Gesch. der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit III (1893), 316 ff. erwähnt wird. Darnach war im Juni 1805 in Folge Mißwachses im Vorjahre eine große Teuerung in Halle entstanden. Die Wut des Pöbels wandte sich gegen einige spekulative Großgetreidehändler, die als »Aufkäufer und Kornwucherer« geschmäht, deren Häuser von dem empörten Haufen demoliert und vollständig ausgeraubt wurden. Wolf nennt mit einer scherzenden Anspielung auf die Hökerweiber der großen Pariser Markthallen, die sich während der französischen Revolution durch ihr zügelloses Gebaren weidlich hervorgetan hatten, die Hallischen Frauenzimmer, die ein massenhaftes Kontingent zu der räuberischen Horde gestellt hatten, *Dames de la Halle.* Die Ruhe wurde erst wieder hergestellt, als am 17. Juni eine Kommission der Magdeburger Regierung ankam, die unverzüglich Reiterei herbeirief. Die Nachwirkungen dieses Ausnahmszustandes machten sich noch einige Zeit hindurch fühlhar.

20. [1] Ein interessantes Tagebuchblatt Josef von Eichendorffs, der im Sommersemester 1805 in Halle studierte, berichtet über jene Vorlesungen, die der »berühmte« Gall über die Schädellehre in dem großen Saale des »Kronprinzen« hielt. Die Eintrittskarte kostete einen Louisd'or. Das sehr zahlreiche Publikum bestand zumeist aus Studenten. Mehr noch als die Schädellehre interessierte nicht nur die Anwesenheit aller berühmten Professoren der Universität, sondern vor allem des »unsterblichen« Goethe. »Herr von Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstädt genoß, logierte nämlich, solange Galls Vorlesungen währten, hier beim Professor Wolf und besuchte täglich das Schädelkollegium (von 6—8 Abends), wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie des großen Mannes und die Art seines Umganges, die wir nach geendigter Vorlesung beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen.« Auch Wolfs »Satyrmiene« wird erwähnt (H. A. Krüger, Der junge Eichendorff. Oppeln 1898, S. 50). — [2] Den Ausdruck »das südliche Land«, womit Wolf auf seinen Ruf nach München anspielt, entnimmt er Goethes Brief desselben Tages: »Mittwoch d. 3. Juli 1805 gelange ich wieder in Ihre Nähe, welches mir ein südliches Land zu

sein scheint.« — [3]Alexisbad, Bade- und klimatischer Kurort im anhaltischen Teil des Harzes. — [4]Karl Friedrich von Beyme (1765—1838), preußischer Staatsmann, seit 1798 zum Kabinettsrat ernannt. — [5]Nach Körte (I, 340) erhöhte der König Wolfs Bezüge auf 3000 Taler, wobei allerdings die Pension der Berliner Akademie von 900 Talern mit inbegriffen war (vgl. Nr. 13[3]). — [6]Die alte Freimaurerloge »Zu den drei Degen« in Halle und die mit ihr verbundene Abonnements-Gesellschaft, die »Berggesellschaft«, wird von altersher auch der »Berg« genannt, weil deren schöne Besitzungen auf einem kleinen Hügel innerhalb der Stadt, »dem Jägerberg«, liegen. (Nach freundlicher Mitteilung Prof. Gustav Hertzbergs in Halle.) — [7]Matthäus Wilhelm von Madeweis, Oberpostdirektor in Halle, war in jener Zeit einer der Beamten in der Verwaltung der Loge. — [8]*The History of the Royal Society of London, for the improving of Natural Knowledge. By Tho. Sprat.* London 1667 (seidem öfters wiederholt bis 1764). Wolf bezieht sich auf die Stelle in Goethes Brief vom 2. Mai: »Sprat ist nach meiner vorläufigen Ansicht ein exzellenter Kopf, den man wohl benutzen kann, ohne ihm zu vertrauen«... Dem Sprat widmet Goethe in seiner Farbenlehre ein eigenes Kapitel (Naturw. Schr. IV, 2 ff). — [9]*L'histoire de la Société Royale de Londres, establie pour l'enrichissement de la science naturelle escrite en Anglois par Thomas Sprat et traduite en François.* A Genève 1669. — [10]Paris 1758. 2 Bände. Das »schrecklich harte« Urteil über Sprats Buch lautet (II, 487 Anm.): »*C'est un ouvrage pitoyablement fait en Anglois, et dont on a une traduction Françoise encore plus pitoyable. L'ignorance d'un traducteur ne sçauroit aller plus loin.*« Goethe (Naturw.Schr. IV 3) findet dieses Urteil unbillig.

21. [1]Goethe hatte Wolfen am 3. August — dem Geburtstag des Königs von Preußen — den »heutigen Komödienzettel« des Götz von Berlichingen mit dem Ausdruck der Betrübnis gesendet, »daß wir Sie diesmal nicht hier sehen werden«. — [2]Über diese Aufführung des Götz in dem »kleinen, aber geschmackvollen« Theater zu Lauchstädt liegt eine Tagebuchnotiz des jungen Eichendorff (a. a. O. S. 60) vor, wonach die Hallischen Studenten, von denen das Theater wimmelte, wegen des verspäteten Beginns der Vorstellung mit ihren Kanonen und Pfundsporen einen so unbändigen Lärm machten, daß sich alles die Ohren zuhalten mußte. Desto mehr aber habe das vortreffliche Schauspiel erfreut und die nicht minder gute Darstellung der in Weimar unter den Augen Goethes und Schillers gebildeten Schauspieler. »Seine Exzellenz Geh. Rat von Goethe saß daneben mit seiner Dem. Vulpius in der Loge und blickte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes bereitete.« — [3]Am 11. August wurde der Götz

wiederholt. — [4] Am 10. wurde Schillers Lied von der Glocke zu dessen Andenken dramatisch vorgeführt, worauf Goethes Epilog folgte. Wie Goethe an den Herzog Karl August am 10. August schreibt, hoffte er, bei dieser Gelegenheit auch Wolf zu sehen. Dadurch daß dieser für Preußen erhalten werde, fügt Goethe hinzu, geschehe auch ihm eine besondere Wohlthat. Er könne doch hoffen, diesen jährlich eine Zeitlang zu sehen und sich an dessen Wissen und Charakter zu erbauen. — [5] Goethe hatte von Wolf historische Daten über einige italienische Bronzemedaillen gewünscht. — [6] Gierlew war im Juni 1802 von Halle, wo er studiert und in Wolfs Haus Zutritt gefunden hatte, abgegangen. Wie Riemer am 14. August 1805 an die Familie Frommann schreibt, habe er bei Wolf die interessante Bekanntschaft eines Dänen Gierleff *(sic)* gemacht, der vor kurzem aus Rom zurückgekehrt sei (F. Heitmüller, Aus dem Goethehause. Stuttgart 1892, S. 75). Später hatte Gierlew, wie er in einem der in Wolfs Nachlasse verwahrten Briefe schreibt, als dänischer Etatsrat und Generalkonsul unter den Ruinen von Karthago gelebt und auch die Altertümer auf Tunis genau untersucht. — [7] Über die Reise Goethes, Augusts und Wolfs nach Helmstädt zu dem Polyhistor und gelehrten Sonderling Professor Gottfried Christoph Beireis (1730—1809) berichtet Goethe, Tag- und Jahreshefte 1805 (XXXV, 205 f.).

22. [1] Auf der zwölftägigen Reise, die Goethe und Wolf vom 14. bis 25. August unternahmen, waren die beiden, denen sich Propst Henke als dritter hinzugesellt hatte, von Helmstädt aus zu Karl Ernst von Hagen (1750—1810), Landrat und Herrn auf Nienburg, gekommen, der, wie Goethe in den Tag- und Jahresheften launig erzählt (XXXV, 233 ff.), »unter dem Namen des tollen Hagen weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyklopen auf einer schönen Besitzung hauste.« — »Staupe« bedeutet in der düringischen Mundart einen plötzlichen, aber schnell vorübergehenden Regenguß und wird auch bildlich für ein unvorgesehenes, bald vorübergegangenes Unangenehmes gebraucht. So vergleicht auch Wolf den nicht vorgesehenen, sondern improvisierten Ausflug nach Nienburg, bei dem ihn die derben Schwänke, tollen Narreteien und Zoten des exzentrischen Landedelmannes, nach Goethes Bericht, unendlich langweilten, so daß er sich bald zurückzog, einer Staupe, einem Regenschauer, der ihm noch in der Erinnerung Gänsehaut mache (Nach freundlicher Mitteilung von Prof. M. Heyne in Göttingen). — [2] Goethe bat Wolf in seinem Briefe vom 29. August, ihm das griechische Original des Plotin (204—269) zuzusenden, da ihm mehrere Stellen der lateinischen Übersetzung, in der er jenen Neuplatoniker damals las, dunkel geblieben seien. — [3] Goethe schreibt in demselben Briefe, daß sich das Rätsel,

warum er seinen Geburtstag lieber in der Lauchstädter Einsamkeit als unter werten Freunden zu feiern gedacht habe, nunmehr genugsam aufkläre, da er in Plotins Leben folgende Stelle finde: *quippe cum nequaquam decere putaret natalem eius sacrificiis conviviisque celebrari.* Wolf scheint demnach für das in Goethes Brief — sowohl nach Bernays wie nach der Weimarer Ausgabe — tatsächlich stehende *celebrari*:*celebrare* verlesen zu haben, was nicht verwunderlich wäre, da der Brief von unbekannter Hand »mit fürchterlicher Orthographie« geschrieben ist. — [4] Die fragliche Stelle findet sich in der von Plotins Schüler Porphyrios (233—304) verfaßten Biographie, die Goethen zweifellos in der zuerst 1492 erschienenen lateinischen Übersetzung des Florentiners Marsilius Ficinus vorlag. — [5] Vgl. Goethes obgenannten Brief: »Übrigens mag es ganz zweckmäßig sein, bis die poetische Stimmung eintritt, sich im Reiche der Ideen aufzuhalten.« Schon in seinem Briefe vom 28. Juni hatte Wolf der »angefangenen Arbeiten« Goethes gedacht, die diesem wohl noch keine Ruhe ließen, um an Lauchstädt oder ihn zu denken. Auch in den Briefen vom 1., 10. Sept. 1805 und 1. Jan. 1806 erwähnt Wolf der »schönen Konzeptionen«, von deren Vollendung er einer der ersten nur die Nachricht erhalten möchte, wenn er gleich mit andern das Anschauen länger entbehren solle, und führt dem Freunde einige Lektüre zu, die bis zum Eintritt »der höhern Stimmung« dem Dichter die Zeit verbringen möge. Auch dieser gedenkt außer an der vorerwähnten Stelle noch in den vier folgenden Briefen an Wolf (30. Aug., 1., 5. Sept. 1805 und 5. Jan. 1806) jedesmal der unternommenen Arbeit, deren Keim anfange zu »quellen und sich zu ramifizieren«, deren Schema recht umständlich ausgedacht sei, zu deren Ausführung sich aber die Quelle nicht habe eröffnen wollen, so daß schließlich »die schönen Lauchstädter Vorsätze sehr ins Stocken und Stecken geraten sind.« Gemeint ist die zu Schillers Andenken für den 10. November 1805 geplante größere dramatische Dichtung »Schillers Totenfeier« (XVI, 561 ff.). — [6] Goethe schreibt indes am 5. Sept. an Wolf, daß er eilen müsse, »morgen Abend zu Hause zu sein.«

23. [1] Sollte Wolf mit dieser Bemerkung vielleicht des Schädellehrers Gall Doktrin ironisieren wollen, der, durch seinen Scharf- und Spitzsinn verleitet, sich so sehr ins Spezifische verlor, daß er an gar manchem Schädel eines — Harmlosen das Organ des Mord-, Raub- und Diebsinnes (vgl. Tag- und Jahreshefte XXXV, 202) besonders entwickelt glaubte? — [2] Im Briefe vom 30. August hatte sich Goethe »die neulich erwähnte griechische Grammatik« erbeten, mit deren Sendung ihm ein besonderer Gefallen geschehe. Philipp Buttmanns (1764—1829) Grammatik der griechischen Sprache

erschien zuerst 1792. — [3] Mit dem »cicadischen Tranke« ist wohl einfach Wein gemeint, der dem Dichter, da sich der Genius, wie er schreibt, erwarten lasse, die höhere Stimmung herbeiführen möge. Wolf scheint — nach einer freundlichen Mitteilung von Professor Friedrich Kluge in Freiburg i. Br. — auf des Anakreon von Goethe (II, 110) verdeutschtes Gedicht »An die Cicade« anzuspielen (Anacreontea 32 in Bergks Poet. Lyr. Gr.); von »geringem Tranke« (ὀλίγην δρόσον πεπωκώς) möge sich der Dichter gleich der Cicade begeistern lassen. Goethe eignet sich Wolfs Ausdruck in seinem Antwortschreiben an: »Mit dem cicadischen Trank erfüllen Sie ein stilles Gelüst.«

24. [1] Goethe hatte am 5. September aus Lauchstädt gemeldet, sein kleiner Hausgeist sei angekommen, und mit solchen Nachrichten und Aufträgen, daß er wohl eilen müsse, morgen Abend zu Hause zu sein; und an einer späteren Stelle schreibt Goethe, daß er es bei aller seiner Freude über die gute Ernte sehr unbequem finde, wie sie nun auch an seiner Wand zu dreschen anfingen. — [2] Vgl. zu Nr. 22[5]. — [3] Das Epitheton significans, das Wolf für die Jamben des »unpoetischen Mädchens« beigesteuert hat, ist »jammervoll« (vgl. v. 4). Der »Prolog« des »lieben Minchen«, der trotz aller Unbeholfenheit in der Form, trotz prosaischer Wendungen im Ausdruck von anspruchloser Liebenswürdigkeit und natürlicher Empfindung erfüllt ist, hat sich unter Goethes Papieren erhalten und darf wohl hier mitgeteilt werden:

Geordnet war der Reiseplan, das Blau
Des Himmels lacht' uns freundlich an, und schon
Erheitert' uns die Hofnung Sie zu sehn.
Ich dachte, selbst die jammervollen Jamben
Die ich gefertiget zu übergeben, und
Um Nachsicht mit der Stümperin zu bitten:
Doch ach! die schöne Aussicht ist verschwunden,
Und schwach ersetzet mir die Freud' an Sie
Dies Blättchen abzusenden, den Verlust.
O bitte, nehmen Sie es gütig auf.

Der Geist, der uns so schnell und unerwartet
Den theuren Freund aus Lauchstädt abgerufen,
Er war uns diesmal kein willkommner Geist!
Doch manches schöne hat gewis noch sonst gelockt
Zum lieben Weimar, wo auch wir einmal
So glücklich eine Pfingsten-Zeit verlebten.
Es hat vielleicht die schöne junge Fürstin
Mit lieben Worten Sie gebeten, doch
Durch Ihre Gegenwart sie wieder zu erfreun;
Da läſst sich freilich schwer wol widerstehn;

Und voller Freude denken wir Sie jetzt bei ihr
In wechselseitigem Gespräche bald,
Bald in der eignen traulichen Umgebung,
Die unterdeſs mit zarter Sorgsamkeit
Der kleine Geist so lieblich eingerichtet.
Doch nichts vergleicht sich unsrer groſsen Freude
Die wir empfinden, daſs Sie theurer Mann
Voll frischer Kraft zurückgekehret sind
Aus unserm düstern Ort, die immer Sie
Begleiten möge auf der Bahn des Lebens,
Dies ist mein liebster Wunsch. Doch sind's genug
Der Verse jetzt, die schwer des Dichters Ohr
Verwunden. Eines nur will ich noch sagen:
Für jede schöne Stunde die Sie uns
Durch Ihre liebe Gegenwart geschenkt,
Empfangen Sie noch unsern besten Dank.

Wilhelmine Wolf.

[4] In seinem Briefe vom 5. September hatte Goethe Wolfen viele Empfehlungen für Reil (vgl. Nr. 8[6]) aufgetragen, ihm herzlich für seinen aufmerksamen Anteil danken und um schriftlichen Rat bitten lassen. Auch in den Tag- und Jahresheften 1805 (XXXV, 205) gedenkt Goethe des Vorteils einer größern Annäherung an Bergrat Reil, der, als Arzt ihn behandelnd, ihm zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde: »Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen sein ließ, davon gibt ein eigenhändiges Gutachten Zeugnis, welches vom 17. September dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird«. — [5] Goethe äußert über sein damaliges Leiden eine andere Meinung. Es überfiel ihn, wie er an der angegebenen Stelle mitteilt, ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Übels, das, von den Nieren ausgehend, sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. — [6] Auf der Fahrt nach Helmstädt gab es im Wagen zwischen Wolf, »dem humoristischen Reisegefährten«, und Goethes fünfzehnjährigem Sohn August allerlei »wörtliche Neckereien« und auch tätliche Balgereien, bei denen dieser sein Recht der Notwehr weidlich nützte (Tag- u. Jahreshefte S. 206). — [7] »Hechttrommel« — das Kompositum vielleicht mit Parodierung des epischen Stils (»Trommel der Hechte« ist ein Hexameterschluß) in seine Bestandteile aufgelöst — bedeutet nach der geistreichen Deutung Professors von Holzinger in Prag ein eigentümliches, trommelähnliches Fäßchen, in das man die gefangenen Hechte steckt (vgl. die ähnlichen Ausdrücke: Kaffee-, Botanisier-, Pflanzentrommel). »Behandeln« steht hier in der heute antiquierten Bedeutung von: durch Handel erwerben, wofür ich eine

schlagende Parallele in einem *Briefe Wolfs an die Weidmannsche Buchhandlung finde (Halle, 3. März 1793): »Ich ersuche, erstertags folgende Bücher beim Antiquar behandeln und auf meine Rechnug mir senden zu lassen. Ich denke ja, daß er . . ein Gutes ablassen wird. Indes muß der Handel nicht aufhalten«. — [8] Johann Heinrich Voß (1779—1822), des Dichters ältester Sohn, hatte 1799 die Universität Halle bezogen und bei Wolf Philologie studiert. Goethe hatte 1804 Voßens Ernennung am Weimarer Gymnasium veranlaßt, an dem er bis 1806 als Lehrer der alten Sprachen tätig war.

25. [1] Goethes Schreiben, auf das Wolf sich bezieht, hat sich in dessen Nachlasse nicht vorgefunden. Daher die Unklarheit mancher Anspielung in diesem Briefe. — [2] Löhr und [3] Kammerrat Christian Gottlob Frege (1778—1855) sind Bankiers in Leipzig. Einen *Brief Wolfs an den ersteren vom 21. Mai 1805 bewahrt das Britische Museum. An Frege hat Goethe mehrere Schreiben geschäftlichen Inhalts gerichtet. — [4] Daniel Wyttenbach (1746—1820), den holländischen Philologen, der seit 1799 als Nachfolger seines Lehrers David Ruhnkenius in Leiden wirkte, hatte Wolf im Oktober 1797 in Amsterdam kennen gelernt. Von den sechs Briefen Wyttenbachs in Wolfs Nachlasse dürfte hier das interessante Mitteilungen über Ruhnkenius und dessen Familie enthaltende Schreiben vom 5. Juli 1805 in Betracht kommen, das vielleicht gerade während Goethes längeren Besuchs bei Wolf an diesen gelangt ist. Es ist — allerdings unvollständig — abgedruckt in *D. Wyttenbachii Epistolarum selectarum fasciculi tres editi a Guilielmo Mahne.* Gandavi 1830. II, 22 ff. — [5] In der J. A. L. Z. 11.—17. Juni 1805, Nr. 138—143, Sp. 489—536 hatte Voß eine ebenso lange — fast buchartig ausgewachsene — als gallig verbissene Rezension über Johann Gottlob Schneiders und Gottfried Hermanns Ausgabe der Orphischen Argonautica veröffentlicht. Darauf erwiderte Hermann im I.-Bl. der [Hallischen] A. L. Z. 1805, Nr. 149, Sp. 1233—1236 mit einer geharnischten Zuschrift, »die Voßische Rezension seiner Ausgabe der Orphicorum betreffend«, die sich kurz und bündig gegen den »Orpheomastix« wendet: er könne überhaupt den nicht für einen Gegner erkennen und folglich auch ihm nicht antworten, dem sogar die nötige Bekanntschaft mit den griechischen Deklinationen und Konjugationen abgehe. — [6] Eine eigentliche Einrede hat Voß nicht vorgebracht, sondern nur in einer kurzen Erklärung im I.-Bl. der J. A. L. Z. 1805, Nr. 131, Sp. 1104 Schütz aufgefordert, Hermanns Behauptung zu berichtigen, daß es Voßen vergönnt worden, die Heynische Ilias mit fremdem »Geschütz« zu bekriegen. Demgemäß findet sich im I.-Bl. der A. L. Z. 1805, Nr. 195, Sp. 1616 ein offener Brief Schützens an Hermann wegen Voßens Beschwerde nebst Hermanns Antwort. — [7] Ich

beziehe darauf Wolfs undatierten *Brief an Voß, der wohl in den Mai 1805 zu setzen sein dürfte. Darin schreibt Wolf, er finde den Ton in Voßens Rezension öfter härter als nötig, besonders da so viele Sächelchen ausgezogen seien, die für sich genug täten: »Oft möchte die Tilgung von einzelnen Worten, wie Epitheten, schon hinreichen, dem Ton etwas mehr Gleichgültigkeit zu geben, dergleichen izt notwendige Humanität(!) sogar in Kriminal-Urteilen über Verbrechen gefordert wird. Nehmen Sie dazu, daß durch den Geist eines ganzen Aufsatzes oft ein einzelner Ausdruck noch beleidigender klingt als für sich und einzeln. Ich meine, ich würde Ihr Zutrauen nicht verdienen, wenn ich Ihnen diese Empfindung verbergen wollte«. — [8] Das I.-Bl. der J. A. L. Z. 1805, Nr. 95 vom 26. Aug. Sp. 806 enthält folgende Ankündigung: »Der Herr Geheimerat von Goethe hat die Absicht, seine sämtlichen Werke in 12 Bänden, welche in 3 Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806«. Ein Verleger ist nicht genannt. Die Ausgabe erschien 1806—8 bei Cotta. — [9] In der Berliner Realschul-Buchhandlung erschien 1807—1811 das von Wolf mit Buttmann herausgegebene Museum der Altertumswissenschaft und 1808 Wolfs Abhandlung: Von einer milden Stiftung Trajans. — [10] Adam Oehlenschläger (1779—1850) war, wie er in seiner Selbstbiographie (Breslau 1839. II, 7; 12) erzählt, zu Anfang August 1805 zu Steffens nach Halle gekommen und hatte sich von dort aus um ein Reisestipendium bei dem dänischen Kronprinzen beworben. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Halle erhielt er die erbetene Unterstützung. Goethen hatte er kurz zuvor (vgl. Goethes Brief an Wolf vom 5. Sept.) in Lauchstädt »auf einen Augenblick« gesehen und besuchte ihn das Jahr darauf in Weimar (a. a. O. S. 26ff.).

26. [1] Es ist der Maler Ferdinand Jagemann (1780—1820). Das Pastellporträt Wolfs von Jagemann, das hier zum erstenmale nach dem im Weimarer Goethe-National-Museum bewahrten Originale publiziert wird, trägt das Datum 1806 sowie Jagemanns Signatur und war immer im Besitz der Goethischen Familie. — [2] Die neueste Büste könnte nach der im Jahre 1801 von dem Bildhauer Christian Friedrich Tieck gefertigten kopiert worden sein, die damals, wie Christiane an Nikolaus Meyer schreibt (25. Nov. 1805), von Weissern, Tiecks Nachfolger, zu beziehen war (vgl. Friedrich Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichnis u. s. w. Leipzig 1888, Tafel X, 6 u. S. 78). Wolfs hartes Urteil über diese Büste weicht allerdings von jenem Christianens ab, wonach Tiecks Büste die beste sei, »die wir bis jetzt vom Geheim-Rat besitzen.« — [3] Über die »Lauchstädter Vorsätze« — Goethe bedient sich des Wolfischen Ausdrucks in seinem Antwortschreiben vom 5. Januar: »Meine schönen Lauchstädter

Vorsätze sind freilich sehr ins Stocken und Stecken geraten« — vgl. Nr. 22[5]. — [4] Auch noch einige Monate später hielt Wolf merkwürdigerweise jede Furcht vor einem Kriege für grundlos (vgl. Brief an Göschen vom 3. März 1806 bei Viscount Goschen II, 187). — [5] Es ist die »Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert«, die Wolf-Buttmanns Museum der Altertumswissenschaft (1807) eröffnet. — [6] Wolf war in seiner Eigenschaft als erster Bibliothekar auch Aufseher über ein früher verwahrlostes, von ihm in Ordnung gebrachtes Münzkabinett, das aus einem Vermächtnis an die Friedrichsuniversität hervorgegangen war (Schrader I, 461; 580). — [7] Der »unschätzbaren« Mionnetischen Pasten nach griechischen Münzen gedenkt auch Goethe in den Tag- und Jahresheften 1808 (XXXVI, 39). Théodore Edme Mionnet (1770—1842), Verfasser des numismatischen Werks *Déscription de médailles antiques, grecques et romaines.* Paris 1806—39. 18 Bde. — [8] Der Halberstädter *Historicus aurei saeculi* ist Wilhelm Körte (1776—1846), der Großneffe Gleims, später Schwiegersohn und Biograph Wolfs. In Gleims Hause hatte er Goethen und Wolf, die im Sommer 1805 einen längeren Aufenthalt in Halberstadt genommen hatten, »gar freundlich empfangen« (XXXV, 239). Einem Briefe Körtes an Goethe vom 3. September 1805 waren Autographen »aus dem beliebten goldenen Jahrhunderte der Deutschen« beigelegt (Briefe XIX, 497), wie denn auch Körte aus Gleims Nachlasse die Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner (Zürich 1804) und Briefe Heinses, Joh. v. Müllers und Gleims (Zürich 1806) herausgab. — [9] Gemeint ist zweifellos das staatswissenschaftliche Werk von Thomas Rymer (1641—1713): *Foedera, conventiones, literae et cuiuscunque generis acta publica inter reges Angliae et alios quosvis imperatores etc.* Londini 1704—1717. 17 Bände. Fol.

27. [1] Über die von Ferdinand Jagemann im Jahre 1806 gemalten Goethebildnisse vgl. Zarnckes »Verzeichnis« S. 28, der freilich leugnete, daß Goethe sein von Jagemann im Juni 1806 gemaltes Ölbild Wolfen geschenkt habe. Die nach dem Original von Jagemann selbst gefertigte, von Goethe an Wolf gesendete Kopie ist vor wenigen Jahren nach fast hundertjähriger Vergessenheit bei einem Hallischen Althändler zu Tage getreten, von dem sie Professor Dr. Hans Vaihinger in Halle erstanden und in der Illustrierten Zeitung, Nr. 2982, Leipzig 23. August 1900, S. 290 nebst allen zugehörigen Daten veröffentlicht hat. Nach Vaihingers durchaus überzeugenden Ausführungen kam das Bild Wolfen, als er infolge der französischen Invasion im Jahre 1807 Halle verließ, abhanden, geriet nach mancherlei Wechselfällen aus dem Nachlaß einer Hallischen Familie in einen Trödelladen, von da in

einen andern, bis es durch den jetzigen Besitzer wieder zu verdienten Ehren gelangt ist. — [2] Während Goethe vom 2. Juli bis 4. August in Karlsbad weilte, hielt sich Christiane mit August in Lauchstädt auf. — [3] In seinen Briefen vom 7. und 14. Juli schreibt Goethe an Christiane, die Verdauung fange schon an, recht gut ihren Gang zu gehen, er habe die Zeit her keine Unbequemlichkeiten gehabt und hoffe das Beste, wenn er regelmäßig fortfahre. Wolfs und Minchens wird in dem zweiten Briefe gedacht. — [4] Im Schönbrunner Vertrag (15. Dez. 1805) hatte Napoleon Hannover an Preußen abgetreten. — [5] Der Brief Goethes »aus Jena«, auf den Arnim am 1. Sept. 1806 antwortete, ist nicht bekannt (vgl. Goethe und die Romantik II, 118; 339 in Schr. der Goethe-Gesellsch. Bd. XIV). Seit dem Juni hielt sich Arnim in des Komponisten Johann Friedrich Reichardt (1752—1814) Hause zu Giebichenstein auf, der eine Reise nach Rußland plante und, wie Arnim am 1. Juli an Brentano schreibt, »über Dänemark und Schweden vielleicht durch die griechischen Inseln zurückgeht« (Reinhold Steig, Arnim und Brentano, S. 184.) — [6] In den Briefen Goethes aus jenen Tagen ist nichts von einem solchen zu lesen. — [7] In einem *Briefe an Göschen, Pyrmont, den 27. April [1806], schreibt Wolf: »Der Mangel an Gesellschaft drückt mich auch nicht, indem sich mehere brave Leute hier dazu finden. Glücklicherweise ist grade ein Fürst von Waldeck hier, der ehemals östreichischer General war und der Besitzer eines in Wien gesammelten herrlichen antiken Münz-Kabinetts von 16000 Stück ist; auch dieser besucht mich oft und intressiert mich durch seine Konversation.« — [8] Über Josef Hilarius von Eckhel (1737—1798), den Begründer einer wissenschaftlichen Behandlung der antiken Numismatik, den »Linné« der Münzkunde, vgl. C. von Wurzbachs Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich III, 423ff. und ADB V, 633ff.). — [9] Es ist derselbe »hoffnungsvolle« Jüngling, den Wolf auch in seinem nächsten Briefe (28. Aug.) erwähnt. Daß dieser »junge, reiche Däne« mit dem in Nr. 21 genannten Dänen Gierlew identisch sei, ist mir nicht wahrscheinlich.

28. [1] Goethe an Wolf, Jena, 24. August: »Von den Wirkungen des Bades bin ich sehr wohl zufrieden. Ich habe mich dort leidlich befunden und besser bei meiner Zurückkunft.« — [2] Erst eine gute Zeit nach seiner Rückkunft, schreibt Goethe in demselben Briefe, treffe ihn Wolfs liebes Blatt in dem alten Jenaischen Schlosse, wohin er sich unter Steine und ausgestopfte Tiere zurückgezogen habe. — [3] Freund Humboldt in Rom, berichtet Goethe zum Schluß seines Schreibens, sei in Verzweiflung, daß kein Lebenszeichen von Wolf, dessen Kommissionen er sich erinnere, zu ihm gelangen wolle. — [4] In der wohl sehr lückenhaften Sammlung der Briefe Hum-

boldts an Wolf (Ges. W. V.) liegt ein Brief vom 16. Juni 1804 vor, an den sich einer vom 16. Juli 1809 anschließt. — [5] Vgl. Nr. 27[9]. — [6] Vgl. Nr. 27[5]. — [7] Leopold Alexander Graf von Wartensleben (1745—1822), Gouverneur von Erfurt, das er im Jahre 1802 für Preußen in Besitz genommen hatte. In der Schlacht bei Auerstädt (14. Okt. 1806) kommandierte er eine Division in der Armee des Herzogs von Braunschweig (ADB XLI, 200 ff.). — [8] Die seltsame, in ärgerlicher Hyperbel sozusagen, gebrauchte Wendung »Parabel von Haus« bezieht sich offenbar auf die Frontlinie des Hallischen Wohnhauses Wolfs, die, besonders von der südlichen Ecke aus gesehen, noch heute, wie mir versichert wird, besonders am Boden und an den Fenstern des Obergeschosses, einer Parabel nicht unähnlich ist. Die Brüderstraße, in der Wolf hauste (er mochte sich wohl auch scherzhaft als *Lupus in — parabola* bezeichnen) ging früher zweifellos im Bogen, der noch jetzt auf der westlichen Seite, und gerade an dem Wolfischen Hause sichtbar ist, während die östliche fast ganz gerade verläuft. Der Eindruck der parabelähnlichen Frontlinie mag zu Wolfs Zeiten dadurch noch verstärkt worden sein, daß damals die angrenzenden Häuser diese Linie fortsetzten, während heute das nördliche Nachbarhaus im stumpfen Winkel an das Wolfische stößt. Das stattliche Wohnhaus Wolfs mit seinen zehn Fenstern Gassenfront (Brüderstraße 3), das er im Jahre 1796 durch Kauf an sich gebracht hatte, ist seit einigen Jahrzehnten mit folgender Inschrift geschmückt: *Frid. Aug. Wolfius philologus heic habitabat, Goethium hospitem excipiebat.* — [9] Seitdem die Einwohner der Stadt Halle von der Last der Einquartierung von Soldaten in ihren Häusern befreit waren, oblag den Hauseigentümern, und so auch Wolf, als eine besondere Art von Gebäudesteuer der sogenannte »Servis«, dessen Höhe sich nach dem Mietswerte des Hauses richtete. Wenn auch Wolf wohl schon damals zu der privilegierten Zahl von Professoren der Universität gehörte, die für ihre Häuser von dieser Abgabe befreit waren, so hatte er dennoch nicht volle Servisfreiheit, da sein Haus, nach dessen selbst für heutige Verhältnisse sehr langen Straßenfront zu schließen, aus zwei katastrierten Hausstellen zusammengezogen war. Dies besagen jedenfalls Wolfs Worte, daß sein Haus zugleich ein Bürgerhaus nach dem alten Kataster enthalte, d. h. jenem »Kataster«, auf Grund dessen jährlich das Verzeichnis der servispflichtigen Häuser aufgestellt werden sollte. Da die Serviskasse damals nahezu erschöpft war, befürchtete Wolf, der für die eine Stelle Servis zu zahlen hatte, bei einer Vermehrung der Besatzung der Stadt eine Erhöhung der Servisportion. (Nach freundlicher Mitteilung des Geh. Justiz-Rats Prof. Edgar Loening zu Halle.) — [10] Friedrich Münter (1761—1830) studierte 1781—83 in Göttingen unter

Heyne, hielt sich dann mehrere Jahre in Italien auf und wirkte seit 1788 als Professor der Theologie, dann als Bischof von Seeland in Dänemark. Aus Rom, Neapel und Sizilien hatte er eine interessante Sammlung von alten Münzen mitgebracht, die er nachher bedeutend vermehrte (vgl. Karl Bernhard Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst. Leipzig 1880, S. 217). — [11] Der Numismatiker Domenico Sestini (1750—1832) aus Florenz, der auf dem Gebiete der griechischen Münzkunde im Sinne eines Eckhel wirkte, hielt sich 1802—1807 in Berlin auf, wo auch seine *Lettere e dissertazioni numismatiche* 1804—1806 erschienen (Stark S. 165; 238).

29. [1] Die bekannte, häufige Eingangsformel in Briefen Ciceros. — [2] Eine interessante, offenbar auf die besten Quellen zurückgehende Schilderung des Verhaltens Wolfs in den bewegten Oktobertagen nach der Schlacht bei Jena (14. Okt.) und während der Einnahme Halles (17. Okt.) durch Bernadotte gibt Körte I, 344ff. (vgl. auch Nr. 30[10]). — [3] Oberpostdirektor in Leipzig.

30. [1] Vgl. Cic. de or. II, 40, 169 u. ö. — [2] Es ist die bereits erwähnte (Nr. 13[3]) Pension von 900 Talern, »die mich wieder von so vielen andern, ja von allen auswärtigen Mitgliedern der Akademie, so erfreulich für itzige Zeit unterscheidet; und da diese Kasse erhalten worden, so habe ich wegen meines hiesigen Gehalts noch nicht eine Zeile an jemand geschrieben« (Wolf an Joh. von Müller, 21. März 1807; vgl. Briefe an J. v. Müller, herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen 1840. IV, 367). — [3] Von Michael von Murawieff (1757—1807), Kurator der Universität Moskau und Staatsrat im Ministerium der Volksaufklärung, sind zwei Briefe (vom 22. und 24. Aug. 1806) im Wolfischen Nachlaß aufbewahrt, in denen aber nichts von der Berufung Wolfs nach Rußland steht. Murawieff empfiehlt darin einen Doktor Timkoffsky, dem die Universität zu Moskau seinen Wunsch gewährt habe, fremde Universitäten zu besuchen und berühmte Philologen kennen zu lernen. (Die Briefe sind abgedruckt in der Russischen Revue, herausgeg. von Karl Röttger XIV [1879], 289ff., wo sich auch genaue Angaben über Wolfs Ruf an die Universität zu Charkow finden.) — [4] Vgl. Nr. 15[1]. — [5] Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) war 1805 einem Rufe nach München gefolgt, um bei der geplanten Umgestaltung der dortigen Akademie der Wissenschaften mitzuwirken (ADB XIII, 577ff.). — [6] Nachdem der Marschall Bernadotte mittels Avertissement vom 19. Oktober 1806 (abgedruckt bei Steffens, Was ich erlebte V, 200f. und Schrader II, 530) der Universität Halle bekanntgegeben hatte, daß die Studien keine Unterbrechung erfahren, die Professoren von militärischen Einquartierungen befreit, die Universität geschützt werden sollte, kam schon am nächsten

Tage an den Prorektor der Auftrag, daß sie geschlossen werde, daß die Studierenden die Stadt zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren hätten. Auf die Vorstellungen der Universität gegen jene Maßregeln traf in Napoleons Namen eine Antwort des Marschalls Alexander Berthier aus Dessau vom 22. Oktober — dies das von Wolf angezogene Schreiben — an den Prorektor Maass ein, worin die von Wolf angedeuteten Ausdrücke gebraucht werden. Nach einem Gerüchte hatte der französische Sprachmeister Renoualt sich zur Rolle des heimlichen Zuträgers Napoleon gegenüber (vgl. Wolfs Worte zu Anfang des Briefes: »Insinuationen von allerlei bösen Menschen«) erniedrigt (Schrader II, 45[1]). Wiederholte Eingaben der Universität, sie wieder herzustellen, und die Bitte der Professoren um Fortzahlung ihres Gehalts wurden abschlägig beschieden. — [7]Schon am 28. November antwortete Goethe, »wie nur er in solchem Falle zu antworten vermochte« (Bernays S. 70), und riet dem Freunde in einem seiner herrlichsten Briefe, den Entschluß zu fassen, Schriften zu schreiben, die noch immer werkhafter sein würden als manches andere. — [8] Der Gouverneur von Magdeburg, General von Kleist, sprach bei einer Zusammenkunft der Generale seine Absicht aus, die Festung zu übergeben; sollte einer der Anwesenden eine bessere Verteidigung wissen, so möge er das Kommando übernehmen. Doch da weder der zunächst berufene General Wartensleben (vgl. 28[7]) noch einer der übrigen sich meldete, kam die Kapitulation am 7. November zustande. Wie sehr der schnelle, unglaubliche Verlust von Magdeburg alle entsetzte, erzählt auch Steffens (V, 218). — [9]Die Stelle von den nur auf dem Papier stehenden Soldaten ist aus Dem. Phil. I, 19 bekannt. — [10]Das undatierte, nicht unterschriebene »Blatt« hat sich unter Goethes Papieren gefunden. Es enthält eine lebhafte Schilderung der Einnahme Halles durch die Franzosen am 17. Oktober. Der Vater, schreibt Mine, sei während der Kanonade und des ganzen Spektakels immer in der größten Fassung gewesen und habe ruhig alle nötigen Maßregeln getroffen, um jedem Unglück oder jeder Unannehmlichkeit möglichst vorzubeugen. Dem und dem guten Glücke hätten sie es auch zu danken, daß trotz der Plünderungen ringsherum alles in ihrem Hause in Ordnung geblieben sei (vgl. Nr. 29[2]). — [11]Goethe schrieb an Wolf am 3. November: »Für 40 Personen Betten mußten in einer Nacht bereitet sein, und unser Tischzeug ward als Leinlaken aufgedeckt. Was daran alles hängt, können Sie sich leicht denken«. »Wir bekamen«, berichtet Mine in dem genannten Briefe, »noch denselben Abend einen Offizier und zwei Soldaten, mit denen wir zufrieden sein konnten. Den andern Tag bekamen wir noch mehr Einquartierung; es waren aber alles sehr billige, ja überartige Leute, die stets *mille pardon* sagten, was ihnen

der Vater verwies mit dem Bedeuten: sie könnten es einmal notwendiger brauchen.« — [12]Am 19. Oktober war Goethe mit Christianen in den »Stand der heiligen Ehe ganz förmlich« eingetreten. In seinem Briefe an Wolf vom 3. November bestellte er ohne weitere Worte hierüber Grüße seiner »kleinen Frau«.

31. [1]Wolf traf nach dem Tagebuche Goethes Sonntag, den 12. April, 7 Uhr Abends in Weimar ein und reiste am 16. ab, nachdem er noch am 15. in der Mittwochgesellschaft um 10 Uhr den Damen einen »kleinen Abriß von dem Altertumsstudium« gegeben hatte. »Ich wage es«, schreibt er zum Schlusse seines Briefes vom 22. Nov. 1807 an Goethe, »in dem Andenken an den angenehmen Tag, wo ich Ihrer vortrefflichen Herzogin etwas aus dieser meiner Offizin erzählen durfte, ein Exemplar für dieselbe — oder falls Ihnen das schicklicher schiene, an des Herzogs Durchlaucht beischließen zu lassen.« — [2]Über Madeweis vgl. Nr. 20[7]. — [3]Gemeint ist der damalige Landrat des Saalkreises, Herr von Wedell-Pießdorff jun., derselbe, der am 18. Mai 1807 nebst Madeweis und drei andern auf Napoleons Befehl verhaftet, als Bürge für das Wohlverhalten der Stadt Halle nach Lothringen gebracht wurde, wo er und seine Genossen sieben Wochen lang bis zum Tilsiter Friedensschluß verbleiben mußten. — [4]Karl Friedrich von Dacheröden (1732—1809), königl. preußischer Kammerpräsident, Vater Karolinens, der Gattin Wilhelm von Humboldts, gehörte seit Jahren zu Wolfs Bekanntenkreise, der schon in einem Briefe vom 10. Mai 1791 an Schützens Gattin (I, 456) den »alten Dachröden« erwähnt. — [5]Der Gasthof »Zum Elephanten« auf dem Marktplatz in Weimar.

32. [1] Vgl. TB, April 23. »Kamen die Medaillen von Geh. R. Wolf, worunter ein Cellini«. — [2]Christiane, die nach dem TB am 23. März nach Frankfurt gereist war, um sich Goethes Mutter in ihrem neuen Stande vorzustellen, kam am 12. April zurück. — [3]Einige an Minchen aus Goethes Hause gerichtete Briefe scheinen sich nicht erhalten zu haben, vgl. TB, April 29. »Einige Briefe: an Minchen Wolf nach Halle.« Mai 4. »An Dem. Wolf in Halle«. 14. »Brief an Minchen Wolf«. — [4]Vgl. Wolfs Brief vom 17. Mai 1807 gegen Schluß: »Noch erlauben Sie mir ein Wort Nachfrage wegen Ueberkunft der Päpste [d. h. der Medaillen der Päpste], die ich, seit der Rückreise von Weimar einige Tage an den Augen leidend, nicht mit einem Schreiben begleiten konnte.«

33. [1]Friedrich von Müller (1779—1849), der spätere »Kanzler« von Müller, der 1801 in den weimarischen Staatsdienst getreten war (ADB XXII, 535 ff.). — [2]Goethes letzter Brief an Wolf datiert vom 16. Dezember 1807. — [3]Halle wurde im August 1807 dem neugeschaffenen Königreich Westfalen einverleibt,

die Rumpfuniversität am 16. Mai 1808 wiedereröffnet, nachdem der Theologieprofessor August Hermann Niemeyer durch Erlaß vom 21. Januar 1808 zum Kanzler und ständigen Rektor ernannt worden war. — [4] Wolf trug sich, wie auch aus einem Briefe vom 5. Januar 1808 an seinen in Dorpat wirkenden Schüler Karl Morgenstern hervorgeht (veröffentlicht in den russisch geschriebenen Berichten des philol.-hist. Instituts in Njéshin vom J. 1900, XVIII, 13ff.) ganz ernsthaft mit der Absicht, dem Rufe nach Charkow zu folgen, der ihm kurz nach der Aufhebung der Universität Halle zugekommen war, und zog Nachrichten über die dortigen Zustände ein: die Nähe klassischer Gegenden werde ihn über manche Verluste trösten; es sei schon viel, in Gegenden zu wohnen, wo man von den erbärmlichen Menschen, die einen vorhin umgaben, auch kein Wort mehr höre. In sechs bis acht Wochen könne er den ernsthaftesten Entschluß melden, so schrecklich er für jemand sei, der wohl auf die zweite Hälfte des Lebens eine ruhige, ungestörte Lebensart verdient hätte. So gesichert er auch als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften durch eine ordentliche, richtig ausgezahlte Pension wäre und noch sei, so sehe man doch durch das Schicksal Preußens jeden energischen Plan selbst zur literarischen und geistigen Wiedergeburt unendlich erschwert (vgl. auch den Nr. 30[3] angeführten Aufsatz von Georg Schmid, Fr. A. Wolf der Philologe und die Universität Charkow). — [5] Zwei Kabinettschreiben des Königs Friedrich Wilhelm III., Königsberg 29. Januar und 2. März, sind abgedruckt bei Körte II, 18f.; 21f. — [6] Die neue Cottasche Gesamtausgabe (vgl. Nr. 25[8]) von Goethes Werken in 12 Bänden ist im Jahre 1808 zum Abschluß gelangt. — [7] Vom 15. Mai bis 12. September weilte Goethe in Karlsbad. — [8] Vgl. Nr. 26[1]. — [9] Christiane war im Juni in Lauchstädt. — [10] August, damals achtzehnjährig, studierte seit Ende April 1808 in Heidelberg Jurisprudenz

36. [1] Am 17. September kam Goethe nach viermonatlicher Abwesenheit nach Weimar zurück. — [2] Über Friedrich Büri (Bury, Burri, Bürri), geb. 1763, vgl. Naglers Künstler-Lexikon II, 188f. Wie Goethe in den Tag- und Jahresheften 1808 (XXXVI, 37f.) berichtet, kam der »gute, talentvolle« Bury, ein »vieljähriger Freund und Angeeigneter«, auf einige Tage nach Karlsbad und zeichnete »mein Porträt in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte.« Das Brustbild, das den Dichter fast ganz en face in antiker Tunika darstellt, befindet sich jetzt im Goethe-National-Museum zu Weimar (eine Abbildung bei Zarncke, Tafel III, 9). — [3] Goethe hat diesen Wunsch nicht erfüllt und ist bekanntlich überhaupt nur ein einzigesmal (15. bis 23. Mai 1778) in Berlin gewesen.

»Das Glück, Berlin zu schauen, . . soll mir, wie es scheint, niemals werden,« schreibt Goethe an Wolf, 4. Juni 1819. — [4] Friedrich August von Stägemann (1763—1840) hatte im Jahre 1806 als Geheimer Finanzrat seine Stellung als Leiter der preußischen Bank angetreten, sich daneben auch als Verfasser von Liebesliedern, patriotischen Oden und Gedichten betätigt. Sein Haus war ein Sammelpunkt der freisinnigen und patriotischen Elemente des preußischen Staates (ADB XXXV, 383 ff.). — [5] August Friedrich Ferdinand Graf von der Goltz (1765—1832) übernahm, von Friedrich Wilhelm III. zum Staatsminister ernannt, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Als preußischer Bevollmächtigter führte er mit Daru die Unterhandlungen wegen der Berichtigung der Kontributionszahlung an Frankreich und unternahm zu diesem Zwecke in Begleitung Stägemanns im Oktober 1808 eine Reise nach Erfurt, die glücklichen Erfolg hatte (ADB IX, 351 f.).

37. In einem *Briefe in Karl Morgensterns auf der Dorpater Universitätsbibliothek bewahrtem Nachlasse schreibt Wolf an diesen (10. Mai 1810): »In wenig Tagen gehe ich auf eine mehrmonatliche Reise, wo ich denn hoffe, mit Goethe wieder einige Wochen zusammen zu sein.« Gegen Ende Juni kam Wolf nach Teplitz, wo er — nach einer eigenhändig an den Rand des Briefes Goethes vom 3. Juli geschriebenen Notiz — gleich nach seiner Ankunft in einem Wirtshause am Wege auf ein Blatt, das man aus einem Rechnungsbuche ausriß, folgende Worte mit Bleistift schrieb, um sich in Karlsbad eine Wohnung zu bestellen: »Hrn. *Dr. Riemer.* In 10—14 Tagen bin ich in Carlsbad. Hätten Sie wol die Güte, mir um die Zeit auf 8 Tage w e n i g s t e n s 3 Zimmer vorn heraus auf der Wiese oder sonst — auf jeden Fall bei guten Leuten zu besprechen. Tausend herzl. Empfehlungen an Hrn. *v. Goethe. W.*« Dieses an Riemer gerichtete Anmeldezettelchen, der seit dem 19. Mai mit Goethe in Karlsbad weilte, wurde schon am nächsten Tage (3. Juli) mittels eines scherzhaften Schreibens Goethes beantwortet, wobei die einzelnen Worte Wolfs mit launigen Scholien, *cum notis et animadversionibus Justi Carlsbadensis* (Goethes) *et Aciduli Gishübelii* (Riemers), begleitet wurden. Auf dieses Schreiben enthält die vorliegende *Recensio emendatior et auctior* die Antwort, die ganz auf den von Goethe angeschlagenen heiteren Ton gestimmt ist. Am 12. Juli traf Wolf in Karlsbad ein, wo er, wie es scheint, bis zu Goethes Abreise am 4. August verblieb, der durch dessen Anwesenheit auf mancherlei Weise »erfreut und gefördert« wurde (an Christiane 22. Juli), wenn er ihn auch wenig sah: denn Spazierfahrten, Gastereien, hübsche Frauen zögen ihn an, und da habe er gar nicht unrecht (an dieselbe 1. August). Eines Abends (21. Juli) las er den beiden Freunden seine

damals noch nicht erschienene Übersetzung der Wolken des Aristophanes vor, die, wie Goethe am 22. Juli (so das Datum nach dem TB richtigzustellen) an Sartorius schreibt (XXI, 354), ein bedeutendes Meteor an unserm philologischen und rhythmischen Himmel sein werde. — [1] beniemen = benennen, festsetzen, bestimmen sagt Wolf, absichtlich altertümelnd; ähnlich humoristisch wirkt gleich darauf die mundartliche, umgelautete Pluralform »Täge.« — [2] Wolf setzt hier das Komma, dessen Auslassung nach »Tage« oder »wenigstens« im Billettchen an Riemer ihm die Freunde angekreidet hatten, und übertreibt, wie es scheint, absichtlich die Setzung dieses Zeichens, um jede Mehrdeutigkeit seiner Worte unmöglich zu machen. — [3] Die »Sprudelsuppe,« die, wenn ich gut berichtet bin, heute in Karlsbad so ziemlich außer Gebrauch gekommen ist, wird aus Butter, Ei und Mehl bereitet, worauf man unter beständigem Rühren mit dem Quirl den Sprudel hineingießt und mitkochen läßt. — [4] »Besprechen« in dem heute nicht mehr üblichen Sinn von: bedingen, bestellen, mieten. — [5] Das Blatt hat sich, wie es scheint, nicht erhalten. — [6] So unterschreibt sich Wolf mit Rücksicht auf Goethes Unterschrift, »der, schon längerer Badegast in Karlsbad, sich *Justus (Carlsbadensis)* nennt.«

39. [1] Das im Original verschriebene *lusos* ist wohl durch das vorangehende *hos* und das im Gedanken gleichzeitig vorschwebende *ludos* veranlaßt. *Lusus* im Sinne von poetischen Tändeleien gebraucht Ov. Trist. II, 223; Mart. IV, 49, 1. — Es sind die Geleitworte zu je einer griechischen und lateinischen Übersetzung zweier Goethischen Elegien (I, 8 und 14; Bd. I, 243 und 252) durch Wolf, die hier folgen mögen.

Wenn Du mir sagst, Du habest als Kind etc.

— — — —

Ἤν σὲ βρέφος μὴ ἁδεῖν φῇς ἀνθρώποισι, φιλίστη,
  χ' ὥς σ'αὐτὴ μήτηρ ἤχθετο νηπίαχον,
πρίν γ' ἠχ' ἡβήσασ' ἐγένου κόρη· οὐδὲν ἀπιστῶ,
  καὶ χαίρω νοέων παῖδά σε θαυμασίαν.
μορφῆς γὰρ δέεται χροιᾶς τε τὸ βότρυος ἄνθος,
  ὅς γε πέπων θνητοὺς θέλγει ἰδ' ἀθανάτους.

Quum teneram te non ulli placuisse, parenti
  Invisam narras teque fuisse tuae,
Lente pubescens dum creveris, ultro ego credam
  Et miram infantem te mihi fingo libens.
Et vitis flos ipse caret forma atque colore,
  Quum matura homines uva deosque beet.

Zünde mir Licht an etc.

— — — —

Παῖ, λύχνον ἄψον. „Ἀτὰρ μένει ἡμέρα· ὄλλυτ' ἔλαιον
ἄλλως ἠδὲ λίνον· μή γ' ἐπιθῇς θυρίδας.
τῶν οἴκων μετόπισθ' ἔβη ἥλιος οὐδ' ὄρεός πω,
ὥρα πρὶν δῦναι λείπεται ἡμίσεα."
ἀλλ' ἴθι καί ῥ'ὑπάκουε, τάλαν· μίμνοντα δ' ἑταίραν
κήλει μ', ὦ κῆρυξ νυκτὸς ἐραννὲ, λύχνε.

Lychnum accende, puer. »Sed adhuc, here, lucet. Olivum
perditur: admittit lata fenestra diem.
Sol cedens tegitur domibus, non monte, superque
horae dimidium est dum petat ille mare.«
I miser et pare iussis: Expecto puellam;
nuntia me noctis grata, lucerna, fove.

41. [1] Am 8. Juni besuchte Wolf Goethen in Berka, mit dem er bis zu seiner Abreise am 17. täglich beisammen war (vgl. TB V, 111 ff.). Aus zwei Tagen, die er bei Goethe bleiben gewollt, entstanden nicht weniger als zehn, wie er an Körte (*Eisenach, 24. Juni) schreibt. Wie unwiderstehlich der Freund diesmal auf Goethe gewirkt hat, bezeugen dessen Worte in dem nicht abgegangenen Briefe an Meyer vom 9. Juni (XXIV, 390 f.), die wir bereits oben (S. 6) angeführt haben. — [2] Der von Goethe angelegten Autographensammlung scheint auch ein im Goethe-Archiv befindliches undatiertes, von Wolf wohl bei Übersendung einer seiner Ausgaben an Goethe gerichtetes Blatt eingereiht worden zu sein, das die Worte enthält: *Goethio | desideratissimo | S. p. d. | Editor. | W.* — [3] Hans Christian Genelli (1763—1823) stand mit Wolf in lebhaftem Verkehr, wie die ziemlich zahlreichen Briefe in Wolfs Nachlaß zeigen (vgl. auch ADB VIII, 566). — [4] Exegetische Briefe über des M. Vitruvius Pollio Baukunst. An August Rode. 1. Heft. Braunschweig 1801. 2. Heft. Berlin. 1804. — [5] Wilhelm Christian Günther, seit 1801 Hofprediger und Oberkonsistorialrat in Weimar, derselbe, der Goethes nachträgliche Trauung mit Christiane vollzogen hatte. — [6] Einer Laune Wolfs scheint es entsprungen zu sein, wenn er zu gewisser Zeit »mehre« statt »mehrere« schrieb, wozu er auch nach Varnhagens Erzählung eine Menge Menschen verleitet hatte. Als dieser Wolf nach Jahren sagte, er hätte dies nie von ihm angenommen und schriebe immer in alter Weise »mehrere«, erwiderte Wolf: »Ich auch nicht«. »Die andern schleppten sich mit dem, was er hatte fallen lassen« (Tagebücher von K. A. Varn-

hagen von Ense II, 376). — [7] Gemeint ist wohl der in Uelleben bei Gotha begüterte Freiherr Hans von Riedesel — vielleicht ein Sohn Johann Hermanns von Riedesel (1740—88), des Freundes Winckelmanns — dessen Aufzeichnungen über eine Reise nach Weimar und Jena im Jahre 1805 Erwin St. Goar mitgeteilt hat (Frankfurter Zeitung Nr. 34. Erstes Morgenbl. 3. Febr. 1903). — [8] Gemeint ist der 1772 geborene, 1818 als Fürstl. Reuß-Schleizischer Legationsrat in Gera verstorbene Friedrich Majer, den Goethe im TB IV, 228,5. 255,19. 26 als »Rat Meyer« erwähnt, an den auch ein Billet Goethes vom 25. Januar 1812 gerichtet ist (vgl. über ihn Ludwig Schemann, Schopenhauer-Briefe. Leipzig 1893, S. 440ff. und Goedekes Grundriß[2] VII, 783f.). Er wurde im Zirkel Johanna Schopenhauers zum Unterschiede vom »Kunst-Meyer« der »mythologische Majer« genannt, während ihn Goethe seiner seltsamen Schreibung wegen, wohl zugleich mit Anspielung auf seine mythologischen Studien, »seinen Magier« nannte. Wolf durfte ihn als den »indianischen« bezeichnen, da er 1802 den Gītagovinda des indischen Dichters Jayadeva und die Bhagavadgītā aus dem Mahābhārata ins Deutsche übersetzt hatte und sich auch sonst mit indischen Studien befaßte, als deren Frucht allerdings erst später das Buch »Brahma oder die Religion der Inder als Brahmaismus« (Leipzig 1818) herauskam. — [9] Goethe bekam (vgl. TB) erst am 23. Juni die Nachricht von Zelters Ankunft, der bis zum 7. Juli bei ihm blieb. Wie Wolf in einem *Briefe an einen Unbekannten (Gotha, 20. Juni 1814) schreibt, wurden aus den zwei Tagen, die er in Gotha habe bleiben wollen, sechs. »Noch erwarte ich, aber auch mit schwacher Hoffnung, den großen Amphion von Berlin, Zelter, der mit mir von hier oder Eisenach die Reise nach Wiesbaden machen wollte . . . Eben um seine entscheidende Entschließung zu erfahren, bleibe ich noch etliche Tage hier, die ich aber zwischen alte Freunde, Zuhörer und Bekannte kärglich einteilen muß«. Zelter kam erst am 12. Juli nach Wiesbaden, wo er Wolf »kaum noch« antraf, und begleitete diesen zur Belohnung für dessen Treue, da er nur um seinetwillen so lange in dem Neste ausgehalten habe, am 14. bis Mainz, »von wo er nun Rheinauf geht und von Fußreisen spricht, um den besten Rheinwein aufzusuchen« (Goethe-Zelter, Briefw. II, 125f.). — [10] Wolf bespricht seine weitere Reise in den Briefen an Goethe aus Wiesbaden, 12. Juli und Spa, 31. Juli (G.-J. XV, 61ff.) und schreibt an Riemer, *Halberstadt, 21. Sept. 1814: »Wo ich war, kann ich nur noch mit 3 Worten sagen: vorzüglich in Spa, Lüttich, Brüssel in den letztern 6 Wochen, so daß ich leider den überschweigsamen Goethe nicht mehr in Wiesbaden erlebte«. — [11] Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau (1767—1849), bekannter Dichter und Staatsmann — [12] Josias Friedrich Christian Löffler (1752-1816),

seit 1788 General-Superintendent und Oberkonsistorialrat in Gotha (vgl. ADB XIX, 106f.).

44. Dieser Brief ist ungefähr zwei Wochen nach jener Zusammenkunft mit Goethe in Tennstedt geschrieben, über die Wolf in einem *Briefe an J. D. Gries (Tennstedt, 27. Aug. 1816; Hamburger Stadtbibliothek) kurz berichtet: »Da Goethe, wie Ihnen vermutlich bekannt ist, dies Jahr sich mit dem hiesigen nicht allzuberühmten Bade begnügt und ich über meinen Heimweg nicht so ganz gewiß war, lenkte ich lieber auf einige Tage hieher zu ihm ab von der Straße nach Göttingen, wo ich mir, fürchte ich, den September ganz hindurch statt eines Bades eine warme Stube werde machen lassen müssen und wollüsteln in seltenen Büchern.« Danach beabsichtigte Wolf, »einige« Tage in Tennstedt zu bleiben, wo er erst Tags zuvor (26. Aug.) angekommen war. »Unterhaltung mit Geh. R. Wolf. Zusammen spazieren,« notiert Goethe im TB unter dem 27. August. Bei dieser Zusammenkunft scheint Goethe mit »unserm tüchtigen, talent- und geistvollen, aber im Widerspruch verwildernden Wolf« (an W. von Humboldt, Tennstedt, 1. Sept. 1816) ernstlich aneinandergeraten zu sein (Bernays S. 79), ließ, »obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen« dahinfahren und blieb den 28. vergnügt allein, da ihm »jener im Widerspruch Ersoffene am Ende gar zur Feier seines Festes behauptet hätte, er sei nie geboren worden« (an Zelter, 7. Nov. 1816). — [1]»Prof. Everett von Cambridge bei Boston. Herr Ticknor aus Boston», notiert Goethe im TB, 25. Okt. 1816 (vgl. auch Gespräche III, 270) und schreibt am 30. Okt. an Wolf, er habe die beiden Herren freundlich empfangen, auch nach Jena empfohlen, und so würden sie denn ihren Zweck erreichen und Menschen und Gegenstände kennen lernen. Über Edward Everett (1794—1865) und George Ticknor (1791—1871) vgl. G.-J. XXV, 4ff. Von dem ersteren befinden sich in Wolfs Nachlaß zwei Briefe. In dem einen (Göttingen VIII *Id. Sept.* 1817) empfiehlt Everett den Amerikaner Theodore Lyman mit der Bitte an Wolf, diesen an Goethe weiter zu empfehlen. — [2]Bei dieser aus dem Gedächtnis zitierten Stelle schwebt wohl Cic. Ep. ad fam. I, 3 vor: *omnibus rebus cum ita tractes, ut intelligat meam commendationen non vulgarem fuisse.* — [3]Die *History of the Royal Society* von Thomas Thomson (1773—1852) scheint Goethen unbekannt geblieben zu sein.

47. Die den Textworten folgenden Verse samt Nachschrift sollen hier nicht wieder abgedruckt werden, da dies seit ihrer ersten Veröffentlichung im Morgenblatt für gebildete Stände 1823 vom 25. April, Nr. 99, S. 395f. immer wieder von neuem geschehen ist (vgl. Goedekes Grundriß[2] VII, 811 und Beil. zur Allg. Zeitung, München, 26. Aug. 1899, Nr. 194). Zur näheren

Erklärung der Verse dient folgende Stelle aus einem *Briefe Wolfs »An die Körte'schen Eheleute« (Berlin 8. Dez. 1822; im Besitze von Prof. Michaelis in Straßburg): »Ich will lieber selbst melden, daß ich seit dem 27sten v. Mon. eine neue der vorjährigen ganz ähnliche Krankheit ausgestanden ... Gefahr war in den ersten Tagen so sehr, daß eine Lungenentzündung gefürchtet wurde ... Noch hiebei: das erste Lebenszeichen von mir, als sich eben die Krankheit brach: nur einer hat bisher die Verse gesehen, an G. aber sollen sie kommen, da sie wie eine Arznei bei mir wirkten.« Dieser eine war zweifellos Zelter, der an Goethe am 14. Jan. 1823 schreibt: »Anfolgendes Ultimatum, womit er eigentlich erst recht anfangen will zu leben, ist, wie Du lesen wirst, nur für mich ausgefertigt, ist zu sagen: um es an den rechten Mann zu bringen« (Briefw. III, 285). Bevor also Wolf noch persönlich seine Hendekasyllaben an Goethe gesendet hatte, waren sie diesem schon durch Zelter ohne Wolfs ausdrückliche Ermächtigung zugekommen. Und nicht bloß die Verse, sondern auch das an Zelter gerichtete kurze Begleitschreiben hatte dieser Goethen zugeschickt. Denn nicht an Goethe — wie man auf den ersten Blick vermuten möchte, sondern an Zelter ist das folgende — im Goethe-Archiv befindliche — Briefchen Wolfs geschrieben:

Theuerster Freund,

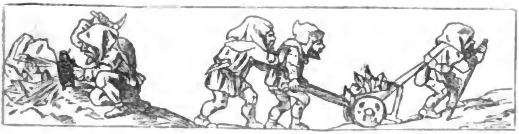
Wieder seit dem 28 Nov. an 10 Tage lang fast ebenso krank gewesen als im vorigen Frühling. Doch nun genesen — der Arzt half rasch, da eine Lungenentzündung auf dem Wege war. Von der Genesung hiebei ein Lebenszeichen, aber nur für Sie *ad statum legendi.* Mündl. mehr davon.

7. Dec. Ihr
22. W.

Wolf selbst hat das »Ultimatum« nicht mehr an Goethe gesendet, als er von Zelter erfuhr, es sei »in gute Hand gegeben,« und auch Goethe, von dessen Seite es, wie Bernays (S. 87) mit Recht sagt, wohl eine herzliche Aufnahme verdient hätte, scheint den Versen nicht die gebührende Beachtung gewidmet zu haben. Wenigstens schreibt er hierüber nur an Zelter (18. Jan. 1823): »Wenn der Wunderlichste, von dem Du mir ein so sonderbares Dokument sendest, an mich schreibt, werd' ich ihm freundlichst antworten.« Dagegen teilte Wolf seine Hendekasyllaben in eigenhändiger Abschrift außer an Zelter und die Körtischen Eheleute »noch anderweit an Langermann, an Varnhagen und an wen noch« mit (Zelter an Goethe, 14. Jan. 1823). Noch sei zum Schlusse bemerkt, daß Wolf in keiner der Abschriften, von denen mir vier im

Original vorgelegen sind, den Ausdruck erster Hand unverändert wiederholte, sondern nach seiner Art mit unermüdlicher Sorgfalt daran »spitzte und schnitzte.« So erklärt sich manche kleine Abweichung der Handschrift im Goethe-Archiv von dem ersten Druck im »Morgenblatt.« Die wesentlichste betrifft den Schlußsatz, der in der Handschrift also lautet: »Späterhin entstand ihm dann eine nähere Verbindung mit G., die bald bei der Nähe der beiderseitigen Wohnorte etliche glückliche Jahre hindurch bis zu einer Freundschaft gepflegt wurde, die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf.«

SIEGFRIED REITER.



II. VERSCHIEDENES.

A. Briefe Goethes.

1. ZWEI BRIEFE GOETHES AN MANNLICH UND LEONHARD.

Mitgeteilt von ERICH PETZET.

1.

Hochwohlgeborner,
Insonders hochzuehrender Herr,

Mit Ew. Hochwohlgebornen Schreiben sind zugleich die Medaillen angekommen, die ich zwar nicht gesehen habe, weil ich mich in Jena auf der Reise nach Carlsbad befinde. Doch höre ich viel Gutes davon und bin Ew. Hochwohlgeb. aufs Höchste für diese Gefälligkeit verbunden. Die Auslage soll sogleich dankbar erstattet werden. Möchten Sie fortfahren dergleichen Commissionen nach Rom auch für die Zukunft zu ertheilen, so würden Sie mich sehr verpflichten. Möge doch Ihre Gegend bald zur Ruhe und das schöne Reich Ihres Königs zur völligen Consistenz kommen. Ich habe manches, worüber ich mit Ihnen conferiren möchte, besonders über Ihre Gedanken von Provinzialgallerien. Doch wie darf man an so schöne Institute bey dem allzu sehr schwankenden Boden gegenwärtig denken. Mich hochachtungsvoll und dankbar empfehlend

[Eigenhändig:] Ew. Hochwohlgeb.
gehorsamsten Diener
Goethe.

Jena
den 27 Junius 1806.

Am 6. August 1804 hatte Goethe in seinem Briefe (Nr. 4948 der Weimarer Ausgabe) an den Münchener Zentral-Gallerie-Direktor Johann Christian Mannlich (1740—1822) die Bitte ausgesprochen, ihm gelegentlich für seine Sammlung pfälzische und italienische Medaillen zu verschaffen. Am 27. Juni 1806 notierte er im Tagebuch (III, 3, 132 der Weimarer Ausgabe) die Absendung eines Briefes »An von Mannlich nach München, wegen der neu angekommenen Medaillen.« Es ist der vorliegende, dessen Inhalt sich damit von selbst erklärt. Die französischen Memoiren Mannlichs, die in einer Abschrift in der Münchener k. Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden, enthalten keine näheren Angaben über die Medaillensendung und die weiteren Beziehungen Mannlichs zu Goethe, die sonach über gelegentliche gegenseitige Aufmerksamkeiten (vergl. auch Goethes Brief Nr. 5023 vom 31. Jan. 1805 an Eichstädt) wohl sicher nicht hinausgegangen sind.

2.

Zum Beweis, daß mit dem Leben auch Lust und Neigung zu Natur und Wissen sogleich zurückkehren, möchte ich die bittende Frage hinzufügen: ob nicht Hr. Bergrath Kleinschrodt mir einen solchen *Hippuriten,* wie sie bey jener Versammlung der Naturforscher in München zur Sprache gekommen und vorgezeigt worden, verschaffen könnte? Ich würde denselben mit besonderm Vergnügen der vorzüglichen Sammlung von Fossilien, welche bey mir verwahrt sind, dankbar einverleiben.

Weimar
den 24. Dec. [Eigenhändig:] Verzeihung
1830 J W v Goethe.

Dieses Briefchen, ein Blatt quer 8° mit Randverzierung, ist wohl als nachträgliche Beilage zu dem Briefe Goethes vom 24. Dez. 1830 an K. C. von Leonhard anzusehen, den der Heidelberger Mineraloge in seinen Erinnerungen »Aus unserer Zeit in meinem Leben« II, 193 veröffentlicht hat. Es befindet sich jetzt ebenso wie der vorstehende Brief an Mannlich im Besitze der k. Hof- u. Staatsbibliothek in München, deren Bestand an Goethe-Autographen hiedurch auf 17 angewachsen ist. Vergl. Goethe-Jahrb. XXIV, S. 56—63. 1903.

2. AN J. A. LUDECUS.[1]

Mitgeteilt von Albert Pick.

Für Durchl den Prinzen hab ich 10 Dukaten an Mahler Müllern in Rom ausgelegt und auch schon die Quittung überschickt bitte gelegentl um den Ersatz
d. 8. May Goethe

Im 6. Bande des Goethe-Jahrbuches (1885) S. 7—8 hat Gotthilf Weisstein einen Brief Goethes aus Rom vom 17. November 1787 veröffentlicht, der an den Steuerrat Johann August Ludecus, Geheimsekretär und Schatullier der Herzogin Mutter und zugleich Kassenverwalter des Prinzen Konstantin, gerichtet ist. Hierzu wird die Vermutung ausgesprochen, daß ein Brief aus der Zeit von Goethes zweitem römischen Aufenthalte und ein ungedrucktes Billet, wohl die einzigen Spuren direkten Verkehrs zwischen dem Dichter und Ludecus seien. Dem ist jedoch nicht so; wir haben wenigstens noch eine Spur dieses Verkehrs; außerdem hat Goethe nicht bloß in den Briefen an Frau von Stein [vom 3. Februar 1783; S. 316 vom 2. Juni und vom 16. Juni 1783] und Knebel [den 11. September 1785], sondern auch noch bei anderen nachweisbaren Gelegenheiten Veranlassung gehabt, sich dieses Mitgliedes der weimarischen Gesellschaft zu erinnern.

In den Aufzeichnungen Friedrich Ludwig Schröders, welche Meyer zu seiner Biographie des berühmten Schauspielers benutzt hat, wird gelegentlich eines Berichtes über den Besuch des Letzeren bei Goethe im Jahre 1800 folgendes erzählt (Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers von F. L. W. Meyer. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. Hamburg, 1819. S. 183—184):

»Am 28ten Junius. Göthe war um acht Uhr Morgens für mich zu Hause und empfing mich verbindlich. Er ist geschmackvoll eingerichtet. Ich war eine kleine Viertelstunde bei ihm, als Jemand gemeldet wurde, dem ich Platz machte, obgleich mich Göthe aufforderte zu bleiben. Der Ankommende sagte mir im Vorbeigehen, die Gräfin Bernstorf wünsche mich zu sehn« . . . . An Böttigers Tafel lernte ich den Mann kennen, der mich bei Göthe abgelöst hatte. Es ist der

[1] Ganz eigenhändig. Außen: »H. Rath Ludecus.« Von Hrn. G. Weisstein mir vor längerer Zeit zur Verfügung gestellt. Der Brief gehört ins Jahr 1778, weil die darin erwähnte Unterstützung des Malers Müller durch ein Schreiben des Coadjutors von Dalberg in Erfurt *vom 4. Mai 1778* angeregt worden ist. (Vgl. Goethe an Frau von Stein, Weimar, den 19. Januar 1780); Werke, W. A. IV. Abth. 4. Bd. 164.

Steuerrath Ludecus, ein alter Freund von Bode. Indessen dürfte Goethe schon bei seinem ersten Eintreffen in Weimar für den Mann Interesse gehabt haben, welcher als Nachfolger von Winckelmanns Jugendfreund und Landsmann Berendis die Schatulle der Herzogin Anna Amalia verwaltete. Wenigstens gehört Ludecus zu denjenigen Persönlichkeiten des Weimarischen Kreises, welche dem Dichter im Jahre 1775 von dem mit ihm in Frankfurt verkehrenden Maler Kraus im voraus als beachtenswert genannt worden waren. (Vgl. Dichtung und Wahrheit IV. 20. Buch.)

Beiläufig sei bemerkt, daß Ludecus auch einmal im Zusammenhange mit Wieland vorkommt. L. Goechhausen schreibt — Verona, 3. September 1788 — an Wieland: »Schicken Sie die Briefe an Ludecus und geben Sie ihm beyliegente beyde adressen.« (Der Herzogin Anna Amalia Reise nach Italien. In Briefen ihrer Begleiterin von Bernhard Seuffert. Preuß. Jahrbücher, 65. Bd. 1890. S. 538.)

Auch in einem Briefe Goethes an Karl August vom 5. November 1789 wird L. erwähnt.

Nach der »Gnädigst-privilegirten thüringischen Vaterlandskunde auf das Jahr 1801 [Erster Band. Erfurt, im Verlag bey Johann Christoph Görling, S. 382] wurde im August des genannten Jahres dem Steuer- und Accisrath Herrn Johann August Ludecus zu Weimar der Charakter als Hofrath verliehen. Indessen erfreute sich L. seiner neuen Würde nicht lange, wie folgende, in eben demselben Jahrgange der »thüringischen Vaterlandskunde« (1801, S. 493) stehende Anzeige beweist:

»Weimar. Unterzeichnete haben von der allgemeinen Theilnahme an den (!) Verlust des Ehegatten und Vaters Herrn Johann August Ludecus, Herzogl. Sächs. Hofraths, wie auch Steuer- und Accisraths, welcher den 23. Oct. am Ende seines 60. Jahres sanft hinüberschlummerte, die schätzbarsten Beweise erhalten, und bitten, die Gewogenheit und Freundschaft, deren sich der Verewigte zu erfreuen hatte, auch ihnen nicht zu entziehen. Weimar, den 26. Octob. 1801.

Caroline Ludecus, geb. Kotzebue.

Amalie Voigt, geb. Ludecus«.

Über die Abstammung der hier genannten Gattin des Hofrats Ludecus, [Johanne] Karoline [Amalie], geborene von Kotzebue, finden wir näheres bei Dr. Heinrich Döring, Kotzebues Leben [Supplement-Band zu August von Kotzebues sämtlichen dramatischen Werken. Weimar, 1830, S. 3/4]. Danach war sie eine Kusine des Dichters von Kotzebue, dessen 1763 als herzoglich sächsischer Legationsrat verstorbener Vater einen älteren Bruder besaß, Major in braunschweigischen Diensten und zuletzt Geschäftsträger der Markgräfin von Bayreuth, — den Vater der Caroline Ludecus. Sie war mit dem Steuerrat

L. seit 1793 verheiratet, nachdem sie vorher, wie Karl Friedrich Rinne behauptet, Hoffräulein bei der Herzogin von Weimar gewesen war. [Vgl. »Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen National-Literatur«. — Leipzig 1842, S. 411.] Dieselbe war auch Schriftstellerin unter dem Pseudonym Amalie Berg (vgl. Goedekes »Grundriß« II, S. 1127, Nr. 1006).

Johann August Ludecus darf nicht mit einem jüngeren Träger dieses Familiennamens, dem weimarischen Kommissions-Sekretarius Johann Wilhelm Carl Ludecus, verwechselt werden, von dem ich einen Brief an die bekannte Weinhandlung von Gebrüder Ramann in Erfurt — d. d. Weimar, den 24. März 1803 — in den »Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt« [Fünfzehntes Heft, 1892 S. 249: »Zum Besuche des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise in Erfurt vom 30. Mai und 26. Juni 1803«, VII] veröffentlicht habe.

B. Verschiedenes.

1. NEUES ZUR BIOGRAPHIE DER »SCHÖNEN SEELE« (SUSANNA KATHARINA v. KLETTENBERG).

Mitgeteilt von JOHS. SEMBRITZKI.

Die nachfolgenden Mitteilungen sind weder J. M. Lappenberg (Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, Hamburg 1849) noch K. Meinhof (Susanna Katharina von Klettenberg und ihre Freunde, in Luthardts »Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben«, 1881, pg. 424—446) bekannt geworden: erst Dr. Herm. Dechent gebührt das Verdienst, in seinem schönen Buche »Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Ein Lebensbild« etc. (Gotha 1896) darauf hingewiesen zu haben (pg. 141—142), obwol er des ihm zu Gebote gestandenen geringen Materials wegen nur wenig Tatsächliches mitzuteilen im Stande war.

Der Mohrunger Diakonus *Sebastian Friedrich Trescho*, in litterarischen Kreisen heute wohl nur noch bekannt wegen der Aufnahme, die Herder als Jüngling bei ihm gefunden hat, seinerzeit aber auch über die Grenzen der Landschaft hinaus geschätzt als geistlicher Dichter und fruchtbarer theologischer Schriftsteller (geb. 9. Dezbr. 1733, gestorben am 29. Oktbr. 1804) hatte 1762 eine »Sterbe-Bibel in Poesie und Prosa« zu Königsberg erscheinen lassen, welche großen Beifall fand und auch das Fräulein v. Klettenberg zu einem Briefe an Trescho veranlaßte, aus dem sich ein mehrere Jahre dauernder freund-

schaftlicher schriftlicher Verkehr entwickelte. Nicht Hamann war es, der sie auf den Diakonus aufmerksam machte; als er am 25. Juli 1763 seinen ersten Brief an v. Moser richtete, hatte Susanna v. K. schon zweimal, am 2. und 16. Juli, an Trescho geschrieben. Anscheinend ist es umgekehrt der Fall, daß letzterer Hamann empfohlen, wie er denn dessen »Sokratische Denkwürdigkeiten« an Frln. v. K. schickte. Schon in der Vorrede zu seinem Buche »Die Kunst glücklich zu leben, als ein Wochenblatt zur Erbauung abgefaßt« (Königsberg und Leipzig 1765) flocht Trescho einen längeren Abschnitt aus einem Briefe des Frln. v. K. ein, und diesen hat auch Dechent teilweise gebracht; in seinen »Religiösen Nebenstunden« aber veröffentlichte er im dritten Stück des zweiten Bandes (Danzig 1781) sechs Briefe des Fräuleins an ihn, einen an eine unbekannte Persönlichkeit, einen an Lavater (auch von Dechent pg. 184 auszugsweise gebracht) und einen brieflichen Bericht über den Tod des Fräuleins. Dieser »Bericht« ist nach Mitteilung des Herrn Prof. Dr. B. Suphan der Brief an Lavater, den Albert Köster als Nr. 2 in der Gesamtausgabe »Die Briefe der Frau Rath Goethe« (Leipzig, 1904) nach der Abschrift J. G. Müllers in der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen gegeben hat. Trescho hat sich, wie Suphan ermittelt, Kürzungen und Änderungen am Texte gestattet; zu seinen Willkürlichkeiten kommen noch Versehen des Druckers, die bei der Entfernung des Druckortes (Danzig) von ihm nicht korrigiert werden konnten. Ähnlich willkürliche Zurechtstellungen und gelegentliche Entstellungen werden also durchgehends auch die Briefe der Klettenberg unter Treschos Hand und in der Offizin erfahren haben; man vergleiche den Brief an Lavater in der unten gegebenen Fassung und bei Dechent. Auch in der modifizierten Gestalt aber sind die Briefe der Klettenberg es wert, einen weiteren Leserkreis zu finden, da sie manche interessante Nachrichten und Äußerungen ihrer Denkweise enthalten. Daß sie so lange unbeachtet geblieben, liegt daran, daß Trescho sie in seiner Schrift an ganz verstecktem Orte, in der Abteilung »Gemeinnützige Ascetik, Moral, Erbauungsaufsätze«, unter dem Titel »Auszüge aus älterer und neuerer Correspondenz« gebracht und den Namen der Briefschreiberin nur durch »Frl. v. K. in F. a. M.« angedeutet hat, sowie ferner daran, daß alle Schriften Treschos heute ganz vergessen, sehr selten, ja zum Teil unauffindbar sind (vergl. meine Studie über Treschos Leben und Schriften in den »Oberländischen Geschichtsblättern«, Heft VII, 1905, Königsberg bei Ferd. Beyers Buchhandlung). — Das von mir benutzte Exemplar der »Religiösen Nebenstunden« befindet sich auf der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg. Die Abschrift ist buchstabengetreu; die Überschriften der Briefe rühren von mir her.

Erster Brief an Trescho.

F. d. 2. Jul. 63.

— — — — Ich bin kein gelehrtes Frauenzimmer. An diesen Namen mache ich keinen Anspruch. Ich gehöre aber unter die Zahl derer, die sich gerne mit andern Pilgrimmen auf dem Wege zur Ewigkeit anfassen und gemeinschaftlich stärken mögen. Des giebt mir mein Gewissen mit lauter Stimme Zeugniß. Der, der im Namen aller Seelen ihren Schuldbrief übernahm, hat auch besonders den meinigen an seinem Kreuz vernichtet, und durch ein unendliches Erbarmen mich aus dem Gräuel der Sünden, aus den Stricken der Eitelkeit und des Weltdienstes losgebunden, und zu seinem Volk gezählet. Ich lebe Ihm, und lebe so froh im Glauben, daß ichs kaum erwarten kann, bis der Vorhang aufgezogen wird, und ich den sehe, den ich bisher ungesehen liebe. Bis auf diese selige Stunde weiß ich kein größeres Vergnügen, als mit solchen Herzen in Verbindung zu stehen, die mit mir gleich gesinnt denken und handeln.

Unter die Männer, die ich auf diesen Punkt kannte, gehörten auch F. und St. [Fresenius und Steinhofer]. Mit des erstern Schriften und Charakter sind Sie auch bekannt. Es macht sich in gewisser Art bald eine Bekanntschaft, wenn man bey einem Meister gelernet hat. Aber St. scheinen Sie nicht zu kennen. Vielleicht wollten Sie seiner nicht öffentlich gedenken, denn gegen ihn hatten zweyerley Menschen ein starkes Vorurtheil, und ich kann es keinem Schriftsteller verdenken, wenn er beider Schwachheit schont. Er war indessen bis an sein Ende ein treuer Kreuzevangelist. Alle Schritte großer Männer lassen sich so wenig nachahmen als beurtheilen. Ich habe mit ihm bis an sein Ende in Verbindung gestanden. Seine Sache wars, im Glauben zu stärken und zu befestigen. Mit einer unüberwindlichen Beredsamkeit zeigte er die Nothwendigkeit einer stellvertretenden Erlösung, mit Beweisen und mit einer nervösen Sprache, die gar nichts Schulmäßiges mit sich führte. Aber die Männer sind nun in ihr Land gereiset, von da sie nicht wieder kommen. Und doch soll kein Schweigen davon seyn, daß unser Schöpfer unser Heiland

sey. Er wird sich Knechte und Boten auch aus Steinen, wie dem Abraham Kinder, erwecken. Die Eindrücke von seinem Leiden und Sterben sollen und werden hier und dort unsere Seligkeit ausmachen; und daher bleiben mir in dieser und in jener Welt alle die unsterblichen Weisen, die die Empfindung dieser wesentlichen Glückseligkeitslehre so fein durchseigen, daß nichts als ein sandigtes Residuum zurückbleibt, recht sehr ferne und fremde. Ein Herz, das in eine wahre Connexion mit dem Heilande gekommen ist, kann nichts anders als vor Ihm leben, und ist jede Viertelstunde nach dem Maaß, als es sich von ihm verliert, unglücklich — — dies wenige ist Geschichte meines Herzens — — —

Über Steinhofer siehe Lappenberg pg. 225—226 und über Fresenius daselbst pg. 228—231, sowie die Abhandlung von Herm. Dechent »Die Seelsorger der Goetheschen Familie« im Goethe-Jahrbuch, XI (1890), pg. 159—164 und in seinem Buche die pg. 101—104. — Der Ausdruck »sandigtes Residuum« weist auf des Frln. v. K. Beschäftigung mit der Alchemie (Lappenberg pg. 267). — »Nervös« bedeutet hier »bündig, körnig, kräftig«.

Zweiter Brief an Trescho.

F. d. 16. Jul. 63.

— — — Vermuthlich haben Sie meinen ersten Brief nicht erhalten, weil der Postmeister seine Unwissenheit bekannte, welchen Weg er ihn nehmen lassen sollte. Es sey, wie es sey. Ist er *à l'avanture* in die Welt geschickt, und Sie erhalten ihn nicht, so muß ich Ihnen doch etwas von der Person, die Ihre Bekanntschaft sucht, schreiben, da der gegenwärtige Brief gewiß in Ihre Hände kommt. Ich bin die älteste Tochter eines der ersten adlichen Mitglieder des hiesigen Raths. Mein Vater, ein siebzigjähriger Greis, der Jesum liebet, ist das theure Kleinod, zu dessen Pflege und Wartung ich von Gott gewürdiget bin. Meine übrigen Lebensstunden, die mir von der Ausübung eines thätigen Christenberufs frey bleiben, bringe ich mit der Hauptbeschäfftigung zu, in die tiefe Erkenntniß der Liebe und Gnade meines Erlösers zu dringen, und überdem die gutgeschriebnen Bücher unsrer Zeit zu lesen und zu nutzen.

Ich gestehe aber, daß mir die Leute, die das Schöne ihrer Wissenschaft nur vom Musenberge, und nicht zugleich von Golgatha herholen, nicht recht gefallen wollen. Ich lerne Ihnen das Leere ihres Herzens in der Hauptsache bald abempfinden, und das mag ich nicht gern, indem man selbst dadurch bald leer wird. Verzeihen Sie, daß ich zu kritisiren anfange. Das ist freilich über meiner Sphäre. Ist es aber dem Könige zu geringe, wenn auch seine Unmündige sagen, wie ihnen zu Muthe sey, wo man seiner vergißt? — — — — — —

Dritter Brief an Trescho.

F. d. 20. Decbr. 63 (im Original steht durch einen Druckfehler 64).

Alles Gute, was Sie mir schreiben, hat mich getroffen. Bey Kindern Gottes hat eine vorherbestimmte Harmonie statt. Sie müssen sich irgendwo finden. Sie stehen unter der speciellsten Aufsicht des himmlischen Vaters, und sie müßte man um Erzählungen und Beyspiele bitten, wenn man eine Geschichte der Vorsehung schreiben wollte. — — Wenn wir uns aber nicht persönlich kennen sollen, so bleibt doch das reeller Trost: wir werden bey dem Herrn seyn allezeit. Das ist mir unwidersprechlich gewiß. Kann man sich hier in dieser armen Hütte, da man sich durch mehr Noth und Weltgeschwärm durchdrängen muß, als jenes kranke Weib durch das Getümmel des Volks, nicht zu ihm nahen, ohne etwas Leben- und Kraftvolles zu empfinden, was wird das seyn, wenn wir daheim bey dem Herrn seyn werden allezeit. Johannes, der an seinem Herzen lag, hat das gewiß nicht empfunden durch sein ganzes Leben, was dort eine der geringsten Seelen in einer Minute mit ihrem ganzen Geist empfinden wird, ob es gleich sehr wahrscheinlich ist, daß die Eindrücke, die er bekam, der nachfolgende Grund von dem guten Muth war, mit welchem er, der blöde furchtsame Jünger, fest unter dem Kreuze Jesu stehen blieb, wie die übrigen geflohen waren. Alle unsre ungestillte Wünsche, alle nach ihm abgeschickte Seufzer, und manche in tiefster Verborgenheit vergoßne Thränen sind eine Saat zu reifen

Garben. Dort wird unsre Zerstreuung aufhören, und wir werden in verbundnen Reihen uns ewig seines Todes freuen. Nicht nur nach der Auferstehung der Todten, nein, gleich wenn meine Seele den Körper verläßt, werde ich, wie die Erzväter, versammlet zu meinem Volke. — — Wenn man die Gnade hat, deren ich hier in dieser volkreichen und eitlen Stadt genieße, in einer Versammlung von Seelen zu leben, die Jesu angehören, so siehet man, was sich bey aller der Uebereinstimmung, daß wir Kinder eines Vaters sind, doch für Verschiedenheiten im Denken und Empfinden äußern. Aber das schadet der Bruderliebe nicht. Man bekommt unter solchen Seelen doch auch irgendwo eine Maria oder einen Joseph zu sehen, mit denen man in unbeschreiblicher Gleichstimmung sein Herz entschütten kann. Dadurch wird es mir überzeugbar, daß ich auch dort zu einem Häufgen Seelen, als zu meinem Volk, gelangen werde, die meine Idiotismen, meine so mir eigne Geistessprache verstehen, und nach meiner Denkweise mit mir handeln werden. Wir werden dort schon bekannt werden, noch ehe wie wir uns hier oft durch eine einzige Zusammenkunft kennen und lieben lernen. Unter solcher Gesellschaft, die Jesum in ihrer Mitte hat, hoffe ich dort zu wohnen bis auf den allgemeinen Auferstehungstag — wo alles offenbar wird, was hier verborgen in Gott gelebt hat. Halten Sie dies nicht für Schwärmerey. Man kann sich schwer darüber ausdrücken, wie die Tröpflein von den Reben der süßen Ewigkeit eigentlich schmecken.

Nun auf einige Punkte Ihres Briefes etwas zur Antwort. Für die Mittheilung der *sokratischen Denkwürdigkeiten* tausend Dank. Der V. [Hamann] ist ein großes Genie, und da in seinen hieroglyphischen Schriften doch immer Name und Liebe und Siegel eines Ihm nicht ganz unbekannten Gekreuzigten durchspielen, so habe ich mehr als gemeine Hochachtung für ihn. — — —.

Von unserm *Senior P.* [D. Plitt] hoffen wir immer das Beste. In unsrer Stadt hat der Heiland ein zahlreiches Volk, das sich zu ihm hält und ihn liebt. Der Heiland ist selbst Bischof und Liturgus unter ihnen, und dabey geht es, ohne Geräusch und ohne Aufsehen machen zu

wollen, gut her. Der sel. *Fr.* [Fresenius] war ein gesalbter Lehrer und ein treuer Knecht Christi. Wären wir näher zusammen, so könnte ich Ihnen manche zum bessern Verständniss seiner *Pastoralsammlungen* gehörige Anekdoten erzählen. Der fromme Jurist, der manche Fragen und Antworten in diesem Buch niederschrieb, war der *Herr Geh. Rath v. M.* [Moser] Ihr und mein Freund. Ich habe mich im Anfange meiner Erweckung der Räthe des sel. Fr. bedient, allein in die Länge wollte es nicht gut thun. Meine Seele war auch keine Uhr, die sich nach einer andern stellen läßt. Ich wußte das, was mir fehlte, nicht zu nennen, noch weniger wo ich es suchen sollte. Die Noth lehrte beten, und mein Gebet ward überschwenglich gesegnet. Jesus selbst hatte mir gefehlt. Ich hatte es mir nur eingebildet, daß ichs glaubte, er sey am Kreuz für mich gestorben; aber die Einbildung gab mir keine Kraft. Wie aber ein gewisser unbeschreiblicher Eindruck von seiner Marter meine innere Ueberzeugung erhöhte, da wußte ich mit Kraft und Gewißheit, was ich glaubte. Ich bete ihr [Ihr] Gebet immer nach: aus Gnaden muß ich selig seyn. Ich kannte ihn nicht, da er mir rief. Mit Beugung muß ichs sagen: daß ich mit keinem Gedanken, der etwas werth war, an Ihn gedachte. Die natürliche Entfernung von Gott und ein äußerer Wohlstand hatten mich ganz in die Eitelkeit der Welt begraben, ich schlief am Rande des Abgrundes, wo er gemeinhin alle seine Leute antrifft — da suchte und fand er mich. — —

* *
*

Zu diesem Bruchstücke in den »Religiösen Nebenstunden« ist nun dasjenige hinzuzufügen, welches sich in der Vorrede zur sogenannten Lebensbibel Treschos, der »Kunst glücklich zu leben«, befindet; es lautet:

Mein Brief ist schon sehr lang, aber noch einen Wunsch muß ich Ihnen entdecken. Sie haben uns die Kunst, wohl zu sterben — — geschildert: möchten Sie doch auch einmal, und zwar fein bald, etwas von der Kunst, glücklich zu leben, unternehmen! Diese Kunst bestehet in dem Umgange mit dem Heilande. Ein Herz,

das in eine wahre personelle Connexion, nach dem einem gewissen seligen Lehrer gewöhnlichen Ausdruck, der S. 30 in den *sokratischen Denkwürdigkeiten* den vielbedeutenden Namen eines *feinen und richtigdenkenden Schwärmers* führt, mit dem Heilande gekommen ist, kann nichts anders unter allen Berufsgeschäften, bey Wachen und Schlafen thun, als vor seinen Augen schweben, und in seinen Wunden leben; und es ist jede Viertelstunde unglücklich, in welcher es diese Seligkeit vermissen muß. Es mangelt uns an solchen Schriften, die einem solchen Herzen wie ein Anstrich dienen könnten, wenn sie durch mancherley äusserlichen Druck ein wenig matt geworden sind. Im *Französischen* giebt es einige, die Wahrheit und Realität enthalten, aber die Verfasser sind katholische Mystici, und bringen manches vor, das wir nicht annehmen können; da sie über dies den Hauptmangel verrathen, daß sie den Gekreutzigten wenig oder gar nicht kennen. — — In der mir sehr lieben *englischen* Sprache sind mir, die Wahrheit zu sagen, gar keine Schriften dieser Art bekannt, ausser *der Madame Rowe Soliloquia;* doch sind sie mir nicht evangelisch genug. In *Watts horis Lyricis* stehen einige schöne Oden; und das ist alles, was ich bisher habe entdecken können. — — *Herr von Bogazki* hat uns ohnstreitig das beste Buch in dieser Art geliefert. — Doch dienten zu seiner Theorie noch solche Abhandlungen in der Poesie und Prosa, wie die Sterbebibel [Trescho's] enthält. Die Betrachtungen: *vom Ziel der christlichen Vollkommenheit,* und: *über die Wegnahme Henochs,* enthalten Züge, die den völligen Plan eines solchen Werks geben könnten. — Ist dieser Vorschlag mein Gedanke: so verfliege er in die Luft — ist es aber vielleicht ein höherer Ruf, der durch ein schwaches Werkzeug an Sie hat sollen gebracht werden: so wird sich seine Kraft schon wirksam beweisen.

Trescho sagt in der Vorrede nur: er habe aus einer Reichsstadt von einer ihm bis dahin dem Namen nach unbekannt gewesenen Person den Brief erhalten und wolle einige Perioden aus demselben bringen, »da es etwas seltnes ist, von einem Frauenzimmer, die Geburt und Stand eben so sehr als persönliche Talente zu den Wissenschaften, und ein dem Heilande geweihtes Leben, verehrungswürdig

machen, einen Brief zu lesen, worin mit vielem Geist und guter Denkungsart ein Plan zu einem neuen Buch gezeichnet wird«. Daß obige beide Stücke zusammengehörig sind, ergiebt sich daraus, daß im ersten Frln. v. K. für die Übersendung der »Sokratischen Denkwürdigkeiten« dankt und im zweiten dieses Schriftchen auch gleich zitiert; daß der ganze Brief nicht im Dezember 1764, sondern 1763 geschrieben ist, geht daraus hervor, daß die Vorrede zu der von Frl. von K. angeregten »Kunst glücklich zu leben« vom 29. Juli 1764 datiert.

Über die Liebe des Frln. v. K. zur englischen Sprache cf. Lappenberg pg. 248. Die erwähnten beiden Betrachtungen stehen in Treschos Sterbe-Bibel (1762) pg. 328—336. — Ob die eingestreuten Verse

»wir werden in verbundnen Reihen
uns ewig seines Todes freuen«

und

»als vor seinen Augen schweben
und in seinen Wunden leben«

von Frln. v. K. herrühren mögen oder Zitate sind? Im sechsten Brief befinden sich ebenfalls vier Verszeilen:

»Wohl! meiner Wahl« usw.

Vierter Brief an Trescho.

F. d. 12. Jan. 65.

Eben wollte ich an Sie schreiben, als ich Ihren Brief bekam. Sie leiden etwas Schweres, und klagen sich selbst an. So muß es seyn. Ich glaube, Sie werden durch und unter Leiden gestärkt, um noch mehr zu leiden. Eine Wahrheit, die uns erschrecken könnte, wenn wir nicht wüßten, daß doch was Göttliches darinn liegt. Paulus hatte gewiß gleich anfangs seiner Erweckung den redlichen Vorsatz, zu thun, was der Herr fodern würde, und was er nachmals that, geschahe gewiß nicht aus Furcht vor der Ruthe — und doch welch ein Märtyrer im Leben und Sterben! Warum geschieht das? Ist die Gnade nicht so mächtig, durch sanfte Wege uns von unserm Verderben zu heilen? In manchen Fällen haben wirs ja schon erfahren, wie viel der Geschmack an seiner Liebe über uns vermag. Was ist denn seine Absicht, warum er einige seiner Kinder, von denen er doch weiß, daß sie mit Wahrheit auf die strengsten Forderungen seiner Heiligkeit antworten würden: rede Herr, dein Knecht höret, in so manchen Aengsten schwitzen läßt? Er betrübt doch nicht

mit Lust, und hat keine Freude daran. Davon bin ich fest überzeugt. Warum also das Leiden als ein nothwendiges Stück in den Gang unsrer Heiligung eingefügt ist, das weiß ich nicht. Ich bete aber seine Wege an. Sein Wort überzeugt mich, daß es so seyn muß. Unter allen Worten der Schrift legt mich keins so sehr zu Boden, wie das Ebr. 5, 8. — Das eigentliche Warum? wird uns die Ewigkeit entwickeln. Doch die Verschiedenheit des Maßes ist nach der Verschiedenheit der Kraft eingerichtet. Da trägt der Schwache so schwer oder leicht an einer Unze, als der Starke am Centner. Ich wünschte von dem Nutzen des Leidens noch eine tiefere Betrachtung zu lesen, die mehr ins Innere göttlicher Absichten dringt. Denkende Leser wollen auch einen durchgedachten gründlichen Trost haben. Dies war unsrer besten alten Lehrer Gabe gar nicht, und so wenig durfte sie es damals seyn, als wenig ihre Zuhörer oder Leser sie suchten. Die Zeiten in der Haushaltung des Christenthums ändern sich sehr, und so muß sich die Art des Vortrags ändern. Fahren Sie fort, die Welt mit Betrachtungen zu unterhalten, wie die sind, die ich jetzt von Ihnen lese. Mein Vater befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Buch nicht, wie Sie schreiben, nur Esaus Segen, sondern Abrahams Segen haben soll. Kehren Sie sich nicht an Herrn *v. M.* [Moser] Urtheil darüber. Er hat es noch nicht durch und durch gelesen. Seine Geschäffte sind so überhäuft, daß er zum Lesen sich nur Augenblicke stehlen muß. Auf dem Krankenbette denkt man nicht so scharf, wie in gesunden Tagen. Dort sind leichte und kurz hingeworfne Stücke zureichend. Im Leben ists aber nicht mit bloßen Rührungen gethan. Der Schriftsteller, der fürs Leben schreibt, muß auch in alle Situationen desselben hineingehen, und es doch mit dem Evangelium gut meynen, um Christenthum und Leben in, und fürs Christenthum nicht zu trennen. — — —

Fünfter Brief an Trescho.

F. d. 13. Dcbr. 65.

Mag es doch seyn, daß der Unglaube zu unsern Zeiten noch höher steige, wie der Aberglaube gegen die Zeiten

der Reformation gestiegen war. Der Herr, der diesen zu stürzen wußte, kann auch jenem sein Ziel setzen. Mir ist davor nicht bange. Und Sie wollten sich bange werden lassen? Wir haben ja die herrlichsten Verheißungen, die uns im Bewußtseyn und in der Vertheidigung der redlichen Sache trösten könne. Da sollten wir, wie Luther sagt, ein Sprüchlein fassen und mit voller Glaubenszuversicht, wie ein Schiffer in seinem Boot, uns in das stürmende Meer der Zeitvorfälle hineinwagen. Freund! lesen Sie in diesen langen Winterabenden aufs neue unsern Luther. Sein auf Gottes Wort gegründeter Heroismus stärkt gewaltig. Herr *v. M.* [Moser] sagte, Kritiken solcher Art als die, über ihn und über Sie, sollten nicht abschrecken, das zu schreiben, was er glaubte, und wenn auch nur zwey Menschen es nützen wollten oder könnten. Machen Sie es auch so. Die Zeit des Lebens ist kurz, es gilt eilen. Die Gegner haben keine Macht, daß sie den von Gott bestimmten Lauf eines Freundes Jesu verhindern könnten. Ich danke Ihnen hiernächst für Ihre Aufmunterung. Der Geist Jesu treibt mich täglich, Ihm anzuhangen, und so hoffe ich wohl vor der Stunde der Versuchung bewahrt zu bleiben. Welch ein großer Schatz ist die Bibel, wenn wir nur so viel Glauben hätten, als nöthig ist, es zu fassen und zu genießen. Aber der Glaube verhält sich gemeinhin wie die Hand eines Kindes zu einem großen Beutel voll Gold. Es kann ihn kaum aufheben, viel weniger mit sich einen weiten Weg forttragen. Mein Vater denkt an Sie. Mitten im Geräusch diesen großen Stadt suchen wir unsre Lampen zu schmücken, und mit schnellem Schritt unserm Herrn entgegen zu gehen. Das sey auch Ihr Tagewerk. Der Herr gebe uns Kraft, für einander zu beten.

Sechster Brief an Trescho.

F. d. 12. Jul. 65 (im Original steht durch einen Druckfehler 66).

Längst hätte ich an Sie geschrieben, aber ich bin in eine Trauer gesetzt, die mich an allem gehindert hat. Am 13. May rief der Herr meine Schwester Mariane zu sich. Wir waren unsrer drey, und lebten in einer durch Natur

und Gnade seltnen Eintracht. Die Jüngste heyrathete, und ich und meine liebe Mariane blieben zusammen. Sie war frisch und voll Geist, wie ein junger Baum — und schnell war ihre Abreise in eine beßre Welt. Ihre Seele lebte immer in einem göttlichen Frieden. Sie hatte schon lange zur Kreuzesfahne Jesu geschworen, und wie ihr Herr das Zeichen zum Aufbruch gab, folgte sie mit Freuden. Sie lag wie ein Säugling auf der Mutter Brust. Sie hatte keinen Schatten von Todesfurcht, keine Zweifel, keine Angst. Friede, Seelenwonne und Verlangen, aufgelöst zu seyn, das war ihr Zustand, in welchem, wie ihr letztes Wort war, Jesu wohnte. Ein schöner Abschied, dem ich noch dies Eine nachsagen muß, daß sie durchs ganze Leben einen stillen Gnadengang hatte, und nie weder von großer Angst noch von großer Freude zu sagen wußte. Ich, Freund! fühle die Menschheit hiebey, und habe mich leider, wie Maria Joh. 11, 31—33, aufgeführet. Aber seit wenigen Tagen kann ich aufstehen und die Wangen trocknen. Mein größter Segen bey diesem Tode ist die Versicherung, daß ich nichts verliere, so lange ich Ihn selber nahe um mich weiß. Wohl! meiner Wahl, die uns verbindet, die Ihn mir hat zum Freund geschenkt, wenn alles stirbt, wenn alles schwindet, bleibt diese Zuflucht ungekränkt. Ja Freund! Er ist Jesus, er macht sein Volk immerdar selig. Die Leute, die sich daraus nichts machen, fühlen doch täglich das Elend des Gegentheils heimlich. Er macht selig, und tödtet nichts, als die giftige Schlange, die die Seele tödten wollte. Die mag sterben, denn wir haben sie ja längst in Jesu Tod verbannt. Das was wir noch von ihr fühlen, sind nur Nervenzuckungen des in Agonie liegenden Bösen. Wie gut haben wir es, da wir einen Heiland glauben, der für alles gut ist. Glauben wir es, so fühlen wir Friede, zagen wir, so bleibt er doch treu. Das ist sein Amtscharakter. Und bald erlöset er uns von allem Uebel. Frohe Aussicht! Selig sind, die es glauben — — —

Daß dieser Brief aus dem Jahre 1765 stammt, ergibt sich daraus, daß anders darin doch des am 4. Juli 1766 erfolgten Todes des alten Herrn v. Kl. hätte Erwähnung geschehen müssen. Lappenberg gibt (pg. 252, Anm.) wieder

nur den Beerdigungstag der Mariane, den 15. Mai 1765, ebenso Dechent pg. 143; oder ist hier 13 ein Druckfehler? — Trescho scheint aber selber diesen Brief als aus 1766 stammend angesehen zu haben; denn er ist der letzte in der Reihe der von ihm bruchstückweise veröffentlichten. Diese Reihe ist indessen allem Anschein nach nicht vollständig, da z. B. nicht wohl anzunehmen ist, daß der Briefwechsel das ganze Jahr 1764 über gestockt haben sollte. Als Grund dafür, daß er die Briefe nicht im vollen Wortlaut habe abdrucken lassen, gibt Tr. an: »wer wirds verlangen, jede personelle vertrauliche Stelle eines Briefes lesen zu wollen.« Daher hat er auch von den vorkommenden Namen nur die Anfangsbuchstaben gegeben. — Daß der Briefwechsel mit dem Jahre 1766, wie es scheint, abbrach (wie Dechent pg. 142 mitteilt, befindet sich im Nachlaß des Frln. v. K. ein Brief Treschos an sie aus dem Jahre 1766; leider ist das Datum desselben nicht angegeben), davon dürfte der Grund wohl der sein, daß Frl. v. Kl. sich zu den Herrnhutern zu neigen begann, während Trescho der hallischen pietistischen Richtung angehörte. Doch sagt er von ihr in den »Religiösen Nebenstunden« (II, 3, pg. 100): »Sie war eine wahre Jesusfreundin, die aus Erfahrung an ihn glaubte und ihn kannte. Einer meiner Freunde, ein vornehmer Officier in der Armee, hat sich an dem Orte ihres Aufenthalts genau nach ihr erkundigt, und es wahr gefunden, daß sie mit That und Leben das Siegel des Glaubens der Welt vorgezeiget hat. In den letzten Jahren ihres Fremdlingslebens habe ich zwar keine Briefe von ihr bekommen; allein ich weiß es, daß sie nie von dem angetretenen Gange ihres Gnadenstandes abgewichen ist. Sie kam zuletzt mit L. [Lavater] in Verbindung. Sie lobte mit Begeisterung, was sie an ihm gut erkannte; aber die süßen Schwärmereyen des Mannes, der seinen Christus, wie er ihn kennt, mit Eifer und Tugend liebt, lenkten sie doch nicht aus dem Gleis der Glaubensbekenntniss seiner Versöhnung. Noch besitze ich von ihr einige Blätter: *meine Aussichten in die Ewigkeit.* Ich theile sie künftig mit, ohne den Inhalt, als meine Meynung zu unterschreiben«. Diese geplante Mitteilung ist unterblieben; seine Äußerungen über ihr Verhältnis zu Lavater belegt aber Trescho noch durch zwei, von einem Freunde ihm mitgeteilte, Briefe des Frl. v. Klettenberg. Dieser Freund war vielleicht der Korrespondent, den Trescho in Zürich hatte und als welchen ich Pfenninger anzusehen geneigt bin.

1. An eine ungenannte Persönlichkeit.

F. d. 25. Jun. 74.

Vorgestern Abend ist unser liebe L. [Lavater] hier angekommen. Heute macht er mit G. [Goethe] eine Tour

aufs Land — drey Stunden habe ich gestern das Vergnügen gehabt, ihn bey mir zu sprechen. Sie entflohen, wie so viele Minuten, und dennoch ist so viel darinn geredet und gehandelt worden, daß es mir noch viel Materie zu denken und zur Leitung in meiner Stille geben wird. Eins habe ich besonders bey der persönlichen Bekanntschaft mit ihm gelernt, nemlich, daß meine, aus dem Drang der zartesten Liebe, an ihn geschriebene Briefe den Ton nicht getroffen haben, der vor ihn gehört. Ob ich ihn treffen werde, weis ich nicht: aber das sehe ich: es kommt nicht darauf an, Ihm Jesum als Gott bekannt zu machen. Er kennt ihn, er hat ihn von Jugend auf geliebt. Nun aber ist er gerade in dem Fall, in welchem jener hebräische Dichter die Braut mit so viel Energie sagen läßt: Findet ihr meinen Freund, so saget ihm, daß ich vor Liebe zu ihm krank bin.

2. An Lavater.

F. — — 74.

Ich lege den dritten Theil Ihrer Aussichten weg, um Ihnen die Freude zu beschreiben, die meine Seele beym Durchlesen des 17—19 Briefes empfunden hat. Ich kenne und lese Ihre Schriften mit Vergnügen, aber ich bete sie nicht an, und sage durchaus nicht zu allem Ja und Amen. In den Aussichten sind viele Dinge, die ich nicht brauchen kann, — und die sind nicht für mich geschrieben, — aber jene Briefe sind für mich geschrieben. Was Sie darin sagen, habe ich oft in sanfter Einsamkeit mehr empfunden, als gedacht. Ich bin ein Frauenzimmer. Die Gabe der Spekulation ist ohne Widerspruch ihrem [Ihrem] Geschlecht eigen. Wir sind aber desto empfindsamer. Aber wenn unsere Seele ganz Empfindung ist, hört gemeinhin der Ausdruck der sie erklären soll, auf. Diese Schwachheit fühle ich. — Aus Ihrem andern Buche sehe ich, daß Sie den Wonnesamen Genuß von der durch ihren Verstand wirklich erkannten Wahrheit noch nicht haben. Selig sind die nicht sehen und doch glauben. Fühlen und empfinden ist sehen, wie leibliches Sehen das äußerst feinste Gefühl des feinsten Sinns ist. Glauben Sie also ohne sehen fort, so

lange es der Herr so haben will. Sie werden noch hier einmal die Gabe des Sehens und Empfindens bekommen. Die Stunde ruft vor des Herrn Thür. Soll ich Ihnen einen Rath geben, zu dieser Empfindung zu kommen? Beschäftigen Sie sich viel mit Christus und seiner Menschheit. Mir sind die Stunden und Tage seiner Menschheit, darin er durch die Umstände so ganz von andern Menschen ausgezeichnet ist, in der Krippe, am Kreuz u. s. w. die seligsten und fruchtbarsten gewesen. Meine Empfindung von diesem hochgelobten Erlöser währt nun schon 17 Jahr, und nimmt zu, und wird zunehmen, bis ich vor seinem Thron stehe. Welche Quelle von Seligkeit ist sie mir aber schon hier. Freylich haben Sie recht, daß Imagination uns oft zur Quelle des Verderbens wird. Ich weis es aus Erfahrung. Wenn aber die Imagination nur reelle Bilder hegt, die auf Wahrheit gegründet sind, und uns reelle Seligkeit schaffen, soll sie da nicht auch unsre Heiligung befördern? Mich kann nichts unrein machen, was an sich rein ist. — Genießen Sie nur mit mir den Segen der Menschheit Jesu: Das ist für ihr [Ihr] und für mein Herz genug. — —

Von Lavaters »Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Herrn Johann George Zimmermann« war der dritte Teil 1773 zu Zürich erschienen. — Das Datum des Briefes ist nach Dechent (pg. 184) der 9. Januar.

2. JOHANN HEINRICH MERCK AN CHRISTOPH MARTIN WIELAND.

Mitgeteilt von MAX KALBECK.

Darmstadt den 1ten Febr. 1773.

Da Sie ein mal ein groser Mann sind, und so viel in der Welt gethan haben, um es zu werden, so lassen Sie sichs immer zuweilen gefallen, daß man Ihnen so begegnet. Es ist das *Memento mori,* das hinter dem Triumphwagen herschreyt. — Künftig will ich es nun nicht mehr thun, und weil Sie mich auf den Fuß eines treuen ehrlichen Kerls in Ihre Freundschaft und Dienste nehmen wollen, so

muß ich mirs wol gefallen lassen. Allein anbieten das mocht ich nicht 1.) weil ich zu bettelstolz dazu bin. und 2.) weil angebotene Dienste schon halb abgewiesen werden. — Sie können indeß versichert seyn, daß wenn ich auch nie etwas von Ihren Schriften, nur Ihre Freundin *La R.* und etwas von Ihrem alten Briefwechsel gesehen hätte, so würden Sie als einer der edelsten Charaktere in meinem Herzen alzeit einen von den ersten Pläzen gehabt haben. Gottlob, daß ich Sie und Herdern kenne, denen beyden die leydige Literatur das Gepräge nicht abgeschliffen hat, das ihnen liebe Mutter Natur hat anerschaffen wollen.

Von unsrer Princessin Louise, u. Ihrer künftigen fremden Ritterschaft! Da muß ich Ihnen nun zum voraus sagen, daß ich nicht unpartheyisch seyn kann und mag, weil ich auch mit unter den Troß der Ritter Knaben gehöre, und wenigstens dem der sich zuerst um sie schlagen will, den Bügel oder das Roß halte. — Sie hat in meinen Augen keinen andern Fehler als daß sie eine Princessin ist. — sonst alle Eigenschaften die künftig einen grosen starken stillthätigen Charakter ankündigen. Nur zu wenig Eitelkeit vor eine Dame! und dies macht sie von dem grosen Haufen verkennen! Sie will keines Menschen Lob und Preiß über ihre Talente, zu denen sie doch allen die trefflichsten Anlagen hat. Sie tanzt unter ihren Schwestern am besten mit aller Grazie und Festigkeit. Sie scheint kaum den Boden zu berühren. Sie spielt vortrefflich Clavier. Sie zeichnet recht gut. Sie hats bey mir im Englischen am weitesten gebracht. In Kupferstichen u. Büchern sucht sie immer das aus, was andere liegen lassen, z. E. von Chodowieky vor allen französischen Kupferstichen seine Zusammensetzung der *Famille Calas*, die ohnstreitig ein Meisterstück ist. So liebt sie auch alle englischen Romane vor den Französischen, wie Clinker u. s. w. Sie ist nicht höflich, aber die Höflichkeit des Herzens hat sie in hohem Grade. Sie kan sich wenigstens Stunden lang mit meinen Kindern abgeben, u. alle Güte für sie haben, sich von den Umständen eines Leidenden, oder eines ehrlichen Mannes lange unterhalten. Und das mag wohl besser seyn als gnädige Complimente.

(Sub Rosa) die Verbindung mit Rußland hat ihre Richtigkeit. Welche von Dreyen aber das Looß trifft muß die Zeit entscheiden. Weiter kan ich jezo noch nichts sagen; u. auch dies bitte ich niemand weiter zu communiciren.

Hr. Jacobi wird Ihnen meine Manuscript Wesen zugeschickt haben. Lachen Sie immer über das Närrische Zeug. Hier lege ich Ihnen noch allerley Piecen bey, die ich zum Theil verlegt, componirt und edirt habe.

Die Rhapsodie ist von mir nach Swift. Die Baukunst u. der Pastorbrief von Dr Goethe in Frft.

Behalten Sie mich ferner lieb. Leuchsering empfiehlt sich.

Ich bin ganz der Ihrige

J H Merck

Meine Frau empfiehlt sich ergebenst. Künftigen May gehen wir ins *Pays de Vaud,* mit der ganzen Haushaltung, und da hoffe ich auch Ihre Julie kennen zu lernen. Weil Wichmann u. die andern Herrn den guten Shaftesbury so maltraitiren, so hab ich eine andere Uebersetzung unter der Feder. Ich könnte Ihnen davon zur Probe den *Essay on Enthusiasm, of Wit, and Humor*, u. die 4 ersten *Miscellanys* die dazugehören, sehen lassen. Dies gäb ein Bändchen, nach Herders Meynung in dem 17ten B. d. Allg. Deutschen Bibl. S. 2011. Das *Soliloquy* ist auch fertig. Fragen Sie bei Gelegenheit Reich, ob ers übernehmen will. Sonst verleg' ichs selbst.

Dieser Brief gehört zu der Reihe von Merckschen, an Wieland gerichteten Briefen, die sich in Adolf Müllners Nachlasse vorfanden und von K. Reichard in der Wochenschrift »Im neuen Reich« 1877 veröffentlicht wurden, fehlt aber in dieser Publikation, da er früher (1872?) durch Tausch in meinen Besitz übergegangen war. Er ist besonders deshalb von Interesse, weil er einige der ersten Goetheschen Schriften (»Von deutscher Baukunst« und »Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * *«) als Edita Mercks erwähnt, außerdem aber eine Charakteristik der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt enthält, die am 3. Oktober 1775 als Gemahlin Carl Augusts Herzogin von Sachsen-Weimar wurde.

Die von Merck erwähnte »Rhapsodie nach Swift« erschien unter dem Titel »Rhapsodie von Joh. Heinr. Reimhart, dem Jüngern« 1773 in Frankfurt, gleichzeitig mit den beiden Goetheschen Werkchen.

[Die Prinzessin Louise war am 30. Juni 1757 und zwar in Berlin geboren. Sie zog mit ihren Eltern nach Süddeutschland und wohnte von 1767 an in Darmstadt. Die Reise nach Rußland unternahm die Mutter mit den drei Töchtern im Juni 1773; zur Gattin des Großfürsten-Thronfolgers Paul wurde die mittlere Tochter Wilhelmine gewählt. — Der englische Unterricht der Prinzessin bei Merck wird angedeutet bei E. von Bojanowski S. 122. — Der Roman »Clinker« ist gewiß das 1771 erschienene letzte Werk von Tobias Smollet: Humphrey Clinker; eine deutsche Übersetzung erschien davon in 3 Bdn. 1772 (Nachweis G. Herzfelds). — Die in der Nachschrift genannte Julie ist Julie Bondeli (1731—78), Wielands vertraute Freundin, die in der Schweiz lebte, deren vor einigen Jahrzehnten veröffentlichte Briefe ein so anmutiges Bild ihrer Persönlichkeit und ihres Geistes gegeben haben. — Christian August Wichmann, der jahrzehntelang als Übersetzer tätig war, hatte 1768 eine Charakteristik Shaftesburys aus dem Englischen übersetzt. Merck ließ die von ihm selbst hergestellte Übersetzung weder im deutschen Merkur, in dem er seit 1776 als Mitarbeiter nachweisbar ist, noch gesondert erscheinen. — Unter Jacobi ist Friedrich Heinrich Jacobi zu verstehen, der bereits seit 1771 mit Wieland in brieflicher Verbindung stand. Am 18. Februar 1773 sendete er (vgl. Jacobis Briefwechsel 1825 I, 109) von den eingelaufenen zwei Packeten Manuskript nur drei Stücke und verbreitete sich etwas ausführlicher über das eine davon: Schreiben eines Landedelmannes, das er, wenn es aufgenommen werden sollte, einer Umschmelzung zu unterziehen rät. Wieland ging aber weder in der Antwort, noch in den späteren Briefen auf diese Sendung Mercks ein. L. G.]

3. TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN DES DÄNISCHEN ARCHÄOLOGEN JOHANN HEINRICH CARL KOËS

8.—23. October 1806, Weimar.

Mitgeteilt von L. BOBÉ.

Georg Heinrich Carl Koës, geboren 1782 auf Seeland, studierte Philologie in Halle unter F. A. Wolf, der auf K.s Studiengang einen nachhaltigen Einfluß ausübte, wie dies z. B. seine 1806 in Kopenhagen erschienene Doktordissertation zeigt (Specimen observationum in Odysseam criticarum). Kurz nach erlangter Doktorwürde ging er mit seinem Schwager Peder Oluf Bröndsted auf Reisen, und starb 6. Sept. 1811 auf der Insel Zante. Viele reiche Hoffnungen gingen mit ihm ins

Grab. — Sein Tagebuch mit dem Titel: Tage-Buch vom 1. Aug 1806—26. April 1807 Copenhagen-Paris, im Besitz des Herrn Carl Hall, eines Enkels des Archäologen P. O. Bröndsted.

[1806] 8. October.

Über Jena nach Weimar, da noch abends in der Comödie: Reue und Ersatz, von Vogel; vortrefflich gespielt, recht eine harmonische, ruhige Darstellung eines Stücks. Mamsell Silie (eigentlich Petersilie), Hr. Lortzing und besonders Madame Beck. — Der Dom Carlos wurde am 11. bei weitem nicht so gut gegeben, Dom Carlos und Marquis Posa wurden schlecht von Oels und Haide gegeben und besonders der letztere raste wie ein tolles Vieh.

Den 9ten. Schloßgarten; sehr schön, dieser Garten hat mir unter allen, die ich bis jetzt gesehen, am besten gefallen. Die herrliche Brücke, der schöne Fluß, der den Garten ganz durchläuft, alles zeigt den edelsten Geschmack.

Den 10ten. Besuch bei Voss. Er wird den Shakespear nicht fort übersetzen, da er A. W. Schlegel für seinen Meister erkennt, sondern sich ganz mit der Uebersetzung des Aeschylos beschäftigen. Die Recension in der Jenaer Litteratur Zeitung über Danz's Uebersetzung des Aeschylos, Fähse's Sophocles und A. W. Schlegels Rom sind von ihm. — Riemer ist der Verfasser der strengen Beurtheilung von Aukmann in derselben Zeitung und Schäffer soll diese Grammatik in der Leipziger Litteraturzeitung recensiert haben. Das Theater ist sehr geschmackvoll und schön. Man sitzt überall. Die Logen sind durch Pfeiler abgetrennt; vorn eine Gallerie, sodaß man die ganze Figur des Sitzenden erblickt. Es ist nur eine Hauptreihe von Logen und darüber eine kleine Gallerie, man räucherte im Schauspielhause vor dem Anfang des Stücks.

Den 11ten. Besuch bei der Schillern, eine gutmütige Frau, herrliche Kinder. Kotzebue schrieb einmal an Schiller, er möchte doch Goethen in dem »Freimütigen« angreifen, worauf Schiller nicht antwortete. Goethes Faust ist fertig in 5 Akten. — Heute wurde plötzlich alles sehr kriegerisch, Regimenter auf Regimenter marschierten durch. Der König und die Königin kamen an und das Hauptquartier des Königs hierher verlegt, denn am 10ten griffen die Franzosen an,

hieben mehrere Regimenter Sachsen und Preussen bei Saalfeld zusammen und Prinz Louis fiel. Ich habe mehrere Flüchtlinge gesprochen. Das Regiment Clemens verlor beinahe alle seine Offiziere.

Den 12ten. Das kriegerische Getümmel dauert fort; nicht weit von der Stadt ist und wird ein großes Lager geschlagen. Es ist ein höchst interessantes Schauspiel. Die ganze Stadt voll von Militär; unaufhörlich ziehen Truppen, Pulver- Victualienwagen p. p. durch. Verwundete gehen in den Straßen umher. Einer umarmt und herzt den Andern, den er schon tot vermutet. Flüchtlinge von verschiedenen Corps kommen an und formen sich wieder. Ihre Kameraden fragen sie aus, hunzen sie zum Theil auch herunter. Der Ausgang ist uns beinahe versperrt, keine Extrapost ist zu haben. Die fahrende Post nach Leipzig, welche künftigen Dienstag fortgeht, ist noch nicht festgehalten und jetzt unsere einzige Hoffnung.

Den 13ten. Ein Verwundeter, der eine Kugel im rechten Bein hatte, noch von Saalfeld her, erzählte, die Baiern wären immer voran gewesen und hätten gerufen: Ihr dummen Hunde! Kanonen, alles sei verloren gegangen. — Spatziergang mit Goethe und dem Major Hinrich neben dem großen Lager. Der König steht jetzt hier mit 95 000 Mann; die Großfürstin ist fort nach Altstädt, gestern schlugen die Sachsen bei Jena ein Lager auf. So weit wir über die Berge umher sehen konnten, standen Zelte; die Soldaten kochend Kohl und Kartoffeln, andere Holz umhauend aus den Alleen, andere Ochsen oder Kühe schlachtend, die nachher stückweise auf Pfählen ins Lager getragen wurden. Marhketenderinnen mit Branntwein und Kaffee, Feldwachen, Hauptwache, Kavallerieregimenter defilirten vorbei, ringsherum stieg Rauch aus dem Lager herauf. Es war ein schöner Herbsttag. Goethe ist ein ansehnlicher Mann, herrliche Augen; doch schien sein Gemüth niedergedrückt durch die kritischen Umstände. Gestern zerschlugen ihm die Soldaten die Fenster und Meubel in seinem Gartenhause. Heute heißt es, seien bei dem Bäcker die Laden eingeschlagen, weil nicht Brot genug da war. An Butter fehlte es schon gestern, auch heute morgen. Nach-

mittags brach das ganze Lager auf, man trommelte auf den Straßen, und in einer Viertelstunde waren die Soldaten, die hier in Garnison liegen, auf dem Markt versammelt und nach noch einer Viertelstunde giengs fort. Der König mit der ganzen Suite war eine Stunde vorher abgereist. Abends sah ich schon zwei Pferde, die gestürzt waren, auch rückten wieder Soldaten ein. Großes Getümmel auf dem Markte die Nacht durch. — Fanchon oder das Leiermädchen wurde im Schauspielhause gegeben; Dirzka als Abbé, Wolf als Husaroffizier und Unzelmann als Savoyarde und Genast als Tapezier zeichneten sich durch ihr braves Spiel recht sehr aus. Die Silie war wieder allerliebst. Das Stück scheint mir indessen zu französisch, d. h. zu sehr auf den französischen Charakter gestützt zu sein, als daß es in Deutschland befriedigend könnte dargestellt werden.

Den 14ten. Der schrecklichste Tag meines Lebens. Vormittags eine Schlacht einige Stunden von hier. Man hörte die Kanonade sehr deutlich — bum! bum! So ging's unaufhörlich. Im Garten hörte ich auch das Musquettenfeuer, das ich vernahm wie ein starkes Trommeln. Verwundete wurden eingebracht, einzelne kamen geritten. Einzelne Kuirassirs und Soldaten brachten auch französische Pferde und Gefangene mit ein, doch sah ich höchstens 16 von ihnen. Die Gerüchte wechselten beständig. Zuerst hieß es, die Franzosen wären total geschlagen, doch etwa um 1 Uhr änderten sich die Aspecten. Das Gerücht, daß 6000 französische Gefangene eingebracht würden, veränderte sich plötzlich in die Nachricht, die Franzosen kommen hierher. Alles retirirte, erst einige Husaren, dann die Bagagewagen, zuletzt noch die übrigen Kavalleristen und einige Infanteristen, Verwundete jagten fort. Gegen 4 Uhr näherte sich der Kanonendonner, zwischen 4 und 5 Uhr war er auf einmal ganz nahe, die Kugeln pfiffen heulend über uns weg. Oehlenschläger und ich retirirten in den Keller, Bröndstedt nur eine kleine Weile — doch war es bald vorbei. Um 6 Uhr rückten französische Husaren in die Stadt. Sie waren sehr artig. Ein junger preußischer Officier lag schwer verwundet in der Gaststube, die linke Hand war ihm gequetscht, er stirbt sicher, nur 20 Jahr alt, von Breslau, von

reichen Eltern, namens Hautcharmoix. Kaum waren wir wieder etwas beruhigt, so setzte uns gegen 8 Uhr eine starke Feuersbrunst in der Stadt in einen nicht geringen Schrecken. Bonaparte wird morgen früh erwartet. Der Wirt im Elephanten war beinahe außer sich vor Angst; wenn ich nur Dich behalte, sagte er zu seinem Söhnchen.

Den 15ten. Bonaparte ist hier, Murat soll zuerst in die Stadt gedrungen sein. Seit 9 bis 10 Uhr bis gegen 3 Uhr war ein unaufhörlicher Durchmarsch, besonders von Kavallerie, welche sehr schön oder vielmehr schreckenerregend aussah. Lannes, Augereau sind hier, Berthier's Equipage kam um 4 Uhr an. Das Feuer brannte bis zu diesem Mittage; es soll beinahe eine ganze Straße abgebrannt sein. Ein sächsischer Flüchtling fragte heute nach dem Wege ins Gebirge, man antwortete, man wisse es nicht; nun, fuhr er fort, dann den Weg dahin, wo keine Franzosen sind. Bei der letzten heftigen Kanonade flogen 3 Kugeln in die Esplanade, eine in das Dach des Hauses neben der Schillern, sie kommen von den Preußen, die noch einen Versuch machten sich zu halten. Ihre Armee soll gesprengt sein.

Den 16ten. Hin und her noch Plünderung, Exekution deshalb. Der Schwiegervater des Wirth's auf 6000 Rchstlr. Schon den 15ten kamen einige Hundert preußische Gefangene hier an, so in der Kirche einquartiert, heute gewiß an etwa 1500 oder 2000. Die Nacht zwischen dem 14ten und 15ten war das Plündern am schlimmsten. Marodeurs bei Goethe, setzten ihm eine Bajonette vor die Brust. Wieland kriegte gleich eine Sauvegarde. Uns retteten in der ersten Nacht unsere Husaren. Am 2ten Tage logierte hier schon Augereau und in der 2ten Nacht Berthier. Heute wurde die Ruhe endlich völlig wiederhergestellt; es ist ein Major de place ernannt und die Polizei wieder organisirt. Ich habe nun denn auch das Bivouaquiren gesehen; sie zündeten Feuer auf dem Markte, im Park etc. an und lagern da herum. Mit einer solchen Schnelligkeit, Ausdauer in Strapatzen und Glauben an Napoleon sind sie unüberwindlich. Die Armee soll 180000 Mann stark sein und doch kam ein großer Teil davon hier durch ohne Bagage. Diese war erst beim Generalstabe und ist geradezu nichts gegen die

der Preußen und Sachsen. Nach den Berichten der Flüchtlinge und Gefangenen ist die Schlacht am Jenaer Schneckenberge, nicht weit von Iserstedt angegangen und hat sich bis nach den Höhen bei Weimar ausgedehnt. — Hier unten an der Mühle lagen heute noch ein paar erschossene Preußen, und eine von den in die Stadt geschossenen Kugeln hat man hier heute gefunden, etwas größer als eine halbe Hand. — Es ist in diesen Tagen göttliches Wetter, aber sehr kalt.

Den 17. October. Alle Wege sind wieder offen, es fehlt nur an Pferden. Ich machte heute Bekanntschaft mit dem alten Schwabe, dem Herausgeber des Phädros; er ist recht jovialischen Aussehens. Sein Phädros und sein Kohlgarten sind seine Lieblings-Themata. Er gab mir einen Gruß an Haase in Paris mit, seinen ehemaligen Schüler hier aus dem Gymnasium. Schwabe hat in 15 Jahren seine ganze Muse für den Phädros verwandt. — Die Ruhe ist nun ganz und gar wiedergekehrt, alle Franzosen sind weg bis auf ein Regiment, das als Garnison zurückbleibt.

Den 18ten. Die Stadt wird immer ruhiger. Der preußische General Schmettau wurde mit militairischen Honneurs begraben. Ein schöner Trauermarsch, es war als ob Deutschland zu Grabe getragen würde.

Den 19ten. Feldmarschall Möllendorf ist hier, gefangen, 84 Jahr alt. Trauriges Schicksal der preußischen Officiers, nichts als Brod, ohne Geld, dünn gekleidet, müssen sie nach Würzburg marschieren. Heute wurde Goethe mit der Mamsell Vulpius in der Stadtkirche öffentlich getraut. — Proclamation wurde verlesen, daß sich die Bürger wieder ruhig mit ihrem Gewerbe beschäftigen könnten, jeder Franzose müsse bezahlen, was er verlange. Sogleich lebte alles von neuem auf, man fing an die Läden wieder zu öffnen, die Dirnen sammelten sich wieder auf den Straßen p. p.

Den 20sten. Ich sah heute den Satyrikus Falck, ein breiter Schwätzer.

Den 21sten. Abends und die ganze Nacht bis zum 22sten kamen Wagen mit französischen Verwundeten hier an, es waren ihrer so viele, daß die Blessierten nicht alle unterkommen konnten, sondern des morgens am 22sten

lagen noch viele außen vor dem Schauspielhause unter freiem Himmel auf Stroh.

Den 23sten. Wir besuchten heute den alten Wieland, er ist schon einige siebenzig Jahr, indeß doch bei guter Gesundheit, nur wünscht er in der Schweiz zu sterben. Er schrieb sehr passend »fuimus Troes« in Oehlenschlägers Stammbuch. Aus »Wilhelm der Eroberer« von Friedrich Kind sah ich heute, daß dieser Wilhelm am 14. October 1066 eine Schlacht in England gewann, die ihm den Besitz des Reiches verschaffte.

4. BERNHARD v. BESKOWS ERINNERUNGEN AN GOETHE. 1819.

Mitgeteilt von L. BOBÉ.

In Weimar angelangt, zögerten wir natürlich nicht, die uns von Freifrau von Helwig an Goethe mitgegebenen Briefe abzuliefern. Am folgenden Morgen kam ein Diener zu uns, der uns mitteilte, daß »S. Exzellenz« uns um 11 Uhr denselben Vormittag zu sehen wünschte. Wie sehr es mich auch nach dieser, wie mir dünkte, merkwürdigen Stunde meines Lebens verlangt hatte, fühlte ich mich doch ganz schüchtern bei dem Gedanken an eine tête à tête mit Goethe. Ich musterte in meinem Kopfe alle dienstbaren Gedanken, die mir jetzt invalider als sonst erschienen. Überdies wollte die Sprache sich nicht fügen, und Goethes Äußerung von sich, daß er nur das Verdienst besäße, *gut* Deutsch zu schreiben, ermunterte mich eben nicht. Zuletzt ließ ich alle grübelnden Vorbereitungen fahren, welche gewöhnlich auch, wie die Beredsamkeit der Abderiten, selten die Eigenschaft besitzen, recht angebracht zu sein, und mit dem Ausruf Falstaffs als er die Flucht nahm: A plague of all cowards, setzte ich mich in die Mietskutsche.

Es war gleichwol, als wären wir in eine andere Welt entrückt, wie wir in seine Wohnung eintreten, und ich vergaß alle kleinlichen Gedanken um das zu betrachten, was mich umgab. Flur und Treppen waren mit Bildern nach antiken Mustern geschmückt. Vor dem Eingang zu

Goethes Zimmer steht mit großen Buchstaben der Gruß der Alten: Salve! Wir warteten einige Augenblicke in einem Vorgemach. Auf dem Tische sah man Antiken und Vasen, auch die Wände waren mit Gemälden und Handzeichnungen geschmückt, unter welchen einige von ihm selbst. Während ich ein Portrait in Öl von Winkelmann betrachtete, öffnete sich die Tür, und Goethe trat ein. Er empfing uns mit der zuvorkommendsten Artigkeit, und nachdem wir Platz genommen, wurde die Unterhaltung fortgesetzt meist über literarische Sachen und die Bühne. Jede denkwürdige Begebenheit auf dem Gebiete der Literatur in allen Ländern Europas ist ihm bekannt, er folgt den Momenten der intellectuellen Entwickelung mit rastloser Aufmerksamkeit, und mit Recht singt Oehlenschläger von ihm:

Denn gleich der Zeit hebt er sein großes Auge
Auf alles was da lebt und sich entwickelt.

Gleich beim ersten Anblick glaubt man einen König von Natur zu schauen. In seiner Jugend war er ein Apoll an Schönheit, nun hat sein Antlitz, die majestätische Stirn, das feurige Adlerauge und die zugleich stolze und milde Herrschermine den Ausdruck eines weltgebietenden Jupiterkopfes angenommen. Seine stattliche Gestalt ist kaum merkbar von den Jahren gebeugt, und obgleich er seine siebzig Winter erreicht hat, scheint er noch von der Kraft und Wärme der Jugend erfüllt zu sein. In seinem Verkehr merkt man den vollendeten Hofmann und Weltmann, erhaben durch die Überlegenheit des Geistes. Das ceremonielle, zurückhaltende und ministerartige das man seinem Wesen anmerkt ist begründet in seiner Stellung, da er ein Menschenalter hindurch in Gemeinschaft fast mit allem gelebt hat, was Europa großes und ausgezeichnetes besitzt, wie er auch als Geheimer Staatsminister den höchsten Rang im Staate inne hat, und diese seine Art harmoniert mit seinem imposanten Äußeren. Weit davon entfernt, gekünstelt zu sein, scheint dies Wesen ihm ganz angeboren zu sein. Es ist außerdem leicht erklärlich, daß er sich den meisten, besonders unbekannten Fremden gegenüber nur mit einer gewissen Vorsicht äußern kann, da er so oft den

Fall gehabt hat, seine Worte, bisweilen halbverstanden und entstellt, in Reisebeschreibungen und Zeitungen wiedergegeben zu sehen. Übrigens ist die Art seiner mündlichen Mitteilung ebenso klassisch wie sein Stil. Wenn man ihn sprechen hört, findet man seine Poesie wieder, eine reine und klare Weltanschauung, eine Würde voll Behagen, eine tiefe Ruhe und freundliche Heiterkeit. Mit Leichtigkeit geht er von dem einen Thema auf das andere über, mischt, ehe er schließt, gewöhnlich eine Hauptreflexion ein, die über das Ganze Licht verbreitet, verbindet es auf eine angenehme Art mit dem vorhergehenden und leitet daraus ein neues Gesprächsthema ein. Als wir Abschied nahmen, sagte er: Wir sehen uns heute Abend bei meinen Kindern. Goethes Privatleben ist ebenso glücklich und sonnig wie seine schriftstellerische Laufbahn gewesen. Sein häuslicher Frieden wird vom Sohne und dessen Enkeln verschönert. August v. Goethe ist verheiratet mit Ottilie v. Pogwisch, einer ausgezeichneten, interessanten und liebenswürdigen Frau, angebetet von ihren Freunden und von allen hochgeschätzt. Von ihnen erfuhr ich, daß die Familie Goethe eigentlich aus Schweden stammt, woher der Stammvater der deutschen Linie ausgewandert ist. Von welcher Provinz wußten sie nicht. Dies ist mithin der erste Dichtername schwedischen Ursprungs in Deutschland. Der zweite ist Matthisson. Auf Goethes Einladung fanden wir uns Abends bei seiner Familie ein. Ottilie liebt sehr die Musik. Die schwedischen Volkslieder interessierten sie besonders, und ich mußte ihr versprechen, die von Geijer und Afzelius herausgegebene Sammlung zu schicken.

Übersetzt aus dem Schwedischen nach Bernhard v. Beskow, Wandrings-Minnen 1833, S. 84—86, 90. Sein Besuch in Weimar fiel in die letzten Tage des Novembers. Goethe schenkte Beskow einen Weimar den 24. Nov. 1819 datierten Abdruck seines Gedichtes Die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern, facsimiliert als Beigabe zu Beskows Buch. Eine wenig geänderte Darstellung seiner Begegnung mit G. giebt B. auch in der Zeitschrift Skandia, Tidsskrift för vetenskap och konst. Upsala 1833, 147 ff. In Goethes Tagebuch (Werke, 3. Abth. VII, 814) für den 21. Nov. 1819 sind als Besucher angeführt: Zwey Schwedische Reisende, für die entfallenen Namen eine Zeile im Text freigelassen. Vgl. Gespräche mit Goethe IV, 17; V, 287.

Bernhard von Beskow, schwedischer Schriftsteller, war 1796 geboren, gab 1818—19 seine ersten Gedichtsammlungen heraus, in welchen er sich als Epigon der akademischen Leopoldschen Schule und von Tegnér beeinflußt zeigt. 1819—21 und 1827—28 machte er große Reisen und gewann dadurch Bekanntschaft mit den meisten berühmten Männern seiner Zeit, war später Privatsekretair und Hofmarschall des Kronprinzen Oskar von Schweden, ward geadelt und endlich baronisiert. Er schrieb auch mehrere vaterländische Dramen, die mit Bezug auf Stil und Diktion an Schiller, den er sehr verehrte, erinnern (Erik XIV, 1827; Torkel Knutsson 1836). 1831—32 war er Theaterdirektor, von 1834 bis zu seinem 1868 erfolgten Tode spielte er als Sekretär der schwedischen Akademie eine hervorragende Rolle.

5. AUS SESENHEIM.

Mitgeteilt von Erich Schmidt.

Durch die Güte der Freifrau Elisabeth von Lipperheide ist mir ein Stammbuch vorgelegt worden, das der hessendarmstädtische Geistliche Aulber aus Buchsweiler 1786 zunächst seinen Kommilitonen in Gießen überreicht hat. Ihre freundschaftlichen, bisweilen burschikosen Einträge, Prosa und Verslein, erregen kein Interesse, doch nach dürftigen Ernten in der unterelsässischen Heimat führt uns der Weg nach Sesenheim. Einzeichnungen vom 25. Juli, 28. September, 1. October und 16. Dezember 1787 beweisen häufigen Verkehr, der auf gemeinsames Studium mit Christian Brion in Gießen zurückgeht. Am 14. October starb der alte Pfarrer Brion. Drei seiner Kinder haben ihren Schmerz auf diesen Blättern bekundet. Zunächst mit feiner Hand der Sohn, Goethes »Moses«:

»Thränend war mein Auge, als ich den treuen Greiß verließ dem ich Stütze in seinem Alter seyn sollte. Es hörte auf zu weinen sobald ich dich kannte und liebte. Es weint von neuem, als blasser Tod dir und mir den Redlichen entriß, und unsre keimende Freundschaft, durch Entfernung — vielleicht in bloßes Wortspiel verwandelte.

Rothau

Im *November* 1787.

Wer kan dies schreiben? — Niemand als Dein *Brion*, Pfarrer der französischen Gemeinde Rothau — etc.«

In viel kräftigeren Zügen schreibt Friederike:

»Der Todt der mir den besten Vatter raubte — und mit ihm ruhe und glück, der trennte auch uns frühe wieder, aber deswegen wird sich doch späte noch mit dankbarem Herzen Ihrer Freundschaft errinnern

Ihre

Sessenheim wahre Freundin

d. 16t. *Dec.* 1787 Frideriek [so] Brion.«

Auch Sophiens Handschrift ist fest und charakteristisch:

»unsere Bekandschaft ist neu, und traurig, möge doch unsere Freundschaft desto froher und älter werden

Sessenheim d. 16ten *Dec.* 1787

Daß ist der aufrichtige Wunsch ihrer Redlichen Freundin Sophie Brion«

Ob die vier am 28. September eingetragenen Verse von der Nichte S. Gockel geschrieben sind, lass' ich dahingestellt, zumal da der Name nicht ganz deutlich ist. Aber am gleichen Tag wie eine recht ungeschickte Freundin W. Schmidt hat Lenzens »Araminta« sich eingezeichnet, über die Froitzheim (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen IV, 1888) handelt. Er gibt auch ein Faksimile aus Lenzens Stammbuch, 1. Dez. 1774; daß sie zwanzigjährig anders schreibt als 1787, kann niemand Wunder nehmen. Das alternde Mädchen schlägt einen lustigen Ton an:

»meine naase nicht ans *eau de lavante* gewönt kan ich mich mit freuden an die glückliche stunden errinnern, wo ich in gesellschafft guter freunde, zwar offt durch deutschen Tobacks Dampf gehindert sie zu sehen, doch Ihre melodischen stimmen hören durfte, o könte diese Freude immer genüßen Ihre Freundin

Sessenheim den 25te *July* 1787. Cleophe Fibich«

Es ist kein Anlaß, von diesem Blättchen auf das wunderliche Verhältnis der Straßburger Juwelierstochter zum Baron v. Kleist und zu Lenz, der darüber Buch geführt hat, zurückzublicken, oder die Orthographie mit der Billetszene in seiner auf die Fibichs zielenden »Soldaten«-Komödie zu verknüpfen. Aber daß Cleophe, deren Beziehungen zu Brions bisher doch mehr vermutet als erwiesen waren, und Friederike uns hier nachbarlich begegnen, gibt dem Stammbuch einen erhöhten Wert.

II. Abhandlungen.

I.

GOETHES FRAGMENT: DIE GEHEIMNISSE.

VON

MAX MORRIS.

In ihren drei höchsten Vertretern nimmt die Aufklärung in Deutschland die Richtung über die Beseitigung des Irrtums hinaus auf ein sittliches Ideal und gewinnt damit eine seelenerhebende Kraft, die der Aufklärung an sich nicht eigen ist. Friedrichs des Großen bedingungslose Hingabe an den Dienst des Ganzen nimmt praktisch Kants absoluten Pflichtbegriff vorweg, und Lessing verkündet im Nathan die Botschaft von dem Völker, Stände, Confessionen in freier Liebe einigenden Menschentum.

Diese drei großen Impulse wirken nun gleichzeitig in den achtziger Jahren durch die deutsche Welt, die, im ganzen in der Arbeit der Aufklärungskultur begriffen und in vielen politischen und religiösen Einzelkreisen noch nicht einmal dahin vorgedrungen, doch in Weimar schon einen darüber hinausragenden Kulturgipfel aufwies. Die Aufnahme dieser sittlichen Ideen der Aufklärung in Weimar war nicht für alle drei die gleiche. Kants rigorose Fassung des Pflichtbegriffs und seine Anschauung von einem Streite der Pflicht mit der von Natur bösen Neigung war unvereinbar mit der Weimarischen Idee der harmonischen menschlichen Gesamtnatur, und Goethe sowohl wie Schiller haben Kants Anschauung theoretisch und praktisch überwunden. Dagegen hat Carl August unter Goethes Führung das Vorbild Friedrichs des Großen treulich nachgeahmt, soweit die bescheidenen Verhältnisse des Landes es zuließen. Und

der Feierklang von Lessings Drama fand in Weimar freudigen Widerhall. Herder schreibt dem Dichter des Nathan: »Ich sage Ihnen kein Wort über das Stück; das Werk lobt den Meister und dies ist Manneswerk.« Goethe war, wie Knebel 1780 in Pempelfort erzählte, »vor Nathan dem Weisen ordentlich prosternirt. Er werde nicht müde ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen.« Es blieb auch nicht bei der bloßen Zustimmung. In Herders »Ideen« und in den »Briefen zur Beförderung der Humanität« klingt das neue Evangelium mannigfach wieder, und ebenso ist Goethes Dichtung in den nächsten Jahren erfüllt von Klängen eines stillen, sinnenden, harmonischen Menschengefühls. Den »Grenzen der Menschheit« (1780?) willig sich fügend weist er in der Ode »Das Göttliche« (1782) dem Menschen als das ihm eigene Gebiet die Aufgabe zu: edel, hilfreich und gut zu sein. Auch in der ersten Iphigenienfassung erklingt schon dieser Ton: »Thoas. Du weißt, daß du mit einem Barbaren sprichst und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt! — Iphigenie. Es hört sie jeder unter jedem Himmel, dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen wärmt.« Goethe nennt die Dichtung später »verteufelt human«. Und im Sommer 1784 beginnt Goethe ein episches Gedicht, das die Botschaft vom reinen Menschentum in vollem Orgelklange verkünden sollte: Die Geheimnisse. Zwölf fromme Ritter, in denen Goethe nach seiner späteren Erläuterung Vertreter der verschiedenen Religionen darstellen wollte, sind hier zu einem Bunde vereinigt unter der Leitung eines Weisen, dessen Name bedeutungsvoll Humanus lautet. Der Zusammenhang dieser Konzeption und ihrer Tendenz mit »Nathan dem Weisen« ist ohne weiteres deutlich. »Nathan ist Lessings Humanus« — sagt Erich Schmidt. Im einzelnen zeigt sich dieser Zusammenhang auch in der Gestalt des Bruders Marcus, auf die doch wohl der Bruder Bonafides gewirkt hat:

> Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
> Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt.
> An Offenheit, an Unschuld der Gebärde
> Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Der Einfluß Lessings auf Goethes »Geheimnisse« reicht aber noch weiter, denn der ganze Dichtungsplan ist aus der von Lessing angeregten Discussion über den historischen Zusammenhang der Tempelherren mit den Freimaurern hervorgegangen.

Ein Jahr vor und nach dem Nathan hatte Lessing in zwei Partien seine Freimaurergespräche »Ernst und Falk«

herausgegeben. Er benutzt hier die Freimaurergesellschaft, um auf eine höhere Freimaurerei hinzudeuten, einen unsichtbaren Verein der weisen und guten Menschen gleich jenem Bunde, zu dem er am Schlusse seines Dramas Christen, Juden, Mahometaner vereinigt. Ein getrübtes Abbild eines solchen Menschenbundes sieht Lessing in der Freimaurerei, und er sucht zu zeigen, daß solche Versuche, die Schranken der Confession und Nationalität zu überwinden, sehr alt seien. »Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt . . . Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen?« Es hat nach Lessings Meinung früher Tempelherren-Orden geheißen.

Als sich die Freimaurerei zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus den Ueberresten einer mittelalterlichen Bauzunft herausbildete, versuchte man bald, ihr durch Anknüpfung an Institutionen des Altertums und Mittelalters eine imposantere Geschichte und vornehmere Ahnen zu schaffen. Zu diesen Versuchen gehört auch die Behauptung, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts wegen Ketzerei aufgehobene Orden der Tempelherren habe, insgeheim weiterbestehend, sich zur Freimaurerei entwickelt. Dieser Sage bemächtigte sich der in Paris um 1740 mit katholisch-politischer Tendenz gegründete neue Tempelherrenorden, um auf die Freimaurerei Einfluß zu gewinnen (L. Keller, Die Tempelherrn und die Freimaurer, Berlin 1905). Im vierten und fünften Gespräch von »Ernst und Falk« macht nun Lessing, durch eine irrige Etymologie verleitet, den Versuch, einen solchen Zusammenhang ernstlich zu erweisen: »Besonders waren die Masoneien der Tempelherren im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine Tempelherren-Masonei war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trotz der Aufhebung des Ordens mitten in London erhalten hatte.« Von dieser masony leitet Lessing dann die Entstehung der masonry ab.

Dieser damals weitverbreitete Glaube an einen Zusammenhang des Tempelherren-Ordens mit der Freimaurerei erzeugte ein erhöhtes Interesse an seiner Geschichte. K. G. Anton trat in seinem »Versuch einer Geschichte des Tempelherren-Ordens« (1779, zweite Auflage 1781) für die Unschuld des Ordens ein. Ihm widerspricht Nicolai in seinem »Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden und über dessen Geheimniß. Nebst einem Anhange über das Entstehen der Freymaurergesellschaft. 1782.« Nach Nicolai hat sich der Orden wirklich der Ketzerei schuldig gemacht und seine

Aufhebung war nach den Anschauungen der Zeit gerechtfertigt. Den Zusammenhang von Tempelherren und Freimaurern lehnt Nicolai einstweilen ab, da ein überzeugender Beweis noch nicht vorliege. Aber auch er sucht die Freimaurerei an eine ältere Gesellschaft anzuknüpfen, an die Rosenkreuzer. Er giebt zunächst eine ausführliche Geschichte der rosenkreuzerischen Bewegung und schildert dann Bacons in der »Atlantis« niedergelegten Traum vom Salomonischen Haus, einem großen der experimentierenden Naturwissenschaft gewidmeten Palast. »Doch fuhr diese große Idee Bacons, mit den Ideen vom Rosenkreuze vermischt, fort . . . auf die Gemüter vieler Gelehrten mit großer Kraft zu wirken.« Aus den Zusammenkünften solcher Gelehrter, die sich als Mitglieder in die Maurerzunft aufnehmen ließen, um in deren Versammlungshaus ihre Forschungen zu treiben, leitet er die Freimaurerei ab.

Gegen Nicolais Buch richtete Herder im Teutschen Merkur (März, April, Juni 1782) seine »Briefe über Tempelherren, Freimäurer und Rosenkreuzer«, worauf der Angegriffene noch im Herbst in einem zweiten Bande heftig und wirksam erwiderte, denn Herder hatte in seinem Eifer gegen den verhaßten Berliner Aufklärer einige arge Versehen begangen, die sich dieser rasch zu Nutze machte.

Goethe verfolgte diesen Streit. Er schreibt an Knebel, 21. November 1782: »Die ganze Naturgeschichte umgiebt mich wie Bakons großes Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nikolai streiten.« Aus dem Wust von getrübter Ueberlieferung und irrigen Hypothesen, aus der Staubwolke, welche die beiden Kämpfer umgab, leuchtete doch ein Gedanke hervor, der Goethe fesselte: es ist hier mehrfach von einer freieren religiösen Anschauung die Rede, die in diesen historischen Zusammenhängen sich fortgepflanzt haben soll. Schon Lessing faßt den angenommenen Zusammenhang nicht blos äußerlich: »Zum Exempel, gleich diese Verwandtschaft unter Tempelherren und Freimäurern. Es kann wohl sein, daß es einmal nötig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — aber jetzt — kann es im Gegenteil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimnis macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die Tempelherren die Freimäurer ihrer Zeit waren.« Hier erscheinen also die Tempelherren als eine Vereinigung, die in dunkler Zeit eine freie, menschliche Weltanschauung hegt. Und Nicolai macht sie seinerseits zu Erben alter gnostischer Weisheit: »Ob ich gleich die gänzliche Uebereinstimmung der geheimen Lehre der Tempelherren mit den so sehr ver-

schrieenen Gnostikern habe zeigen müssen, so will ich doch keinen von beiden verdammen. Der Gnostiker, der durch Reinigkeit des Herzens in den Schoß der Gottheit zurückkehren zu können glaubte, der Tempelherr, der durch seine geheime Taufe der Weisheit ein Freund Gottes zu seyn glaubte, und auf ihn traute — beide können nach jedem System der Rechtgläubigkeit Ketzer und schlimme Ketzer seyn. Aber verdamme sie jeder hartherzige Rechtgläubige, ich nicht.« Herder wiederum leugnet den Zusammenhang der Tempelherren mit der Gnosis, aber er knüpft ihre Lehre an die Sekte der Katharer an, die gegenüber kirchlicher Entartung die Rückkehr zur reinen Lehre Jesu forderten: »[Die Sekte] hatte sich ausgebreitet und breitete sich fort; ja sie läuterte sich eben, indem sie verfolgt ward. Der Manichäische Sauerteig, aus dem sie hervorgegangen war, blieb allgemach zurück: neben den Albigensern wurden reinere Waldenser und jedermann weiß, daß aus dem Winkel der provencalischen Sprache so wie die Morgenröthe der Dichtkunst, der Philosophie, der schönern Sprache, so auch der gesunden Vernunft und Aufklärung in Religionssachen hervorging, die sich nachher in so viele Länder Europens fortgebreitet. . . Ich wills glauben, daß in einem so großen Orden, wo viel wackre Glieder waren, vielleicht auch aufgeklärte Glieder gewesen: es kann beinahe nicht anders sein, als daß ihre lange Bekanntschaft mit den Saracenen, vielleicht auch in einigen Ländern Europens mit den Albigensern, Stedingern und wie die Ketzer weiter genannt wurden, die Begriffe mancher Ritter geläutert und über den Pöbel der herrschenden Kirche erhoben habe . . . Es mag also auch sein, daß, hie und da, freie Grundsätze im Orden gewesen . . . so werden die Tempelherren damit keines Weges Gnostiker, sondern, wenn man die Supposition zugiebt, Manichäer, Albigenser, Theilnehmer der Ketzer-Secten.«[1]

[1] Da Goethe seinen Dichtungsplan mit Herder mündlich besprochen hat (»jenes versprochene Gedicht«), so dürfen wir auch den folgenden im Druck fortgebliebenen Schluß von Herders viertem Brief (Suphan 15, 626) anführen, worin die angebliche templerische Geheimlehre eines reineren Christentums noch deutlicher ausgesprochen wird: »Aber wie? wenn sie [die Tempelherren] eben deswegen schuldig an diesen Ketzereien gewesen wären, weil diese so verbreitet, so ununterdrückbar, von so guten Leuten vorgetragen und wirklich die Morgenröthe der gesunden Vernunft und Reinheit auch in der Religion waren? Wie, wenn sie, die von den Saracenen in Orient die Einheit Gottes gelernt, jetzt in Occident von den Albigensern Reinheit des Christenthums, gesunden Eklekticismus in der Religion lernten . . . ? Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurtheile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahrste

Aus dieser Menge widerstreitender Meinungen und Vermutungen erhob sich für Goethe das Bild einer von Sekten und geheimen Gesellschaften zu den Tempelherrn und weiter zu den Freimaurern übertragenen reineren und freieren religiösen Überlieferung. In diese Kette hatte nun Nicolai noch die Rosenkreuzer eingefügt. Wieder eine geheime Gesellschaft, die sich den Besitz verborgener Urweisheit zuschrieb und deren Name sich dem Dichter zu herrlichster Symbolik anbot. Ihrem Urheber Johann Valentin Andreä brachte man gerade damals in Weimar ein lebhaftes Interesse entgegen. Herder erneuerte durch den Abdruck einzelner Parabeln und Gedichte Andreäs Andenken und plante, ihm in einer Auswahl aus seinen Schriften ein Denkmal zu errichten, Carl August und Knebel lasen ihn, und Goethe zitirt einmal ein schönes Gedicht aus Andreäs »Chymischer Hochzeit Christiani Rosenkreutz.« Andreä trug sich sein Leben lang mit dem Plan, eine religiöse Gesellschaft wackerer und weiser Männer zu stiften, die eine Neugestaltung des wilden und rohen Zeitwesens herbeiführen sollte. Er hat den Traum einer solchen Reform in seinen Büchern »Civis Christianus«, »Christianopolis« u. a. niedergelegt. Zum Urheber der Rosenkreuzerei ist er nur unfreiwillig geworden, durch zwei Schriften, worin sich solche Weltverbesserungspläne in einer geheimnisvollen, närrischen Einkleidung finden und die auch vielleicht satirisch gemeint waren: »*Fama fraternitatis* des löblichen Ordens des Rosenkreuzes«, (1614) und »*Confessio fraternitatis roseae crucis*« (1615).[1] Darin wird von einer angeblich schon bestehenden Gesellschaft der Rosenkreuzer erzählt, deren Zweck die wahre Philosophie sei und die über die tiefsten Geheimnisse verfüge. Diese Schriften gaben nun Anlaß zu der rosenkreuzerischen Bewegung des 17. Jahrhunderts, die wir hier nicht zu verfolgen haben. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts tauchten dann die neuen Rosenkreuzer auf, die sich als Erben jener älteren Gesellschaft aufspielten und von deren mystischem Unfug der Nachfolger Friedrichs des Großen sich betören ließ. Sie behaupteten, im Besitze der wahren Freimaurerei zu sein und fanden auch Glauben. Nicolai folgt also mit seiner

---

aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurtheilen unabhängige Tempelloge, die edle Masonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche.«

[1] Es ist übrigens unsicher, ob diese beiden anonymen Schriften wirklich von Andreä herrühren.

Hypothese ebenso wie Lessing mit der seinigen einer verbreiteten Zeitmeinung.

Alle diese vermeintlichen Zusammenhänge sind historisch ganz unbegründet. Die Tempelherren haben in Wirklichkeit keine reinere Form des Christentums als Geheimlehre besessen. Die Rosenkreuzer sind niemals eine organisierte Gesellschaft gewesen, und die Einzelnen, die sich so nannten, waren Narren oder Betrüger, in deren trüben Schriften das schöne Symbol des Rosenkreuzes gar keine Spiegelung findet. Und die Kette eines von den Tempelherren zu den Rosenkreuzern und von diesen zu den Freimaurern fortgepflanzten Geheimbundes zur Pflege eines von Vorurteilen freien Menschentums ist eine Fabel. Aber Goethes Poetenblick sieht hier Ahnungen und Träume von einem reinen menschlichen Erbgut, das von weisen Männern durch finstere Zeiten im Stillen bewahrt und den Nachkommen überliefert wird, und er gründet darauf den Plan einer Dichtung. Die drei Gesellschaften, welche die hohe Lehre einander durch die Jahrhunderte zugereicht haben sollen, stellen sich ihm, da sie also historisch zusammenhängen, als e i n e ideelle Gesellschaft dar, die von jeder der drei ein entscheidendes Merkmal bewahrt hat. Das sind »die Geheimnisse«, die sein Epos darstellen soll. Er dichtet sich also einen geistlichen Ritterorden, der unter dem Sinnbilde des rosenumwundenen Kreuzes die historisch hart neben und gegen einander stehenden Religionen zu einem freien harmonischen Menschenbunde unter Führung des Christentums vereinigt.

Von den Tempelherren[1] hat Goethe außer dem Gesamtrahmen eines geistlichen Ritterordens noch einige Einzelzüge hergenommen. Wenn bei der Gesellschaft der »Geheimnisse« im großen Kapitelsaal über jedem der dreizehn Stühle ein Schild hängt, so wirkt hier wohl eine Stelle in Herders »Briefen über Tempelherren, Freimäurer und Rosenkreuzer« nach (Merkur, April 1782 S. 64): »Als Heinrich III. von England den König von Frankreich besuchte, und sich daselbst, seines großen Gefolges wegen, den Tempelhof dieses Ordens zur Residenz wählte, ,hingen

[1] Nicolai stellt die Tempelherren als Erben alter gnostischer Weisheit dar und spricht in seinem Buche I 125 von den gnostischen Äonen. In einer für die »Geheimnisse« gedichteten, aber schließlich in den Text nicht aufgenommenen und erst 1820 in »Kunst und Alterthum« gedruckten Strophe macht sich Goethe diesen gnostischen Begriff der Äonen als der Emanationen Gottes zu eigen, die in den verschiedenen Weltaltern gestaltend wirksam sind:

Aus Gestern wird nicht Heute; doch Äonen
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

im großen Saal desselben an allen vier Wänden Schilde, so viel ihrer nur Raum hatten.' Der Orden vergaß also wenigstens in der Auszierung seines Hofes nicht, daß er ein kriegerischer Ritterorden sei. Und sollte ers in der geheimen Kapitelstube vergessen haben?«

Die Erinnerung an die Taten und Leiden der Tempelherren in Palästina klingt in Goethes weiterer Schilderung nach:

Die Seele kann sich hier gar vieles bilden:
Ein Gegenstand zieht von dem andern fort,
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze sieht man hier und dort;
Die Waffen, wie man sie von Schlachtgefilden
Auflesen kann, verzieren diesen Ort;
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, seh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Stärker noch und deutlicher ist der Hinweis auf die Rosenkreuzer. Von ihnen gewinnt Goethe das Symbol seiner Gesellschaft:

Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?

Hier ist nicht etwa an Luthers Petschaft gedacht, das eine weiße Rose mit Christi Kreuz zeigt, sondern wirklich an die Geheimgesellschaft der Rosenkreuzer. Caroline Herder schreibt am 12. September 1788 ihrem Gatten nach Italien: »Abends (7. September) nach Kochberg im Mondschein. Goethe sagte das Gedicht über die Rosenkreuzer.« Diese Tendenz der »Geheimnisse« hat Caroline Herder nicht aus den zwei Stanzen herausgehört, worin von dem Symbol des rosenumwundenen Kreuzes die Rede ist, ihre Bezeichnung ruht vielmehr auf älteren Gesprächen Goethes mit dem Herderschen Ehepaar über seinen Dichtungsplan. Das erste Zeugnis, das wir über die »Geheimnisse« haben, ist ein Brief an Herders vom 8. August 1784: »Da wir hier liegen bleiben, machte ich gleich einen Versuch, wie es mit jenem versprochnen Gedicht gehen möchte.«

Während in der rosenkreuzerischen Bewegung die crux rosea nur eben als ein Name verwendet wird, stellt sich das rosenumwundene Kreuz bei Goethe als ein Symbol dar, worin die Versöhnung von Griechen- und Nazarenertum, von Schönheit und Heiligung sich malt.

Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Mit der italienischen Reise beginnt hier eine Umkehr. In den römischen Elegien und in der Braut von Korinth

bietet Goethe allein die Rosen und in den venetianischen Epigrammen und im »Winckelmann« bekennt er sich ausdrücklich zu dieser Gesinnung. Mit einer letzten Wendung strebt er dann in den Wahlverwandtschaften, in den Wanderjahren und am Schlusse der Faustdichtung wieder zur Vereinigung von Kreuz und Rosen.

Nun die Freimaurerei! Ihre Tendenz drückt sich vor allem in dem Namen des Mannes aus, »der alle hier verbündet«: Humanus. Als eine Aufgabe der Freimaurerei bezeichnet Lessing: »jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen«, und als ihr Grundgesetz: »jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.« Außerdem weist noch ein kleiner Einzelzug dahin, nämlich die freimaurerische Formel »verbundne Brüder« (Vers 293), die Goethe auch in seinem Logenliede »Verschwiegenheit« verwendet.

Nicht von Tempelherren, Rosenkreuzern oder Freimaurern insbesondere, wohl aber allgemein von den Bräuchen geheimer Gesellschaften hat Goethe die Form entnommen, wie Bruder Marcus sich bei der Gesellschaft der »Geheimnisse« einführt:

> Er sagt, woher er sei, von welcher Ferne
> Ihn die Befehle höh'rer Wesen senden.
> Man horcht und staunt. Wie man den Unbekannten
> Als Gast geehrt, ehrt man nun den Gesandten.

Die Terminologie der geheimen Gesellschaften hören wir auch in den Versen:

> Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
> Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
> Geliebt es dir, so magst du dich bereiten:
> Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
> Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
> Und scheinst mir wert, ins Innerste zu kommen. —

Wir haben zunächst Goethes Plan allgemein aus den litterarischen Anregungen entwickelt, woraus er erwachsen ist, und dann versucht, diesen Aufbau durch Einzelnachweise zu stützen. Freilich sind sie etwas dürftig, aber mehr als einige vorbereitende Andeutungen des Planes können wir in den wenigen ausgeführten Stanzen nicht erwarten, die ja nur den Anfang des Anfangs darstellen. Eine solche Andeutung haben wir nun auch in den Versen:

Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah;
Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

Besäßen wir diese versprochene Erzählung von Humanus' Geschlecht und Ahnen, so läge darin der Plan des Gedichtes klar vor uns. Jetzt müssen wir mit einem unsicheren Verfahren umgekehrt aus dem hypothetischen Plan die Ahnen des Humanus ableiten. Sein Geschlecht führt über einen Leiter der Rosenkreuzer zurück auf einen Großmeister der Tempelherren. Der Anlage und Grundidee des Planes würde es entsprechen, wenn die Kette von da weiter zurück zu den großen Religionsstiftern führte, und es ist wohl nicht zufällig, daß die drei Stanzen, worin die Wunder in Humanus' Kindheitsgeschichte geschildert werden, je ein von Jesus, Herakles, Moses erzähltes Wunder enthalten: den die Geburt ankündigenden Stern, das Würgen der Otter und das Wasserschlagen aus trockenem Felsen. So sollte der Blick rückwärts geführt werden über die Reihe der Verkünder des Göttlichen, deren gesamten geistig-sittlichen Erwerb Humanus in seiner Person zusammenfaßt und darstellt. Den Rosenkreuzer-Vorfahren des Humanus hätte Goethe wohl im Hinblick auf Johann Valentin Andreä gestaltet. —

Goethes Dichtungsplan ruht auf einer allgemeinen und übermächtigen Zeitstimmung. Die Form der geheimen Gesellschaft übte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine hinreißende Anziehung auf die Deutschen aus. Die Aufklärung stellte den Einzelnen auf sich selbst und ermutigte ihn, seine Verstandeskräfte getrost zu gebrauchen, und die mit Wunderschnelle aufblühende Dichtung zeigte ihm die Schätze seiner Seele. So empfand er nun sein Geistesleben als wertvoll und inhaltreich, und es regte sich der Drang, die Außenwelt nach den neuen Einsichten und Empfindungen umzugestalten; aber hierfür bot sich gar keine Handhabe, er fand nichts zu tun als sich stumm regieren zu lassen. Da also dem Betätigungsdrange des begabten Einzelnen ein öffentliches Leben mangelte, so suchte und fand man Ersatz in geheimen Gesellschaften, die dem gleichen Bedürfnis genügten und teilweise auch die gleichen Zwecke verfolgten wie heute die politischen Parteien und die öffentlichen Vereine. Die geheimen Gesellschaften sind eine Frucht der Aufklärungsbewegung, aber gleichzeitig befriedigten sie auch umgekehrt die Sucht nach dem Wunderbaren und Phantastischen. Schwindler, Wichtigtuer, Narren fanden hier ein weites Feld. Die

Freimaurerei und der Illuminatenbund gehören überwiegend zur aufklärerischen, die neuen Templer und Rosenkreuzer dagegen zur mystischen Richtung. Johannes Müller, der jüngere Forster, Sömmerring haben sich eine Zeit lang sehr ernstlich auf die Rosenkreuzerei eingelassen. Goethe ist 1780 in die Freimaurerloge Anna Amalia eingetreten — überwiegend aus geselligen Gründen, wie er in seinem Aufnahmegesuch offen erklärt — und er hat es auch mit dem Illuminatenwesen versucht. Sein Revers, worin er sich zur Bewahrung der Geheimnisse verpflichtet, die ihm als Mitglied des Illuminatenordens etwa bekannt würden, ist vom 11. Februar 1783 datiert (National-Zeitung 1899, Sonntagsbeilage Nr. 31).

Die dem ganzen Zeitalter eigene Überschätzung der Bedeutung und Wirkungskraft geheimer Gesellschaften spiegelt sich nun auch in der Poesie. In Goethes Dichtung erscheint die geheime Gesellschaft weiterhin noch in der Turmgesellschaft der Lehrjahre. In den Wanderjahren streift sie das Geheimwesen ab und wir haben die große Kulturgesellschaft des »Bandes«. Auch Schillers Geisterseher (1786—88), Schikaneders Zauberflöte (1791), Jean Pauls Unsichtbare Loge (1793), Hippels Kreuz- und Querzüge des Ritters A-Z (1793 f.), Jung Stillings Heimweh (1794), Wielands Agathodämon (1796 f.), Werners Söhne des Thals (1803), Arnims Kronenwächter (1817) sind aus dieser Zeitstimmung hervorgegangen. Und wenn Bahrdt in seiner »Ausführung des Plans und Zweckes Jesu« (1784—86) Jesus als Stifter einer geheimen Ordensgesellschaft mit drei Graden darstellt, worin die von den Priestern verdrängte wahre Religion im Stillen für bessere Zeiten bewahrt werden soll, so ruht diese Fratze auf dem gleichen Untergrunde wie Goethes romantisch-religiöses Epos.

»Die Geheimnisse« enthalten also ein sehr vergängliches Element: sie gründen sich auf irrige Hypothesen, die ihren Ursprung in einer politisch-sozialen Zeitkrankheit haben. Aber ein historischer Irrtum, wenn er nur nicht gegen die dauernden Formen des Menschenwesens verstößt, ist für den Poeten kein schlechteres Material als eine richtige Erkenntnis. Überdies malt sich doch auch eine Wahrheit in der falschen Annahme einer religiös-humanen Überlieferung von den Tempelherren über die Rosenkreuzer zu den Freimaurern. Spuren einer reineren Überlieferung ziehen sich wirklich durch das Mittelalter hindurch und gelangen z. B. bei Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, bei Dante, in der Tannhäusersage und in der Parabel von den drei Ringen, in den verfolgten Sekten der Katharer, Waldenser und Albigenser zum Aus-

druck. Dieses unverwüstliche sursum, das in den Wandlungen der Religionsgeschichte überdeckt, aber nicht erstickt wird, sollte aus Goethes Dichtung erklingen.

Während »Die Geheimnisse« ihre Wurzeln in das Leben der Zeit senken, steht doch ihr oberirdisches Wachstum unter der Einwirkung bedeutender Individuen. Die Dichtung ist von Lessing und Herder befruchtet. Sie ist dann in fortwährendem liebevollen Gedenken an Charlotte v. Stein entstanden, der Goethe von dem täglichen Fortschreiten seiner Stanzen treulich Nachricht gibt. Und auch dem Genius Spinozas, dessen still gefaßte Weltanschauung über diesen Jahren leuchtet, setzt Goethe an einer Stelle seines Gedichts ein Denkmal:

In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Der junge Goethe liebt es, gewichtige Lehren anderer in seine Poesie aufzunehmen und als Zitat kenntlich zu machen. So leitet er im Faustmonolog die Swedenborgs Geisterlehre enthaltenden Verse mit den Worten ein »Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht.« Ganz ähnlich ist in »Hanswursts Hochzeit« ein Spruch von Tycho de Brahe eingefügt:

Der Weise sagt — der Weise war nicht klein —:
Nichts scheinen, aber alles sein.

Und auch das »schwer verstandne Wort« unserer Stanze läßt sich wohl aufschlagen. Es steht im fünften Teil von Spinozas Ethik in der Nähe anderer tiefer Sätze, die in Goethes Gedanken und in seiner Poesie weithin nachklingen: »De potentia intellectus seu de libertate humana. — Transeo ad alteram ethices partem, quae est de modo sive via, quae ad libertatem ducit. In hac ergo de potentia rationis agam ostendens, quid ipsa ratio in affectus possit, et deinde, quid mentis libertas seu beatitudo sit . . . Hic igitur, ut dixi, de sola mentis seu rationis potentia agam, et ante omnia, quantum et quale imperium in affectus habeat ad eosdem coercendum et moderandum, ostendam.«

Gewiß finden sich ähnliche Sätze auch bei anderen Schriftstellern, aber die feierliche Einführung des »schwer verstandnen Worts« macht es wahrscheinlich, daß Goethe hier auf seinen großen Lehrer hinblickt. —

Der inneren Entstehungsgeschichte und dem allgemeinen Plan der »Geheimnisse« kann man wohl einigermaßen nachkommen, aber nicht ihrer Fabel, die Goethe reich ausgestalten und mit Episoden durchwirken wollte:

Durch Berg' und Täler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrtum sei:
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Zu Boisserée sagte er später: Die Geheimnisse habe er zu groß angefangen, wie so Vieles. Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein und alles sich nachher absichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt als die Wirklichkeit erscheinen. Auf eine äußere Anregung hin hat Goethe dann einen erläuternden Aufsatz zu seiner Dichtung geschrieben, der aber von dem Verlauf der Fabel nur wenig verrät und auch wohl Elemente nachträglicher Umbildung enthält. Wenigstens beruht die Hineinziehung des Montserrat auf einem Briefe Wilhelms von Humboldt von 1800, der sich, den Pfad zu diesem Kloster hinaufsteigend, an den Eingang von Goethes Gedicht erinnert fühlte.

Als Vorbild für Gesamtform und Stil schwebte dem Dichter außer den romantischen Epen von Ariost und Tasso besonders Wielands Oberon vor, und zu den Impulsen, die an den »Geheimnissen« bildend mitwirkten, gehört auch das neidlose Entzücken, womit Goethe Wielands Dichtung begrüßte. Die lässige Willkür Wielands in Versbau und Reimverschlingung seiner Pseudostanzen ahmt Goethe nicht nach. Seine Stanzen vermählen nach dem Vorbilde von Ariost, Tasso, Heinse in ihrem edlen Bau die Strenge des Gesetzes mit gefälliger Freiheit der Erscheinung, und so spiegelt sich auch in der Form die Harmonie des Inhalts, worin Goethe erhebende Ideen und Gesinnungen in eine anmutig und reich dahinfließende Fabel kleidet, in bewußtem Gegensatze zu Klopstocks puritanischer Strenge. Den Verlauf einer solchen in scheinbarer Willkür sich mannigfaltig verschlingenden Fabel aus einigen Dutzenden ausgeführter Stanzen auch nur zu ahnen ist unmöglich, und wir müssen uns hier bescheiden.



2.

Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes Faust.[1]

Von

Georg Witkowski.

Im Winter 1802 auf 1803 sprach August Wilhelm Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen über Goethes Faust, noch ehe der erste Teil vollständig erschienen war, folgende Worte: »Goethe hat die eigentümlichsten Anschauungen seines Genius und seines Lebens in diese Dichtung konzentriert. Faust ist einer seiner frühesten Jugendgedanken gewesen und noch immer ist er mit der Vollendung desselben beschäftigt. Bis jetzt steht das mitgeteilte Fragment wie ein unaufgelöstes Rätsel da, welches man bewundern muß, ohne die Absichten des Dichters ganz überschauen zu können. So viel leuchtet ein, daß die Darstellung geflissentlich nicht historisch ist,

[1] Die folgenden Darlegungen bildeten die Grundlage eines Vortrags in der germanistischen Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg. Am Schlusse wurde eine Resolution vorgeschlagen, die in folgender Form Annahme fand: Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer die bisherigen Ergebnisse der Forschung zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes Faust für ein wissenschaftliches Bedürfnis. Sie beauftragt Herrn Prof. Witkowski, die vorbereitenden Schritte zu tun und auf der nächsten Philologenversammlung Bericht zu erstatten.

daß außer den großen Abweichungen von den Umständen der Geschichte sehr vielfältig die neuere Zeit in Gedanken, Kenntnissen und Sitten angebracht ist. Man darf also das Gedicht auch keineswegs aus diesem Gesichtspunkte, als einen Faust nämlich, beurteilen. Es ist dies nur Vehikel und das ganze Goethes Geist selbst in einer erhabenen und fast nicht zu erschöpfenden Offenbarung.«

Gleichzeitig pries Schelling in seinen »Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums Goethes Faust als das eigentümlichste Gedicht der Deutschen. »Wer in das Heiligtum der Natur eindringen will, nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt.«

Mit diesen Aeußerungen haben die Romantiker zuerst die Bedeutung des Faust ausgesprochen und ihm die gebührende überragende Stelle unter Goethes Werken und in der gesamten deutschen Literatur angewiesen. In den Worten Schlegels sind zugleich mit klarer Erkenntnis die Schwierigkeiten angedeutet, die den verständnisvollen Genuß des großen Werkes erschweren, und die Mittel zur Lösung der Rätsel bezeichnet: der biographisch-historische Gesichtspunkt, das Verhältnis zur Faustsage, die Einflüsse des Goetheschen Zeitalters und vor allem die eigentümliche Geisteswelt, die Persönlichkeit des Dichters.

Aber die herrschende, ins Absolute strebende philosophische Richtung verschmähte diese langen, vielfältig gewundenen Wege. In seiner »Phänomenologie des Geistes« zog Hegel 1807 die Grundlinien jener Betrachtungsart des Faust, die in dem großen Werke einzig die Einkleidung abstrakter Vernunftideen suchte und jeder Einzelheit, selbst mit den gewagtesten Mitteln, symbolische Bedeutsamkeit abzuzwingen suchte.

Mit der Sense seines an Hegels Dialektik geschärften, aber selbständigen Denkens mähte Friedrich Vischer im Jahre 1839 die üppig aufgeschossenen Halme dieser ersten Saat von Faustdeutungen nieder. Mit vernichtendem Hohne schlug er auf die scheinbar so ertragreiche Ernte los und zeigte, daß sie zumeist nur leeres Stroh bedeutete. Und seitdem horchten jedesmal alle auf, wenn Vischer bis an sein Lebensende immer wieder seine Stimme erhob, um vor neuen Abwegen der Fausterklärung zu warnen, oder neue Beiträge zum Verständnis des Gedichts zu bieten. In den tiefsten Kern drang er mit unermüdetem Eifer ein wie kein anderer; aber die Erklärung der Einzelheiten, soweit sie ihm nicht diesen Kern zu umhüllen

schienen, und die Erschließung des ästhetischen Wertes des Kunstwerks war nicht seine Sache. Bekannt ist es ja, daß er den zweiten Teil von Anfang bis zu Ende unbedingt verurteilte, und wie schädlich diese Ansicht des vielverdienten, trefflichen Mannes auf das Gemeinurteil und das Verständnis gewirkt hat.

Freilich trägt er nicht allein die Schuld, daß der Faust noch so lange Zeit *als Ganzes* dem Volke Goethes ein Buch mit sieben Siegeln blieb, während der erste Teil dank der überwältigenden Macht seines poetischen Gehalts und seiner Fülle von Lebensweisheit zu immer höherer Popularität emporstieg.

Die Zeitalter des jungen Deutschlands, des Liberalismus und des Materialismus waren Goethe entfremdet, sie besaßen deshalb auch nicht die Fähigkeit, das Wesen seines größten Werkes zn erfassen.

Seit den Tagen Börnes und Menzels stand der Dichter seinem Volke fern. Das Kunstleben sank von der Höhe der klassischen und romantischen Zeit bis zu jenem tiefsten Punkte hinab, der um die Mitte der achtziger Jahre erreicht wurde. Wenn trotzdem die Faust-Literatur in dieser Zeit zu so gewaltigem Umfang anschwoll, wie ihn Engels Verzeichnis der Faustschriften bis 1884 aufweist, so konnte doch nur ganz weniges in dieser Masse als wertvolle Förderung für das Verständnis angesehen werden.

Mit unermüdlichem Fleiße trug Düntzer in seinem großen Kommentar, der 1850 und 1857 hervortrat, alles zusammen, was der Sacherklärung dienen konnte, und das »tertianermäßige« Deutsch hinderte nicht, daß diejenigen, die nach Aufklärung über das große Werk dürsteten, vor allem aus dieser nüchternen Quelle und den von ihr abgeleiteten späteren Ausgaben und Kommentaren Düntzers schöpften.

In mit Düntzer verwandtem Geiste schuf Schröer im Jahre 1881 seine Faustausgabe, aber schon berührt von jener neuen Entwickelung der literarhistorischen Wissenschaft, die Scherers mächtige Persönlichkeit begründete. Er und seine Schüler suchten vor allem die Fragen der Textgeschichte, der Quellen-Untersuchung und der höheren Kritik mit den Hilfsmitteln der exakten Forschung durch scharfsinnig ausgebildete Methoden zu lösen und erwarb sich nach allen diesen Richtungen um den Faust hohe Verdienste. Aber es ist nicht zu leugnen, daß einerseits die großen ästhetischen und philosophischen Probleme gegenüber den verhältnismäßig unbedeutenderen Einzelerkenntnissen allzu sehr zurücktraten, und daß anderer-

seits der Glaube an die unbedingte Zuverlässigkeit der Stilvergleichung und der Chronologie nicht selten auf Irrwege geführt hat. Die Hypothese des Faust in Prosa und andere, scheinbar bewiesene Annahmen sind durch spätere Funde widerlegt worden, und im ganzen kann man diese Epoche der Forschung kaum als eine für das Gesamtverständnis fruchtbare bezeichnen, soweit die Tätigkeit der *berufsmäßigen* Vertreter der Wissenschaft auf dem Gebiete der durch sie ausgebildeten Faustphilologie in Betracht kommt.

Aber gleichzeitig ist aus den Kreisen jener stillen kleinen Goethe-Gemeinde, die sich um Salomon Hirzel scharte, die erste, höheren Ansprüchen genügende Faustausgabe hervorgegangen. Sie ist das Werk Gustav von Loepers, keines zünftigen Literarhistorikers, sondern eines in inniger Liebe mit Goethe vertrauten Dilettanten im edelsten Sinne des übelberufenen Wortes. Loeper will denn auch nicht in erster Linie der Wissenschaft dienen, sondern allen denen, die gleich ihm nach jenem wahren Genuß der erhabenen Dichtung verlangen, der nur aus dem ernsten Ringen um das Verstehen ihrer Rätsel entspringen kann. Loeper hat so die beste bisher vorhandene deutsche Faustausgabe geliefert, während gleichzeitig der Amerikaner Bayard Taylor und der Däne Boyesen mit Erfolg ähnlichen Zielen zustrebten und Kuno Fischer einen fortlaufenden Kommentar ohne Beigabe des Textes lieferte, der Klarheit in der Erfassung und Behandlung der Probleme mit reifer schriftstellerischer Kunst verband.

Kuno Fischer hat sein Werk, das 1878 zuerst erschien, mit unablässiger Sorgfalt den Fortschritten der Einzelforschung folgend, bis in die Gegenwart auf der Höhe zu halten gewußt, während Loepers Ausgabe nach 1879 keine Erneuerung erfuhr.

So ist die einzige gute Faustausgabe, deren die Deutschen sich rühmen dürfen, veraltet. Denn mit der Oeffnung des Goethe-Archivs, dem Funde des Urfausts, ist für die Faustforschung und Fausterklärung eine neue Epoche angebrochen, zunächst weil die Fülle von neuem Material, die uns erschlossen worden ist, fast jede der Hauptfragen im veränderten Lichte erscheinen läßt. Wir blicken in die Entstehungsgeschichte, das innere und äußere Werden des Werkes tiefer als zuvor hinein. Neue Erklärungen bieten sich für die großen Widersprüche des Aufbaus und für so manche in der endgültigen Ausführung dunkle Stellen, die Gesamtabsichten Goethes in den verschiedenen Stadien der Faustdichtung sind klarer zu erfassen. Was bietet nicht schon das Paralipomenon 1, die Skizze des 2. Teils von

1816 und die »Antecedentien der Helena« an neuen Aufschlüssen. Alles das war vor 1887 unbekannt, und so muß alle zuvor erschienene Faustliteratur, soweit ihr Inhalt von den neuen Funden berührt wird, als veraltet bezeichnet werden. Aber fast noch einschneidender als der Einfluß dieser neuen Entdeckungen erscheint für dieses Gebiet der literarhistorischen Wissenschaft der Umschwung, der sich in der Gesamtauffassung ihrer Mittel und Ziele vollzogen hat.

Auf der Münchener Philologen-Versammlung von 1891 hat Erich Schmidt in seinem Vortrage »Aufgaben und Wege der Faustphilologie« den Anbruch der neuen Epoche verkündet.

Die Aufgaben der Faustforschung sind jetzt erweitert. Als Errungenschaft der unter Scherers Einfluß stehenden Zeit bleibt die Erkenntnis, daß alle Faustarbeit, mag sie auch mit ihrem Haupte in den Wolkenhimmel der Spekulation hineinragen, mit festen Füßen auf dem Boden der philologischen Kritik stehen muß; aber diese Kritik darf nun nicht mehr Selbstzweck sein. Sie soll, wenn sie sich tiefbohrend ins Einzelnste versenkt, doch in irgend einer Weise der Erkenntnis höherer Art nützlich sein; nur die Beantwortung der letzten Fragen, die der Faust den Lesern zu lösen aufgibt, darf sie sich nicht anmaßen. Zur Erkenntnis des Kunstwerkes bedarf es ästhetischer Behelfe, zur Erkenntnis seines Gedankengehaltes historischer und philosophischer Hilfsmittel. Sorgsam sind jene Irrwege zu vermeiden, die Kuno Fischer in seiner Schrift über »die Erklärungsarten des Goetheschen Faust« als Unkritik und Hyperkritik bezeichnete.

Erich Schmidt hat selbst in seiner Einleitung zum Urfaust gezeigt, wie diese bald vorsichtig zurückhaltende, bald weit ausgreifende neue Faustforschung zu schönen, gesicherten Ergebnissen zu führen vermag. Auf seinem Wege sind andere gefolgt, die in den zuletzt verflossenen 14 Jahren die Faustforschung weiter gefördert haben als es im ganzen vorausgegangenen Zeitraum gelungen war. Ich nenne hier nur als bezeichnende Vertreter dieser neuen Richtung Collin, Morris und vor allem Minor, dessen großer Kommentar sicher das Beste bedeutet, was wir bisher über den Faust besitzen.

Und doch bleibt nach solchen trefflichen Leistungen noch der Hauptwunsch offen, der jeden dem größten Werke unserer Dichtung gegenüber ergreift. Noch besitzen wir es nicht in einer Ausgabe, die dem wissenschaftlichen Bedürfnis genügt, ja nicht einmal in einer volkstümlichen, ausreichend erläuterten Gestalt. Was in dieser Beziehung

Harnack und Erich Schmidt im Rahmen der Meyerschen und der Cottaschen Ausgabe geleistet haben, beruht sicher auf der Grundlage völliger Beherrschung des Gegenstandes. Hier wie dort hätte der ersehnte kommentierte Faust gegeben werden können, wenn nicht in beiden Fällen der enge Raum gebieterisch eine Beschränkung auf allzu knappe Einzelerläuterungen bedingt hätte.

Weiterer Raum stand dem Amerikaner Calvin Thomas zur Verfügung, als er in Boston 1892/1897 eine Sonderausgabe des Faust mit englischem Kommentar veröffentlichte, und so ist dieses Werk eines Ausländers in der Tat dasjenige, welches man noch am ehesten heute als zuverlässig und tiefer eindringend mit gutem Gewissen empfehlen kann, obwohl auch hier gemäß der Bestimmung für ein fremdes Publikum und der etwas nüchternen Geistesrichtung des Herausgebers keineswegs die letzten Anforderungen erfüllt sind, die wir an einen populären Fausterklärer zu stellen haben.

Meines Erachtens können aber diese Anforderungen an eine populäre Ausgabe überhaupt erst erfüllt werden, wenn wir zuvor die wissenschaftliche Ausgabe von Goethes Faust besitzen, die uns bis jetzt noch fehlt. Daß wir sie so nötig wie das tägliche Brot brauchen, wird jeder zugeben, der einmal selbständig an der Faustarbeit teilgenommen oder auch nur erschöpfende Antwort auf die Fragen gesucht hat, die uns die Dichtung aufgibt.

Aus der ungeheuren Literatur, die ein Jahrhundert um das große Werk aufgehäuft hat, tönen nur die kräftigsten Stimmen im mächtigen, von Jahr zu Jahr lauter anschwellenden Chorus hervor, und doch ist die richtige Antwort häufig nicht bei einem der Stimmführer zu finden, sondern einer der Tausende von Einzellauten gibt sie, die oft an ganz versteckten Stellen leise erklingen, um schnell von dem großen Schwall verschlungen zu werden.

Wer eine Reihe von Jahren hindurch die Faustliteratur mit aufmerksamem Blicke verfolgt, bemerkt mit Befremden, daß sich scheinbar niemand um die Vorgänger, abgesehen von ein paar allgemein anerkannten und allgemein gelesenen Büchern und Aufsätzen, kümmert. In diesem Sachverhalt liegt die Notwendigkeit und der Hauptzweck der wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes Faust. Sie hat selbstverständlich mit einer gewissenhaften neuen Revision des Textes und des gesamten Apparates zu beginnen. Diese Arbeit wird nach der verdienstvollen Leistung Erich Schmidts in der Weimarischen Ausgabe keine allzu reichen Früchte mehr bringen, aber immerhin sind den Skizzen und den Paralipomena doch noch hier und da neue und nicht un-

wichtige Ergebnisse abzugewinnen, wie bereits die Erfahrung gezeigt hat. Auch die graphische Darstellung des handschriftlichen Befundes, die oft von erheblicher Bedeutung ist, muß über die etwas primitiven Darstellungsmittel der Weimarer Ausgabe hinausstreben.

Hier handelt es sich um eine Aufgabe, wie sie die klassische und neuere Philologie schon oft gelöst hat. Auch für den weiteren, wichtigsten Teil der Arbeit, den Kommentar, scheinen die früheren Ausgaben cum notis variorum den Weg zu weisen. Bei näherer Ueberlegung erkennt man aber, daß dem Faust gegenüber die Verfahren, die früher bei zusammenfassenden Erläuterungen großer Geisteswerke eingeschlagen worden sind, nicht angewandt werden können. Aus zwei Gründen. Einmal, weil die ungeheure Fülle der von einander abweichenden Erklärungen das Ideal der Vollständigkeit hier noch weniger als irgend wo anders erreichbar erscheinen läßt. Es hieße eine Bibliothek zusammenschreiben, wollte man alles, was über den Faust im einzelnen und im ganzen gesagt worden ist, in die Form des Kommentars auflösen und wieder vereinigen. Wie gegenüber jeder größeren wissenschaftlichen Aufgabe erweist sich auch hier die Richtigkeit von Rudolf Hildebrands Wort, das er mir gegenüber einmal aussprach: »Vollständigkeit ist ein Seminarbegriff.« Wer aus der Schule der Wissenschaft zur selbständigen Tätigkeit entlassen worden ist, weiß, daß dieser Begriff der Vollständigkeit nicht nur unerfüllbar ist, sondern daß auch schon das Streben darnach den Erfolg jeder umfassenderen Arbeit, die sich nicht in ein Winkelchen der Wissenschaft einschließen läßt, vereitelt.

Es kommt also darauf an, aus der gewaltigen Masse das Wertvolle herauszufinden und in einer brauchbaren Form so vorzulegen, daß alle gesicherten Resultate der bisherigen Forschung vereinigt, die Anläufe zur Lösung der noch nicht völlig bewältigten Probleme bezeichnet und die noch nicht in Angriff genommenen Fragen so weit als möglich beantwortet werden. Die Vorbedingung dafür ist die systematische Bearbeitung der gesamten erreichbaren Faustliteratur. Sie setzt sich zusammen aus den Dokumenten der Faustsage und Faustdichtung vor Goethe, aus den literarischen und künstlerischen Ueberlieferungen, die er selbst in sich aufgenommen und verwertet hat, und endlich aus allem demjenigen, was im Anschluß an Goethes Dichtung geschrieben worden ist: vollständige Kommentare, Einzelerklärungen, gelegentliche Bemerkungen in Aufsätzen, Memoiren, Briefwechseln, häufig in Werken allgemeiner Art aus den verschiedensten Wissensgebieten.

Die erste Klasse, die Faustliteratur vor Goethe, ist die kleinste, und noch dazu kommt sie für den Kommentar der wissenschaftlichen Ausgabe nur so weit in Betracht, als ein Anknüpfen Goethes an die Ueberlieferung möglich erscheint. Weit umfangreicher ist schon die zweite Abteilung, die man mit dem Namen »Goethes Lektüre« bezeichnen kann. Diese ist erst an wenigen Stellen mit Bezug auf den Faust systematisch durchmustert worden; zuerst von mir für die Walpurgisnacht, dann von Pniower, Collin und Morris nach anderen Gesichtspunkten. Es wird nicht zu umgehen sein, die gesamte Masse der von Goethe gelesenen Bücher auf Faustanregungen hin zu untersuchen, nachdem zuvor aus den Briefen, den Tagebüchern, den autobiographischen Schriften des Dichters und den Ausleihbüchern der von ihm benutzten Bibliotheken das gesamte Material festgestellt worden ist. Gewiß erscheint die Mühe, die hier aufgewendet werden muß, gewaltig, aber sie wird nicht zu umgehen sein, soll die Fausterklärung auf einen soliden Boden gestellt werden. Nur in verhältnismäßig wenigen Fällen wird sich freilich unmittelbare Entlehnung von Gedanken, Bildern, Motiven ergeben. Die Mehrzahl der auf diese Weise zu gewinnenden Belege wird nur Keime nachweisen, die, von Goethes schöpferischer Kraft befruchtet, im Faust sich entfalten. In dieser Beziehung bleibt noch das meiste und wichtigste zu tun. Was über den Einfluß Shakespeares, Swedenborgs, Miltons bis jetzt nachgewiesen ist, bedeutet nur einen ganz geringen Bruchteil der zu leistenden Arbeit. Nicht einmal so nahe zur Hand liegende Werke wie Arnolds »unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie«, Gottfrieds »historische Chronika« und Bayles »Dictionnaire historique et critique« sind in Bezug auf die Anregung, die Goethe von ihnen empfing, untersucht worden, und doch erweist sich jeder Ansatz dazu als fruchtbar. Wenn man z. B. den Artikel »Spinoza« im Bayle liest, so erkennt man ohne weiteres, daß der Dichter hier für die Gestalt des Erdgeistes entscheidende Anregung empfangen hat. Zumal für die Arbeit am zweiten Teil des Faust, besonders für die klassische Walpurgisnacht, versteht sich bei Goethes Arbeitsweise die Notwendigkeit, auf seine Quellen zurückzugehen, von selbst.

Als ein besonderer Teil dieses Arbeitsgebietes erscheint der Nachweis der Parallelen zwischen Faust und anderen Werken Goethes. Nirgends in der Faustforschung ist soviel gegen die Gebote der inneren Logik gesündigt worden, indem man wahllos Anklänge und Gedankenparallelen zusammen trug, meist in der Absicht, dadurch bestimmte chronologische Fixierungen für die Entstehungsgeschichte

zu gewinnen. Diese »Mikrochronologie« hat Erich Schmidt im Urfaust (6. Abdruck Seite XXIV u. f.) durch eine ergötzlich lehrreiche Zusammenstellung beleuchtet, aber andererseits ist auch hier noch wirklich Wertvolles unbeachtet geblieben. Ein Beispiel für viele. Eine schwierige Stelle im Paralipomenon 1 lautet: »Streit zwischen Form und Formlosem. Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form. Gehalt bringt die Form mit. Form ist nie ohne Gehalt.« Auf diese dunklen Andeutungen fällt ein helles Licht, wenn man mit ihnen die folgende Stelle aus den Materialien zur Geschichte der Farbenlehre (Weimarer Ausgabe II. Abteilung 3, 137) zusammenhält: »Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.« Und doch hat, soviel ich weiß, noch niemand auf diese Parallele hingewiesen.

Am umfangreichsten und schwierigsten wird der dritte Teil der vorbereitenden Arbeit sein: die Verwertung und Ergänzung der gesamten bisher vorhandenen Faustforschung und Faustkritik. Die bibliographische Grundlage ist durch das Verzeichnis von Engel, die Bibliographien von Strauch (im Anzeiger für deutsches Altertum) von Geiger (im Goethe-Jahrbuch), von Erich Schmidt, mir und Weißenfels in den Jahresberichten für neuere Literaturgeschichte gegeben. Aber hinter dem vorhin angedeuteten Umfang der Faustliteratur bleiben doch alle diese Zusammenstellungen von Titeln weit zurück und nicht einmal auf ihrem eigentlichen Gebiet sind sie vollständig, denn sie verzeichnen doch nur das, was sich ausschließlich oder hauptsächlich auf Faustisches bezieht und schon in der Aufschrift davon Kunde gibt. Die große Masse der Werke, die eines solchen Hinweises entbehren, bleibt unberücksichtigt, und es ist ein reiner Zufall, wenn es verzeichnet wird, daß etwa ein Aufsatz mit dem Titel »Aus dem alten Frankreich« eine beachtenswerte Deutung der Worte »der Zeiger fällt« gibt, oder daß ein Vortrag »über einen naturwissenschaftlichen Aberglauben« die Stelle vom Alraun gründlich erläutert.

Wie kann man nun dieser versteckten Fausterklärungen habhaft werden? Es wäre ein Unding, hier systematisch vorgehen und die gesamte literarische Produktion von 100 Jahren durchmustern zu wollen. Schon als Milchsack ein ähnliches Verfahren für den weit bescheideneren Kreis der vor dem Erscheinen des ältesten Faustbuches publizierten Bücher anregte, mußte die Unsinnigkeit des Vorschlags jedem einleuchten. So bleibt für die systematische Bearbeitung nur der engere Kreis übrig, der durch die vorhin

genannten Bibliographien umschlossen wird, und für alles übrige muß die gelegentliche Mitteilung aus der Lektüre als Ersatz eintreten. Ich denke mir dies so, daß ein Organ geschaffen wird, das kleinere und größere Faustfunde aufzunehmen bestimmt ist, etwa eine Erweiterung der Miscellen des Goethe-Jahrbuches, die ja bereits zum Teil einen ähnlichen Charakter tragen. Hier würden, zumal wenn der bestimmte Zweck einer großen Ausgabe gegeben ist, gewiss die Fachgenossen und auch Fernerstehende noch weit mehr als es bisher schon geschehen ist, die Aufmerksamkeit auf entlegenere Stellen hinlenken, und es könnte so durch dies Zusammenwirken vieler wenigstens ein beträchtlicher Teil des Wichtigen herbeigeschafft werden.

Nun bleibt aber noch die Frage zu beantworten, wie die vorhandene Faustliteratur systematisch durchzuarbeiten und zu verwerten sei. Ihre Zusammenfassung bleibt ohne Zweifel der Hauptzweck der geplanten neuen Ausgabe. Doch ergibt es sich schon auf den ersten Blick, daß hier jedes Streben nach Vollständigkeit nicht nur zu einem praktisch unmöglichen Umfang des Werkes führen würde, sondern daß auch die Brauchbarkeit in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe stände. Sollen wir etwa all den von Friedrich Vischer abgetanen Unsinn der ersten Erklärer wieder abdrucken, etwa anführen, daß nach Göschel der Schlüsselbund, mit dem Faust Gretchens Kerker öffnet, die falsche Selbsthilfe moralischer und intellektueller Kraft bezeichnet und das Nachtlämpchen, das er mitbringt, der nackte düstere Schein vereinzelter Vernunft ist, mit dem sie im Lichte zu wandeln vermeint? Sollen etwa dem Leser von neuem die Ohren sausen, wenn ihm folgende Stelle aus den Faustvorlesungen von Hinrichs angeführt wird:

»Als Wesen überhaupt kann Margarete deswegen die Religion nur wissen und an dasselbe glauben, insofern sie sich selbst und Alles, was nicht das Wesen selber ist, als ein Nichtiges und Unwahres weiß, so daß eben dieses ihr Wissen von dem Wesen mit dem Wissen ihrer selbst als eines Nichtigen im Gegensatz des Wesens selber verbunden ist. Also ihr Wissen des Wesens als des Wahren und das Wissen ihrer selbst als des Unwahren vermittelst ihrer Beziehung auf das Wesen, welche Beziehung der Gegensatz ihrer gegen dasselbe ist, ist Ein Wissen und deßhalb nicht ein verschiedenes Wissen, als ob das eine Wissen ohne das andere sein könnte. Dieses Wissen besteht einzig und allein in dem Bewußtsein Margaretens, welches Bewußtsein als das Wissen ihres von dem Wesen getrennten und nur in dieser Trennung von dem Wesen wissenden Gemüts u. s. w.«

Oder soll etwa die Louviersche Sphinx von neuem ihre Geistertöne hauchen? Wenn der Leser in dem Kommentar lauter solchen holden und unholden Wahnsinn zusammenklingen hörte, würde er mit Faust ausrufen:

»Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.«

Hier gilt es, auszuscheiden, was einem fruchtlosen Grübeln, einem dilettantischen Zusammenhäufen überflüssigen Materials entstammt oder was von Späteren überholt und berichtigt worden ist. Wo es sich um einfache Anführung feststehender Deutungen handelt, wird es genügen, die Belegstellen unter Nennung ihres ersten Entdeckers zu citieren, wo mehrere Ansichten einander gegenüberstehen, wird jede derselben mit ihren Hauptvertretern zu bezeichnen sein. Auch hier freilich ist dem Zweifel, was aufgenommen werden soll, vielfach Raum gegeben. Wenn Schröer Altmayers Worte in Auerbachs Keller »Sie sind vom Rheine, wie ich spüre« dahin deutet, daß der Student Faust und Mephistopheles für Weinreisende hält, so kann diese Vermutung einfach unterdrückt werden, in der Erwägung, daß der beliebte Stand der Weinreisenden in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts noch nicht vorhanden war. Wenn aber Harnack in Fausts begeisterter Schilderung des Fluges mit der Sonne V. 1076/83 unverkennbare Erinnerungen der italienischen Reise verwendet sieht, so würde ich diese Behauptung verzeichnen, weil keine positive Widerlegung möglich ist, obwohl ich nicht an sie glaube. Die Bezeichnung des Mephistopheles als Rattenfänger führt Calvin Thomas auf den Rattenfänger von Hameln zurück. Ich denke dabei wegen der Analogie der Situation nur an Romeo und Julia, 3, 1 »Tybalt, you ratcatcher will you walk?«, würde aber die Vermutung von Thomas ebenfalls verzeichnen.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß hier nur der eine Grundsatz maßgebend sein darf, alles aufzunehmen, was einem ruhigen, objektiven Urteil als möglich erscheint. Dadurch allein gelangt man zu dem Ziele, das neuerdings von dem französischen Literarhistoriker Ernst Lichtenberger angestrebt wird in seinen Aufsätzen »Le Faust de Goethe, Esquisse d'une Méthode de critique impersonelle« (erschienen in der Revue germanique Jan./Febr. 1905) und »Faust devant l'humanité« (im Goethe-Jahrbuch 1905). Lichtenberger will gleichsam durch Majoritätsbeschluß aus der Gesamtheit der Fausterklärungen objektiv richtige, allgemeine Anerkennung beanspruchende Deutungen gewinnen und bedenkt nicht, daß dieses scheinbare objektive Verfahren in Wahrheit gewaltsam und gefährlich ist.

Denn hier gilt es nicht nur die Stimmen zu wägen, was ja auch Lichtenberger mit Hilfe einer sonderbar anmutenden Skala von Zensuren versucht, sondern es muß auch die Zeit berücksichtigt werden, der die einzelnen Forscher angehören. Das ist nicht so gemeint, als wären die früheren Faust-Interpreten an und für sich weniger zu beachten. Aber es bedarf keines Beweises, daß wir jetzt die Anschauungen Goethes in ihrem Wandel und die dadurch bedingten Stilunterschiede klarer als früher erkennen, und daß dadurch auch die Einzelerklärung leichter den früher allgemein begangenen Fehler vermeidet, den Blick allzu starr nur auf die gerade vorliegenden Stellen zu richten. Die scheinbare Schwierigkeit der Auswahl erweist sich, wie ich bestimmt behaupten kann, in der praktischen Faustarbeit viel kleiner, als es von vornherein den Anschein hat, sobald der Herausgeber sich den oben angeführten Grundsatz, alles annehmbare aufzunehmen, vor Augen hält.

Vorausgesetzt, daß man sowohl die Notwendigkeit wie die von mir entwickelten Grundsätze der neuen wissenschaftlichen Ausgabe des Faust anerkennt, so bleiben doch noch als ebenso wichtig die technischen Bedingungen der Arbeit zu erörtern. Einen wesentlichen Teil der Vorarbeiten, die ganze Textkritik und auch alles, was aus Goethes eigener Hinterlassenschaft für die Erklärung zu schöpfen ist, würde am besten das Goethe- und Schiller-Archiv zu liefern vermögen. Seine ausgezeichneten, seit langen Jahren mit Goethe aufs innigste vertrauten Mitarbeiter wären die geeigneten Gehilfen des Unternehmens. Da ja die große Weimarer Ausgabe binnen kurzem abgeschlossen vorliegen wird, dürften auch ihre Kräfte, wenigstens zum Teil, wieder frei werden und die Bearbeitung des Textes und des Apparats, die allein in Weimar möglich ist, besorgen können.

Es versteht sich von selbst, daß die Sammlung des Materials nicht die Sache eines Einzelnen sein kann. Auch das längste Gelehrtenleben würde nicht ausreichen, um diesen Stoff, der unaufhörlich weiter wächst, zu bewältigen. Es muß dafür das moderne Prinzip der Arbeitsteilung angewandt werden, wie es sich beim Thesaurus linguae latinae so nützlich erwiesen hat und wie es Minor in seinem Aufsatz »Zentralanstalten für die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten« für Aufgaben aus unserem Sondergebiet angewandt sehen wollte. Es wird nicht schwer fallen, unter den jungen Germanisten Hilfskräfte zu gewinnen, die befähigt und gewillt sind, ein Paar Jahre der ehrenvollen Mitarbeit an einem großen Werke zu widmen.

Die nötige Gleichmäßigkeit der Aufnahme des Materials, die einfachen technischen Grundsätze der Verzettelung lassen sich leicht in einer kurzen Reihe von festen, klaren Leitsätzen zusammenfassen. An die Spitze des Unternehmens müßte ein anerkannter Faustforscher treten. Ihm würde die Anstellung und Überwachung der Hilfskräfte und die Auswahl und Zusammenstellung des Materials zufallen.

Diese hätte zunächst mit einer ausführlichen Einleitung zu beginnen. Ihr erstes Kapitel behandelt die Geschichte der Faustsage bis auf Goethe, berücksichtigt indessen die Entwickelung des Stoffes nur in so weit, wie es für den vorliegenden Zweck nützlich erscheint, denn eine Ausgabe von Goethes Faust hat keine zusammenfassende Darstellung der Sage und ihrer Verzweigungen zu liefern, die ja, wie Tilles verdienstvolle »Faustsplitter« beweisen, die ganze Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts durchsetzten. Auch das 2. Kapitel der Einleitung, das die Entstehung von Goethes Faust zu behandeln hat, wird mit Rücksicht auf die umfassenden und in der Hauptsache abschließenden Werke von Pniower und Gräf über diesen Gegenstand die Erörterung mancher schwierigen Einzelfragen mit einem Verweis auf die genannten Vorgänger abschneiden dürfen, wo diese zu gesicherten Ergebnissen gelangt sind. Dagegen wird im 3. Kapitel, das die Gesamtpläne Goethes in ihren verschiedenen Stadien darzustellen hat, das ganze in Betracht kommende Material vorzulegen sein, um daraus eine möglichst klare Anschauung der Idee in ihrer allmähligen Um- und Ausformung zu gewinnen. Im 4. Kapitel wird dasselbe für die einzelnen Szenen zu leisten sein und zwar so, daß hier in engster Verbindung Entstehungsgeschichte, philosophische, ästhetische und dramaturgische Erklärung Hand in Hand gehen. Das 5. Kapitel würde in eine Anzahl von einzelnen, selbständigen Exkursen zerfallen, in denen Hauptfragen zu behandeln wären, die den Kommentar allzu sehr belasten würden, z. B. der Vertrag im Himmel und die Wette auf Erden, der Erdgeist, der Name Mephistopheles, der Homunkulus, der Streit zwischen Vulkanismus und Neptunismus, Euphorion, die bildlichen Quellen für die Ausgangsszenen usw. Das 6. Kapitel behandelt die Charaktere und ihre verschiedenen Auffassungen bei Goethe und seinen Auslegern, das 7. Kapitel die künstlerische Eigenart und die Einheit der Dichtung, das 8. Kapitel Sprache und Metrik, das 9. und letzte hat eine Geschichte der Nachwirkung des Faust in der Kritik, in der späteren Dichtung und auf der Bühne zu geben.

Hieran schließt sich eine Bibliographie, die alle für Einleitung und Kommentar benutzten Werke und die für sie angewandten Siglen in alphabetischer Reihenfolge aufzählt, und dann folgt die eigentliche kommentierte Ausgabe. Diese bringt den Text nach C, darunter durch einen Querstrich getrennt die Lesarten. Kürzere Stellen aus Goethes Faustpapieren, die sich auf mehrere getrennte Partien beziehen, sind zu wiederholen, umfangreichere Stücke werden bei der ersten Stelle angeführt, zu der sie gehören. Was keinem bestimmten Ort innerhalb einer Szene oder eines Aktes zugewiesen werden kann, erscheint am Schlusse des betreffenden Abschnittes. Durch einen zweiten Querstrich getrennt werden unter den Varianten die Paralipomena abgedruckt, nach denselben Grundsätzen wie die Lesarten behandelt, nur daß hier eine Anzahl von nicht bestimmt zuweisbaren Nummern bleibt, die jedesmal am Ende der betreffenden Szene, wenn sich ihre Zugehörigkeit zu dieser erweisen läßt, abzudrucken ist. Der kleine Rest von gänzlich unbestimmbaren Paralipomena erscheint am Schlusse des gesamten Textes.

Der Kommentar, der den unteren Teil jeder Seite einnimmt, wird bei geschickter Zusammenfassung nicht so umfangreich werden, wie man zunächst annehmen möchte. Durch die genaue Quellenangabe, die mit Hilfe der Siglen sehr knapp zu gestalten ist, wird es in den meisten Fällen möglich, auf ein wörtliches Zitieren zu verzichten. Alle die Fragen, die umfangreichere Erörterung erfordern, sind bereits in der Einleitung erledigt, auf die selbstverständlich noch bei jedem in Betracht kommenden Punkt zu verweisen ist. Die eigentliche Worterklärung ist ebenfalls nicht in diesen Kommentar aufzunehmen, sondern in einem Wörterbuch zu vereinigen, das den Schluß des Werkes bildet und eine erschöpfende, wissenschaftliche Darstellung des ganzen Wortschatzes zu geben hat.

Der Umfang des Werkes läßt sich heute nur ganz allgemein abschätzen. Er wird nach meiner vorläufigen Berechnung etwa 7 Bände zu 30 Bogen im größten Oktavformat (sogenanntem Lexikon-Oktav) betragen. Wem dieser Umfang allzu groß erscheint, der möge bedenken, daß es sich hier um die würdige Publizierung eines in seiner Art einzigen Denkmals menschlicher Geisteskraft handelt, für dessen Genuß und Verständnis auf lange Zeit hinaus die Grundlage zu schaffen ist, und daß bei der Befriedigung berechtigter wissenschaftlicher Forderungen prinzipiell keinerlei äußere Bedenken zu berücksichtigen sind.

3.

Die Zeit der Entstehung von Künstlers Erdewallen und Künstlers Vergötterung.

Von

Hans Gerhard Gräf.

Als Entstehungszeit der beiden kleinen Dichtungen ‚Des Künstlers Erdewallen' und ‚Des Künstlers Vergötterung' gelten allgemein der 17. und 18. Juli 1774, und zwar deshalb, weil Goethe diese Daten am Schluß der eigenhändigen Handschrift (der einzigen uns bekannten) beider Dichtungen hinzugefügt hat. So heißt es im Apparat der Weimarer Ausgabe (38, 457) über die Handschrift von ‚Des Künstlers Vergötterung': »*Auf dem Wasser Gegen Neuwied d 18 Jul 1774 Goethe.* lautet die Unterschrift; das Dramolet ist also einen Tag nach ‚Künstlers Erdewallen' verfaßt.« Im Apparat zu ‚Des Künstlers Erdewallen' (Weim. Ausg. 16, 430) ist Goethes Datum und Unterschrift nicht erwähnt, sondern, ohne Anführung eines Zeugnisses, nur bemerkt: »Am 17. Juli 1774 in Ems verfaßt.«

Ich glaube, daß die unter der Handschrift befindlichen Daten nicht auf die Entstehungszeit der Dichtungen gedeutet werden dürfen; die Gründe zu dieser Annahme finde ich in mehreren Briefstellen und in der Beschaffenheit der Handschrift selbst.

1. Am 3. November 1773 schreibt Goethe an Betty Jacobi: »Hier schick ich Mamagen ein Geles, ists nicht

das beste; ists doch das neuste und so gut als ich's habe« (Briefe 2, 121, 1—13). Betti Jacoby antwortet hierauf am 6. November unter anderem: »Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht. . . . Ihre Venus Rede darin hat mich nach Würden ergötzt; und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen.

Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir gestern einige mahl angestimt. Ergo!« (Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 11.)

Demnach hatte Goethe von dramatischen Dichtungen außer dem ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' (»Orgelum . .«) etwas geschickt, das eine »Venus-Rede« enthielt, d. h. ‚Des Künstlers Erdewallen', oder doch das, was von dieser Dichtung zur Zeit fertig war; denn »Venus-Rede« kann sich kaum auf etwas Anderes beziehen, als auf die Anrede des Künstlers an die Venus Urania, die jetzt Vers 9—27 von ‚Des Künstlers Erdewallen' bildet. (Vgl. W. Scherer im Goethe-Jahrbuch 1,87.)

Will man also nicht die sehr gesuchte Erklärung Düntzers (Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken 2, 148) annehmen: Goethes »Venusrede« habe Betty Jacobi doch »in dem unvergleichlichen Wohllaut, in dem frischen Flusse und der treffenden Bezeichnung des lustigen Stückes«, d. h. des ‚Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern', finden können, so zwingt die Briefstelle zu der Annahme: daß ‚Künstlers Erdewallen', oder doch dessen Anfang, vor dem 3. November 1773 entstanden sei, mithin nicht erst am 17. Juli 1774 (dem Datum der Handschrift) entstanden sein könne.

2. Goethe schenkte seinem Freunde Klinger, der im April 1774 nach Gießen gegangen war und bei Höpfner liebevolle Aufnahme gefunden hatte, die Handschrift seines ‚Puppenspiels', enthaltend das ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' und das ‚Fastnachtsspiel vom Pater Brey', zu beliebiger Verwendung, »möge er es zerreißen, hinlegen oder verkaufen wollen« (Briefe an und von Johann Heinrich Merck S. 244, Anmerkung). Höpfner bot Goethes Dichtung in einem undatierten, im Mai oder Juni 1774 geschriebenen Briefe an Nicolai diesem zum Verlag an, und schrieb am 14. Juli in derselben Angelegenheit an Nicolai: »Die Goethischen Mspte. wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama und einen Prolog, zusammen 3 Bogen, von ihm erhalten. Schreiben Sie mir doch mit nächster Post, ob Sie Verleger seyn wollen, . .« (M. Rieger: Klinger in der Sturm- und Drangperiode S. 26f.) Zu der Handschrift des ‚Jahrmarkts' und des ‚Fastnachtsspiels' war also nun der ohne Zweifel für das ‚Puppenspiel'

bestimmte ‚Prolog' gekommen und ein »kleines Drama«; anzunehmen, daß auch dieses im ‚Puppenspiel' einen Platz finden sollte, ist das Nächstliegende, das Natürliche, obgleich Höpfner es nicht ausdrücklich sagt, ebensowenig wie bei dem ‚Prolog'. Aber es handelte sich in den genannten Briefen an Nicolai ja um nichts Anderes, als um die unter dem Titel ‚Puppenspiel' vereinigten Dichtungen. Folglich kann, wie Rieger (a. a. O. S. 27) folgerichtig schließt, unter dem »kleinen Drama« nichts Anderes zu verstehen sein, als ‚Des Künstlers Erdewallen', das im ersten Druck des ‚Puppenspiels' (Herbst 1774) tatsächlich zwischen ‚Prolog' und ‚Jahrmarktsfest' als Bestandteil des ‚Puppenspiels' auftritt.[1]

Hieraus aber folgt mit Notwendigkeit weiter, daß »Des Künstlers Erdewallen« vor dem 14. Juli 1774 entstanden sein muß, mithin nicht erst am 17. Juli 1774 (dem Datum der Handschrift) entstanden sein kann.

3. Goethe begleitet am 28. und 29. Juni 1774 Lavatern von Frankfurt nach Ems. Am 30. Juni früh kehrt Goethe für zwei Wochen allein nach Frankfurt zurück. Tags zuvor, am 29. Juni, vermerkt Lavater in sein Reisetagebuch: »Goethe sagte daß er nach seiner Rückreise auf Ffurth ein — kurzes *Drama* verfertigen wolle« (Schriften der Goethe-Gesellschaft 16, 295, 19—21); am 7. und 12. Juli notiert er ebenda den Empfang von Briefen Goethes. Von diesen beiden Briefen ist nur der erste bekannt, am 5. oder 6. Juli geschrieben, in dem es heißt: »Hier lieber Bruder ist das Versprochne und mehr. Das Dram das ich der Meyern [Frau des Cammersecretärs Meyer aus Hannover] versprochen habe, ist auf dem Weege ziemlich fertig worden, ich schreib es ab und aus, und dann schick ichs, das kannst du dem kleinen Wibli einweil sagen .... Grüs mir Hrn. Schmoll« (Briefe 2, 183, 18—23). Das »Versprochne und mehr« waren, wie es nach Lavaters Tagebuch scheint, »Satyren«, die Goethe bei Lavaters Anwesenheit in Frankfurt nicht hatte finden können (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 16, 290, 10. 11. 296, 15), darunter wahrscheinlich das ‚Jahrmarktsfest' und das ‚Fastnachtsspiel'.

Was ist nun unter dem »kurzen Drama« zu verstehen,

---

[1] Vgl. auch Düntzer: Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken 2, 149. A. Köster vermutet, gezwungen durch das, als Tag der Entstehung aufgefaßte, Datum der Handschrift: Goethe habe ‚Des Künstlers Erdewallen' erst »kurz vor der Drucklegung« des ‚Puppenspiels' an Klinger geschickt (Cottasche Jubiläums-Ausgabe 7,345); was war dann aber das »kleine Drama« für eine Dichtung, das den ‚Prolog' begleitete und für das ‚Puppenspiel' bestimmt war?

das auf der Rückreise von Ems nach Frankfurt »ziemlich fertig« geworden war? Ich vermute: entweder ‚Des Künstlers Erdewallen‘, das Goethe dann jedenfalls in den folgenden Tagen an Höpfner nach Gießen sandte, da dieser es am 14. Juli als etwas Neuangekommenes in Händen hatte (vgl. oben unter 2). In diesem Falle hätte die Dichtung erst jetzt die Gestalt gewonnen, in der sie im ‚Puppenspiel‘ erschien, und Betty Jacobi hätte im November 1773 etwa nur den, die »Venus-Rede« enthaltenden »ersten Act« empfangen. Oder aber es handelt sich um ‚Des Künstlers Vergötterung‘.[1]

4. Am 15. Juli 1774 trifft Goethe wieder in Ems bei Lavater ein; am 16. wird Goethe von Schmoll gezeichnet, am 17. Schmoll von Goethe. Am 18. fährt die Gesellschaft (Goethe, Lavater, Schmoll, Basedow, Frau Kämpf und Andere) zu Schiff von Ems bis Coblenz; gegen Abend gelangen sie, wieder zu Schiff, nach Neuwied. Nach Lavaters Tagebuch schrieb Goethe »auf dem R[h]ein am Mast im Angesicht von Coblenz« in das Kalenderlein der Frau Kämpf die Verse »Sarah kocht unserm Herre Gott«; und vom 17. und 18. Juli ist die Handschrift unserer beiden Dichtungen datiert.

Diese Handschrift besteht aus vier Blättern in Quer-Oktav (Breite fast 18 Centimeter, Höhe 11 Centimeter); die Ränder der Breitseiten und der einen Schmalseite sind vergoldet; die Ränder der andern Schmalseite konnten nicht vergoldet werden, denn mit ihnen saßen die Blätter ursprünglich in einem Einbande fest. Daß dies wirklich der Fall gewesen ist, zeigt die Beschaffenheit der Blätter: Blatt 1 und 2 hängen noch jetzt an dieser Schmalseite lose zusammen, man sieht deutlich, daß sie aus einem Buche, und zwar nicht sehr behutsam, herausgelöst sind. Bei Blatt 3 und 4 (nicht bloß bei Blatt 4, vgl. Weim. Ausg. 38, 457) ist die zweite Schmalseite mit der Schere beschnitten.

Dieser Umstand beweist, daß Goethe die Dichtungen ursprünglich in ein Buch einschrieb; und zwar gewinnt man auf den ersten Blick durch das Format und den Goldschnitt den Eindruck, als ob die Blätter ehemals einem Stammbuch angehört hätten. Dies wird vollends zur Gewißheit, wenn man bemerkt, daß die Seiten vor und nach Goethes Eintrag auch noch Einzeichnungen Anderer enthalten.

Blatt 1 Seite 1 (mit Blei beziffert: 1a) enthält, nach dem Format des Blattes geschrieben, folgenden Eintrag:

---

[1] Düntzer denkt an »Erwin und Elmire« (vgl. Gräf: Goethe über seine Dichtungen, Teil II zu Nr. 744), Loeper an ‚Prometheus‘ (Hempel 22, 433).

Auf hundert und abermals hundert Hofschranzen.

Dem Adler der zur Sonne steigt
Gleicht Herr von Krumm in einem Stücke:
Je höhre Stufen er erschleicht,
Je kleiner wird er meinem Blicke.

Offenbach am Mayn.
d. 1. August,
1774.

Wenn Sie bey Hof seyn werden, und sich unseres heutigen Gesprächs erinnern, dann denken Sie auch an
Johann André.

Dann folgt, quer zum Format des Blattes, also in schmaler Columne geschrieben, Goethes Eintrag und zwar:

Blatt 1 Seite 2 (mit Tinte: 1) ‚Des Künstlers Erdewallen', bis Vers 27.

Blatt 2 Seite 3 (mit Tinte: 2) ‚Des Künstlers Erdewallen', bis Vers 38 (»Das thut's ihm.«).

Blatt 2 Seite 4 (mit Tinte: 3) ‚Des Künstlers Erdewallen', bis Vers 50.

Blatt 3 Seite 5 (mit Tinte: 4) ‚Des Künstlers Erdewallen', bis zu Ende.

Darunter, unter Doppelstrich:

Am 17 Jul 1774. Ems. Goethe.

Blatt 3 Seite 6 (mit Tinte: 5) ‚Des Künstlers Vergötterung', bis Vers 13.

Blatt 4 Seite 7 (mit Tinte: 6) ‚Des Künstlers Vergötterung', bis zu Ende.

Darunter, unter Doppelstrich:

Auf dem Wasser d. 18 Jul
Gegen Neuwied 1774
Goethe.

Blatt 4 Seite 8 (mit Blei: 6a) enthält, nach dem Format des Blattes geschrieben, folgenden Eintrag:

Der Adler zükt gen Him̄el
Zur Sonne,
Wir kön̄ens, auf! Dort wartet
Die Wonne!

Tauch in das Herz den Pinsel
Und mahle,
Und stehl dem Him̄el Feuer
Und strahle!

Kaÿser.
Zürch d. 5 August 177[5.]

(Von der letzten 5 ist in Folge Beschneidens des Blattes nur das Ende des unteren Bogens erhalten. Der Name »Kaÿser« ist aus »Kaiser« verbessert.)

Heute ist nicht mehr zu ersehen, ob Goethe die Seiten vorwärts oder rückwärts blätternd beschrieben hat; jedenfalls aber hat einer der beiden Anderen, Kayser oder André, das Buch beim Einschreiben verkehrt herum genommen, denn der eine Eintrag steht auf dem Kopfe.

Aus der geschilderten Beschaffenheit der Handschrift, zusammen mit dem unter 1—3 Gesagten, möchte ich Folgendes schließen:

1. daß Goethe, unaufgefordert oder auf Bitten eines der Reisegefährten um einen Eintrag, in dessen Stammbuch beide Dichtungen niederschrieb, sei es aus dem Gedächtnis, sei es nach einer Handschrift, die er bei sich hatte; daß also die uns erhaltene Handschrift jedenfalls nicht die Urschrift ist, als welche man sie gelegentlich bezeichnet hat;[1]

2. daß die beigeschriebenen Daten nicht als die Entstehungszeit der Dichtungen angesehen werden dürfen, sondern nur als Tag und Ort der Einzeichnung. Vollkommen sicher ist das Letztere aber auch nicht; möglich ist immerhin, daß Goethe beide Dichtungen hinter einander weg in Neuwied einschrieb, und daß er die Daten beifügte, damit der Besitzer des Stammbuchs sich beim späteren Wiederlesen an Ort und Tag erinnern sollte, wo etwa der Verfasser die Dichtungen vorgetragen oder über sie mit dem Besitzer des Stammbuchs Zwiegespräche geführt hatte. Bequemer Raum, um so lange Niederschriften mit Tinte in schönen ebenmäßigen Zügen (wie die Handschrift sie zeigt) zu machen, dürfte sich auf dem vollbesetzten Ruderschifflein nicht geboten haben, wenn auch der Platz gerade ausreichen mochte, um ein Sprüchlein von wenigen Zeilen am Schiffsmast in ein Kalenderlein einzutragen.

Und noch eins. Wären die Dichtungen am 17. und 18. Juli entstanden, dann müßte man, bei Goethes Mitteilungsfreudigkeit, doch wohl annehmen dürfen: daß Goethe sie den Fahrtgenossen sogleich oder alsbald vorgetragen, oder daß er sie Lavatern zu lesen gegeben hätte, und daß sich ein Vermerk darüber in Lavaters Reisetagebuch fände, das namentlich in Bezug auf alles, was Goethe tat, recht genau und ausführlich gehalten ist. Das Fehlen eines solchen Vermerks beweist zwar nichts, verdient aber doch wohl im Zusammenhang erwähnt und beachtet zu werden.

[1] Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 110 und Die Grenzboten 1884, S. 117.

Nun fragt es sich, wer von den Reisegenossen der Besitzer des Stammbuches gewesen sein mag? Das Nächstliegende wäre es, an den zu denken, auf dessen Berufstätigkeit die Dichtungen am unmittelbarsten Bezug haben, an den Künstler in der Reisegesellschaft, an den Maler und Zeichner Georg Friedrich Schmoll. Daß Schmoll sein Stammbuch auf dieser Reise bei sich führte, ersehen wir aus einer Mitteilung Georg Geßners in ‚Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung' 2, 121.

War es nun — wie wir einmal annehmen wollen — wirklich Schmoll, in dessen Stammbuch Goethe die Dichtungen schrieb, dann lösen sich sofort die Schwierigkeiten, welche die bisher auf Goethe bezogenen Eintragungen Andrés und Kaysers machen, und deren Erich Schmidt auch im Apparat zu ‚Des Künstlers Vergötterung' gedenkt (Weimarer Ausgabe 38, 458).

1. Wäre die Handschrift, wie man bisher annahm, Goethes Eigentum gewesen, bezögen sich also Andrés und Kaysers Einträge auf Goethe, so ist nicht zu begreifen, wie André am 1. August 1774 in Offenbach ein Gespräch mit Goethe hätte haben und den oben angeführten Eintrag hätte machen können; denn Goethe war am 1. August weder in Frankfurt, noch in Offenbach. Er begleitete Lavatern nicht nach Frankfurt zurück, sondern blieb mit Basedow noch in Ems, von wo er erst am 14. August wieder in Frankfurt eintraf (vgl. Briefe 2, 184, 9).

Lavater dagegen war, wie sein Tagebuch beweist, am 1. August in Frankfurt, fuhr Morgens nach Homburg und traf Abends 6 Uhr in Offenbach ein (Schriften der Goethe-Gesellschaft 16, 319, 39). Es ist nicht mehr als natürlich, anzunehmen, daß Schmoll ihn nach Offenbach begleitete. Daß hier André mit Schmoll über das Leben an Fürstenhöfen und über »Hofschranzen« sprach, ist leicht erklärlich, da Lavater (und mit ihm Schmoll) auf der Rückreise nach der Schweiz zunächst die Höfe von Darmstadt und Karlsruhe besuchen wollte.

2. Ferner war bei der bisherigen Annahme, daß die Handschrift Goethes Eigentum gewesen sei, also auch Kaysers Eintrag sich auf Goethe beziehe, nicht wohl zu verstehen, wie Kayser, der seit dem Frühling 1775 in Zürich lebte, erst am 5. August seine Einzeichnung gemacht haben sollte, als zu einer Zeit, wo Goethe, schon seit etwa zwei Wochen aus der Schweiz zurückgekehrt, wieder in Frankfurt war. Diese Schwierigkeit fällt ohne weiteres fort bei der Annahme, daß Kayser das Stammbuch seines Stadtgenossen Schmoll vor sich hatte. Auf Schmoll scheint mir auch die zweite Strophe von Kaysers Gedicht mit ihrer Aufforderung

an den Maler »Tauch in das Herz den Pinsel | Und mahle« weit besser zu passen, als auf Goethe.

Mehr vermag ich zur Zeit nicht beizubringen, um meine Vermutung, daß Goethe die Dichtungen in das Stammbuch Schmolls einschrieb, zu begründen. Vielfache Bemühungen, über den Verbleib von Schmolls Nachlaß, insbesondere seines Stammbuchs etwas in Erfahrung zu bringen, blieben bis jetzt leider vergeblich. Auf welche Weise und wann Goethe später wieder in den Besitz der Handschrift gelangt ist (er schenkte sie nachmals seiner Enkelin Alma), entzieht sich unserer Kenntnis. Am nächsten liegt die Annahme: er habe die Blätter bei einem seiner späteren Besuche in Zürich, 1779 oder 1797, erhalten.

Sollte aber auch das Stammbuch nicht Schmoll gehört haben, schwerlich beziehen sich die Eintragungen Andrés und Kaysers auf Goethe.

(Zu dem S. 159 Gesagten sei hier nachgetragen, daß M. Desceltes in seiner Einleitung zu Nr. 4/5 der »Bibliothek litterarischer und kulturhistorischer Seltenheiten«, Verlag von Adolf Weigel, Leipzig 1904, S. 13, auf Grund der von ihm benutzten, aber noch nicht veröffentlichten Denkwürdigkeiten Ramonds de Carbonnières, mitteilt: des ‚Künstlers Erdewallen' sei »zu Gießen am Abend des 17. October [1773] zu einer Familienfestlichkeit aufgeführt worden«. Den Hinweis auf Desceltes verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Max Morris.)

4.

GOETHES »WAHLVERWANDTSCHAFTEN« IM RAHMEN IHRER ZEIT.

VON

OSKAR F. WALZEL.

Das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte, das in den letzten Jahrzehnten wissenschaftliche Wege eingeschlagen und sich nach Kräften von der Willkür subjektiv-ästhetischer Gefühlsmaßstäbe zu befreien versucht hat, hält im Ganzen den individualistischen Charakter älterer Darstellungsweise fest, ja prägt ihn mehr und mehr aus. Im Vordergrund des Interesses stehen die einzelnen Großen, vor allem Goethe. Auf blosse Darlegung des Lebenslaufes eines Dichters ist es dabei nicht abgesehen; vielmehr bricht sich die richtigere Erkenntnis Bahn, daß die Erkundung der Lebensverhältnisse nur als Voraussetzung für ein tieferes Erfassen künstlerischer Individualitäten und für ein besseres Ergründen ihrer Schöpfungen gelten dürfe. Allein in anderem Sinne behält das biographische Moment die Oberhand. Entwicklung, Wesen und Schaffen *eines* Dichters ist der Lieblingsgegenstand von Forschung und Darstellung, sei es daß Einzeluntersuchung oder zusammenfassende Arbeit getrieben werde. Die einzelne Individualität und ihre Produktion steht für sich da; und neben sie tritt, in gleicher Weise behandelt, eine zweite und eine dritte. Daß im Wirken einer großen Anzahl gleichzeitiger oder auf einander folgender Künstler gemeinsame Triebkräfte tätig sind, wird zwar nicht vergessen, aber zu wenig beherzigt. Diesen biographischen Charakter trägt in erster Linie fast alle neuere Erforschung und Darstellung des deutschen Klassizismus.

Sobald im Laufe der Entwicklung des 18. Jahrhunderts Klopstock erreicht ist, verwandelt sich die Literaturgeschichte in ein Nacheinander von Einzelcharakteristiken großer Individuen. Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller ziehen der Reihe nach daher; nur Sturm und Drang oder Göttinger Hain geben noch Raum für eine zusammenfassende Betrachtung. Jene Großen aber scheinen allein den Gang des deutschen Literaturlebens zu tragen, und an sie wird angeknüpft, was sonst in der Zeit noch an vorwärtstreibenden Kräften sich findet. Nur selten ist eine andere Betrachtungsweise anzutreffen, zunächst natürlich bei stoffgeschichtlichen Arbeiten; allein aus der Aneinanderreihung von Dichtungen, die ein und dasselbe Motiv formen, ist nicht leicht zu erkennen, welche künstlerischen und sozialen Momente aus der Zeit heraus auf die Formung gewirkt haben. Eher noch läßt sich dies an der Entwicklungsgeschichte einer einzelnen Dichtungsart zeigen. Doch nicht oft werden heute solche Untersuchungen angestellt. Und wenn wirklich einmal gewagt wird, die künstlerischen und sozialen Faktoren einer Epoche unmittelbar und um ihrer selbst willen zu ergründen, so weiß die Forschung mit den Resultaten wenig anzufangen. Ricarda Huchs Versuch, auf dem Felde der älteren und der jüngeren Romantik diese maßgebenden Züge zu umschreiben, ist bisher an der Wissenschaft fast wirkungslos vorbeigegangen.

Die moderne Literarhistorik von der individualistisch-biographischen zu einer kollektivistischen Betrachtungsweise hinüberzuführen, ist denn auch nicht aus ihren eigenen Kreisen, sondern von Historikern jüngst gefordert worden. Ganz sicher kann es nur nützen, wenn diesem Zuruf aus fremdem Lager wenigstens ein bißchen Gehör geschenkt wird. Auch dem Biographen der Klassiker bringt es Gewinn, die Wege im Aug' zu behalten, die neben oder wohl auch im Gegensatz zu Goethe oder Schiller vom literarischen Leben ihrer Zeit beschritten worden sind. Die einzelnen Kunstwerke unserer Größten werden verständlicher, wenn sie im Zusammenhang der Entwicklung ihrer Verfasser angeschaut werden; doch noch weit klarer offenbaren sich ihre wesentlichen Züge, sobald Geist und Produktion des Zeitalters, in dem sie entstanden sind, sobald Schaffen und Denken der Zeitgenossen, die in verwandtem Sinne tätig waren, die Grundlage der Betrachtung bildet.

In einem vortrefflichen Buche hat Rob. Riemann[1]

[1] Goethes Romantechnik. Leipzig 1902. Vgl. meine Rezension im »Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur« Bd. 29, S. 249—260. Einen Teil des dort gegebenen Programmes sucht die jetzt vorgelegte Studie zu erfüllen.

Goethes Romane und ihre technischen Eigenheiten im Zusammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden und der zeitgenössischen Romanliteratur untersucht. Eine überraschende Fülle interessanter Resultate ergab sich. Viele Merkmale Goethischer Erzählungstechnik erwiesen sich als Gemeingut der Erzählungskunst jener Tage. Und neben den Kennzeichen, die Goethes Romane und Novellen mit den Schöpfungen seiner Zeitgenossen teilen, traten ihre neuen und selbständigen Züge um so deutlicher hervor. Selbstverständlich aber kommen diese Züge allein in Betracht, sowohl wenn Goethes künstlerische Individualität, wie wenn Goethes Anteil an der Weiterentwicklung deutscher Erzählungskunst erwogen wird. Der individualistischen Betrachtungsart wird ebenso gedient, wie der kollektivistischen. Welche von beiden den Vorzug verdient, diese Frage ist solchen Resultaten gegenüber müßig; aber daß im Sinn einer kollektivistischen, vom Biographischen absehenden Betrachtungsweise gearbeitet wird, wenn man die Richtlinien der Kunstentwicklung eines Zeitalters zu zeichnen strebt, und daß dieses Streben für jeden historisch denkenden Menschen wichtig ist, darf behauptet werden. Wichtiger sicherlich als die Aufdeckung einer einzelnen, vielleicht hypothetischen Quelle, wichtiger als die Annahme mehr oder minder zweifelhafter Modelle.

Merkwürdigerweise indes hält Riemann Goethes Romane wohl mit den Erzählungen des 18. Jahrhunderts zusammen, nicht aber mit den Versuchen der Romantik. Und doch sind für die Romane und Novellen, die Goethe im 19. Jahrhundert geschrieben hat, die Romantiker von einiger Bedeutung. Nicht für die gesamte Reihe der Erzählungen aus Goethes Spätzeit, lediglich für die »*Wahlverwandtschaften*« sei im folgenden der Beweis erbracht, daß ausgiebige Berücksichtigung romantischer Art und Kunst uns dem Standpunkt näher rückt, von dem aus eine historische Würdigung sich versuchen läßt. Mehr als ein neuer Beitrag zum Kapitel »Goethe und die Romantik« ist, was ich hier in erster Linie bieten will: ein Versuch, die »Wahlverwandtschaften« aus isolierender biographischer Betrachtung herauszuheben und sie einer historisch gedachten Entwicklungsreihe einzufügen. Darum das lange Prooemium!

* * *

Die »Wahlverwandtschaften« sind ebenso wie die »Wanderjahre«, in deren Rahmen sie ja ursprünglich eingefügt werden sollten, die notwendige Folge des übereilten Abschlusses der »Lehrjahre«. Daß am Ende der »Lehrjahre« dem Leser manche Bedenken aufsteigen müssen, hat

Goethe früh erkannt. Wilhelm Meister, Dilettant in der Kunst und im Leben, wird überraschend schnell, nachdem er die Kunst aufgegeben, der Lebensmeisterschaft würdig erklärt. Ist es nicht Selbstironie, so bleibt es immer doch ein Zugeständnis nicht ausreichender Motivierung, wenn Goethe aus Friedrichs Munde seinem Helden zuletzt zurufen läßt: »Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.« Nicht erobert, nur gefunden hat Wilhelm so Natalien wie die Meisterschaft.

Der größte Kritiker, den die »Lehrjahre« jemals gefunden haben, zugleich auch ihr erster Rezensent, erkannte den Mangel auf den ersten Blick. Schillers Briefe von Anfang Juli 1796 eröffneten Goethe mit unwiderleglicher Klarheit, daß erstlich die Idee der Meisterschaft nicht scharf genug herausgearbeitet sei, und daß zweitens anderes sie überwuchere und dem Leser wichtiger erscheinen müsse als der Begriff der Meisterschaft und sein Erfassen durch Wilhelm.

Am 8. Juli hat Schiller seine Einwände in prägnante Worte gebracht: »Ich möchte sagen, die Fabel ist vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel ist vollkommen wahr, aber das Verhältnis der einen zu der andern springt noch nicht deutlich genug in die Augen.« Und: »Es kann geschehen, daß die Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Interesse des Lesers sich konsumiert, Rätsel aufzulösen, da es auf den innern Geist konzentriert bleiben sollte.« Beide Bemerkungen wollen Goethe veranlassen, in dem damals noch nicht ausgedruckten Werke kleine Änderungen vorzunehmen, die jene Mängel, wenn nicht beseitigen, so doch verdecken könnten. Wilhelm sollte — das war Schillers Meinung — der »Meisterschaft« nicht durch die Überzeugung allein würdig werden, es sei irrig, »dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen muß.« Die Idee der Meisterschaft ferner sollte genauer umschrieben und ihre Bedeutung für den Roman und für die in ihm erzählten Vorgänge stärker betont werden. Auf diese Weise hoffte Schiller den Gefahren zu begegnen, denen nach seiner Ansicht der Roman und sein Verständnis ausgesetzt war.

Goethe beklagte sich ein Menschenalter später — am 23. März 1829 — in einem Gespräche mit Eckermann über diese Vorschläge: Schiller habe keine Ruhe gehabt und nie fertig werden können, wie aus den Briefen über den »Wilhelm Meister« zu ersehen sei. »Ich hatte nur immer zu tun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von

solchen Einflüssen freihielt und schützte.« Gewiß, ein organisch Gewordenes, wie die »Lehrjahre«, ließ sich post festum nicht durch ein paar Striche und Zusätze umgestalten. Dennoch wäre es Unrecht, jenes Gespräch mit Eckermann gegen Schiller auszuspielen und Schiller vorzuwerfen, daß er über die Grenzen des Ratgebers hinausgegriffen habe. In Eckermanns Buch begegnen wir mehrfach ähnlichen Bemerkungen gegen Schiller, sie sollten einmal im Zusammenhang geprüft und mit den authentischen Urteilen, die der greise Goethe über Schiller gefällt hat, verglichen werden. Vielleicht ergäbe sich dann das Resultat, daß Goethe im Alter nicht so gering von Schillers Anregungen dachte, wie Eckermanns Bericht anzudeuten scheint. Ferner steht fest, daß im Juli 1796 Goethe die Einwände Schillers vollauf anerkannt hat. »Ich komme mir vor«, schreibt er am 9. Juli, »wie einer, der, nachdem er viele und große Zahlen über einander gestellt, endlich mutwillig selbst Additionsfehler machte, um die letzte Summe aus Gott weiß was für einer Grille zu verringern.« Er kann diese Grille nur in einem »gewissen realistischen Tic« begründet sehen, der ihn veranlasse, »gerne inkognito zu reisen«, sich »leichtsinniger zu betragen«, als er ist.

Und noch deutlicher bekennt der Brief vom 12. Juli, wie richtig Schiller gesehen hat. Denn schon ist Goethe bereit, das Versäumte von Grund auf nachzuholen. »Idee und Lust zur Fortsetzung« der »Lehrjahre« hat sich eingestellt. Dem Plane dieser Fortsetzung entstammen die »Wahlverwandtschaften«. Ihrer Vorgeschichte gehören mithin die Briefe an, die Goethe und Schiller Anfang Juli 1796 ausgetauscht haben. Doch auch von anderer Seite ergibt sich eine glänzende Bestätigung von Schillers Ansicht und Voraussage. Romantische Dichtung und romantisches Leben beweisen schlagend, daß die Idee der Meisterschaft und ihre Bedeutung für den Roman mißverstanden und die »Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet« werden konnte.

Nicht um den Selbstmord unglücklich Liebender zu züchten, hat Goethe seinen »Werther« geschrieben; und dennoch sind viele den Weg Werthers gegangen. Wie man den Lebens- und Kunstdilettantismus überwindet, sollten die »Lehrjahre« dartun; und dennoch fand Wilhelm Meister in der wirklichen wie in der dichterischen Welt ein langes Gefolge von Lebens- und Kunstdilettanten. Auch dem »Faust« ward ein gleiches Schicksal zu teil: Goethe führte eine faustische Natur auf den »rechten Weg« der Tat, und das 19. Jahrhundert zeitigte eine Fülle faustischer Naturen, die in eitler Selbstbespiegelung über ihre »Zerrissenheit«

nicht hinauskamen. Weitere verwandte Fälle ließen sich leicht anführen; ihre Ursache liegt in der ganzen Art und Weise von Goethes Dichten. Ihm war Dichtung notwendige Selbstbefreiung.[1] Was ihn im Leben peinigte, das versetzte er ins Reich der Poesie; und so befreite er sein Gemüt von der Last jener Qual. Sobald ihm sein Leid zum Gebilde der Kunst geworden war, hatte er es auch aus seinem Leben ausgeschieden, war es für ihn menschlich erledigt. Eine fortwährende Katharsis der Leidenschaften, herbeigeführt durch künstlerisches Gestalten dieser Leidenschaften! Da jedoch dichterische Formung des Quälenden, Peinigenden ihn selber befreite, so legten jederzeit seine Schöpfungen alles Gewicht auf die Gestaltung der Momente, die er dichterisch überwinden wollte, nicht auf die Mittel, durch die sie menschlich zu überwinden wären. In den »Lehrjahren« befreite er sich von den »falschen Tendenzen« seiner Jugend, indem er sie in Poesie umsetzte. Wie ein andrer, dem die Poesie gleiche Hilfe nicht bot, über diese »falschen Tendenzen« zur »Meisterschaft« gelangen könne, das zu zeigen war ihm weit weniger wichtig. Wem kein Gott gegeben, zu sagen, was er leide, der kann aus Goethes Werken nicht unmittelbar lernen, wie er sein Lebensleid überwinden möge.

Darum haben die negativen Faktoren von Goethes Dichtung stets stärker gewirkt als die positiven. Dazu kam ja noch, daß Goethes Kunst diesen negativen Faktoren einen unvergänglichen Reiz lieh. Scheint es nicht groß zu sterben wie Werther, nicht gewaltig in faustischem Zwiespalt zu wühlen, nicht verlockend, wie Meister ein Leben zu führen, das sorglosen Genuß, künstlerische Anregung und alles Glück der Liebe verspricht?

Obendrein waren die »Lehrjahre« ebenso wie »Werther« ein Werk, das den Lebensgehalt der unmittelbaren Zeitgenossen voll ausschöpfte, ein erlösendes Wort, gesprochen im rechten Augenblicke. Darum haben beide Dichtungen ihr erstes Publikum mit bestrickendem Zauber gefesselt.

Eine neue Generation sieht in sich Konflikte erstehen, von denen ihre Väter und Mütter nichts wußten, fühlt sich vor Lebensfragen gestellt, die wenige Jahre früher nicht bestanden. Kaum wagt man sich diese neuen Gefühle, Wünsche, Ahnungen zuzugestehen. Noch weiß man nicht, ob all das auch Lebensberechtigung in sich trägt, ob es der Willkür des Einzelnen entspringt oder ob der Einzelne

---

[1] Vgl. insbesondere Eduard *von der Hellens* feinsinnige Erfassung von Goethes dichterischer Individualität: Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. XI ff.

diese neuen Lebensziele mit anderen teilt. Da tritt ein Dichter hervor und bringt in künstlerische Gestalt, was andere nur dumpf ahnen, offenbart seinen Zeitgenossen, daß ihre Innenwelt typische Eigenheiten der Epoche in sich hat, und jubelnd wird das befreiende Werk begrüßt, das einer neuen Zeit ihr erstes Spiegelbild vorhält. Die Alten aber wenden sich meist ab und behaupten, weil sie selbst Gleiches nicht in sich gefühlt haben, daß der Dichter nicht Allgemeinmenschliches vortrage, sondern einen nie wiederkehrenden Ausnahmsfall bringe. Dieser Vorgang spielt sich immer wieder ab, sei es, daß Gottfried Keller seinen ersten »Grünen Heinrich« oder daß Ibsen sein »Puppenheim«, seinen »Volksfeind«, seine »Wildente« oder daß Hauptmann die »Einsamen Menschen« dichte. Ganz dasselbe ergab sich, als Goethes »Werther« den Augenblick erfaßte, in dem die Sentimentalität der Aufklärung und die Kulturfeindschaft der Rousseauisten sich zu einem Überdruß an dieser verderbten Welt, zu einem Weltschmerz der Sensitiven entwickelte, die an einer Aussöhnung ihrer warmen Herzenswünsche und der kalten widrigen Zeit verzweifelten. Und genau das Gleiche ereignete sich mit den »Lehrjahren«. Die neue Generation, die Jugend der Epoche, die Romantiker fanden in Wilhelm Meisters suchenden und irrenden Fahrten ihr eigenes Streben wieder. Was er erjagen wollte, schien auch ihnen das herrlichste Ziel. Was ihn lockte, fesselte auch sie. Daß er alle seine Ansprüche resignierend überwand, war ihnen gleichgültiger; daß ein großer Dichter ihre geheimsten Wünsche in ein Kunstwerk niedergelegt hatte, schien ihnen das Recht zu verleihen, diese geheimsten Wünsche in Leben umzusetzen. Darum durfte Friedrich Schlegel die Lehrjahre zu den »größten Tendenzen des Zeitalters« rechnen.[1]

Meisterhaft verdeutlicht Ricarda Huch das Wesen romantischer Naturen.[2] Die seelendeutende Kraft der Dichterin liest aus den Bekenntnissen der Romantiker ebenso wie aus ihrem Lebensgange fast alle Eigenheiten Wilhelm Meisters heraus. Ihr Zeugnis ist mir hier um so wichtiger, da sie selbst die Parallele des romantischen Charaktertypus und Wilhelm Meisters nicht zum Ausgangspunkt ihrer psychologischen Analyse macht.

Beruflos, familienlos, heimatlos ist die große Mehrheit der romantischen Naturen. Wie Wilhelm Meister verleben sie eine träumerische, von namenlosen Hoffnungen bewegte Jugend. Sie sträuben sich gegen eine geregelte Tätigkeit.

---

[1] Athenaeumfragment Nr. 216.

[2] Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902, S. 129ff., 142ff. Ich lehne mich im folgenden an ihre Darstellung an.

Verwöhnt von der Unermeßlichkeit des Phantasielebens, weisen sie einen bestimmten Beruf von sich ab. Wie Meister sollte Friedrich Schlegel, Brentano, Kerner u. a., auch noch Heine, Kaufmann werden. Alle flüchten in eine Welt, die ihrer Phantasie besser entspricht; doch je romantischer sie geartet sind, desto schwerer wird es ihnen, im neuen Leben einen festen, äußeren Anhalt zu finden.

Wie Meister erblicken Fr. Schlegel, Brentano und wiederum Heine — um abermals nur die hervorstechendsten Typen zu nennen — in der Familie eine Schranke. Dabei sind sie alle anschlußbedürftig. Der Verkehr mit Frauen ist ihnen ein Labsal; aber es glückt ihnen nicht, Familien zu stiften. Daß Fr. Schlegels Ehe mit Dorothea glücklich sich gestaltete, hatte er nur der schrankenlosen Aufopferungsfähigkeit der Frau zu verdanken. Glückliches Familienleben ist in romantischen Kreisen eine Seltenheit; selbst der Halbromantiker Wilhelm Schlegel gefiel sich in echt Meisterschen Liebesabenteuern.

Sehnsuchtgetrieben möchte der echte Romantiker immer neues, immer abwechselndes durchleben. Er fühlt sich Knecht, wenn er beharrt. Er spottet über den Philister, der in seinen Gewohnheiten erstarrt ist. Ein mächtiger jugendlicher Schwung treibt ihn weiter; er wandert durch die Welt und verliert zuletzt das Gefühl, irgendwo seßhaft zu sein. Meister eröffnet den Reigen dieser ruhelos Getriebenen, dieser romantischen Pilgrime, die nirgends Fuß fassen können und fassen wollen.

Selbstverständlich ist da nicht an die Wandlung gedacht, die sich zuletzt in Meister vollzieht. Den Schritt zur Meisterschaft machen die Romantiker dem Helden Goethes nicht nach. Sie bleiben bei seinen Jugenderlebnissen stehen, sie suchen wie er die Schönheit der Jugend auszukosten. Tatsächlich ruht auf den Jugendjahren dieser Romantiker ein berückender Reiz. Was Brentano mit Arnim am Rhein, was beide zusammen mit Görres in Heidelberg durchleben, das ist in Wirklichkeit umgesetzte Poesie. Da verwandelt sich unter dem Zauberstab dichterischen Fühlens der Alltag in eine Welt der Phantasie, die alle Stimmungen leichtbeschwingter Jugend auskosten läßt.

Ein frischer und fröhlicher Kampf gegen das Philistertum, getragen von einem Seelenreichtum, der mit vollem Recht seine Schätze gegen das kärgliche Dasein der Spießbürger ausspielt! Wie aber aus solchem Kampfe die Grundlage eines späteren Lebens zu gewinnen sei, wie, wenn die Jugendfrische verschwunden, die Zeit der Reife sich gestalten werde: diese Fragen stellen sich die Romantiker nicht. »Es ist, als ob die Schwelle zum Mannesalter ein Berg wäre,

über den die Romantiker nicht hinüber konnten«, sagt die Seelendeuterin Ricarda Huch.[1] Eben das Problem, das in den »Lehrjahren« gelöst werden sollte, spielt keine Rolle im Leben dieser jugendlichen Poeten. Deshalb versäumten sie den Schluß der »Lehrjahre« zu beherzigen, richteten sie all ihre Sinne nur auf die Wanderfahrten Meisters, nicht auf das letzte Ergebnis dieser Fahrten. Weil ihre eigene ewige Jugendlichkeit sie zu reifer Lebenskunst nicht gelangen ließ, haben sie über den Schluß der »Lehrjahre« meist weggelesen. Daß über diesen Schluß unschwer wegzulesen ist, das liegt in seiner Gestaltung und eben das ist ja von Schiller dem Roman vorgeworfen worden.

Die Hoffnungen und Wünsche ihrer Jugend, die sie mit Goethes Meister teilen, tragen die Romantiker in ihre Romane hinein. Ein merkwürdiges literarhistorisches Phänomen zeigt sich da dem Beobachter. Wer seiner Dichtung eigene Erlebnisse zur Grundlage gibt, erweckt im Allgemeinen den Eindruck selbständiger künstlerischer Gestaltung. Die Macht des Erlebten erhebt ihn über die Gefahr konventioneller Formung. Ganz anders steht es mit den romantischen Romanen, die der Nachfolge der »Lehrjahre« angehören. Sie schließen sich so eng an ihr Vorbild an, daß der unvorbereitete Leser äußerliche Nachahmung, nicht die Spiegelung erlebter Stimmungen vor sich zu haben glaubt. Der Roman Dorothea Schlegels von 1801 ist bei seinem Erscheinen als getreue Kopie »Wilhelm Meisters« empfunden worden, und auch heute noch gilt er als die vielleicht rückhaltloseste Nachbildung. Gleichwohl ist der Titelheld Florentin nach einem lebendigen Modell gezeichnet, und schon dieses Modell trug alle Züge eines fahrenden Romantikers an sich.[2] Eduard d'Alton, zu dem Dorothea, ehe sie Friedrich Schlegel kennen lernte, in näheren Beziehungen stand, durchlebte eine reichbewegte Jugend. Heimatlos ist auch er; nervös unruhig und unstät ist er bald Maler und Radierer, bald Schriftsteller oder Anatom oder Archäolog. Ganz romantisch will er in sich durchleben, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist. Wie Wilhelm Meister liebt und liebelt er; und dabei durchpilgert er Italien, Frankreich, England, Amerika. Seinen Beruf — die Soldatenlaufbahn — gibt er auf, um Künstler zu werden. Dorotheas Dichtung verwandelt d'Alton in den Abenteuerer Florentin, in dem Goethe und Schiller sofort einen Ab-

[1] A. a. O. S. 163.

[2] Vgl. Franz *Deibel,* Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule (Palästra XL). Berlin 1905, S. 44 ff.

klatsch Meisters erkennen wollten. Tatsächlich stehen die vorbildliche Dichtung Goethes, das Leben der neuen Generation und der Roman Dorotheas sich so nahe, daß auch, wer aus nächster Nähe beobachtete, nicht mehr unterscheiden konnte, wo Dichtung, wo Leben walte. Gerade Dorotheas »Florentin« ist ein glänzender Beleg für die engen Zusammenhänge dieser Faktoren.[1]

Freilich lag es auch an der geringen dichterischen Kraft Dorotheas, daß sie, um d'Altons Existenz zu poetisieren, eine Menge Detail den »Lehrjahren« entnahm. Allein hat nicht auch noch nach einem halben Jahrhundert ein Künstler von weit mächtigerer Begabung die Form der »Lehrjahre« bis in kleine und zufällige Züge nachgeahmt, um sein eignes Leben in einen Roman zu wandeln? Gottfried Kellers erster »Grüner Heinrich« arbeitet mit einer ganzen Reihe von Formelementen »Wilhelm Meisters«; in der späteren Umarbeitung ist zwar das meiste dieser Art beseitigt worden. Dennoch bleibt das Werk — neben vielen anderen gleichzeitigen und späteren — ein unwiderleglicher Beweis der gewaltigen Wirkung, die der dichterische Apparat Goethes auf die folgenden Generationen ausgeübt hat.

Denn wie Schillers Prophezeihung sich bewährt hat, daß das Publikum über den lockenden Inhalt von Meisters Irrfahrten die Idee der Meisterschaft vergessen könne, so ist auch sein Wort, daß die »Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige sich heften« werde, Tatsache geworden. Nur angedeutet sei hier, was im letzten Jahrzehnt die Forschung immer von neuem beschäftigt hat, nämlich die stete Wiederkehr der Lieblingsmotive und Lieblingsgestalten aus den »Lehrjahren.«[2] Es schien nachgerade zum notwendigen Ingrediens eines Romans zu gehören, Philinen- und Mignongestalten zu schaffen, sie in mehr oder minder verfänglichen Situationen mit dem Helden zusammentreffen zu lassen. Noch der erste »Grüne Heinrich« kann dieses Motiv nicht

[1] Eben darum ist es nicht eitel Selbsttäuschung, sondern enthält einen wahren Kern, was *Dorothea* am 27. Februar 1801 an Clemens Brentano schrieb (bei *Raich* Bd. 1, S. [19f.]): »Ich kann ... von diesen Ähnlichkeiten, die der ‚Florentin' [mit den ‚Lehrjahren', mit Tiecks ‚Sternbald' und mit F. H. Jacobis ‚Woldemar'] haben soll, keine finden, außer das Bestreben nach einem gebildeten Stil. Eben so gut könnte man viel vom Abc darin finden.«

[2] Vgl. J. *Minor* »Zum Jubiläum Eichendorffs« (»Zeitschrift für deutsche Philologie« 21, 214 ff.); J. O. E. *Donner,* »Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker« (Berlin 1893) und meine Rezension im »Anzeiger für deutsches Altertum« 22, 219 ff.; Alfred *Kerr,* Godwi (Berlin 1898) und meine Rezension ebenda 25, 305 ff. Dann u. a. die oben zitierte Arbeit von *Deibel* und die unten erwähnte von *Schulze* über die ‚Gräfin Dolores'.

entbehren. Und wie die Lyrik von Goethes Roman immer wieder nachgeahmt worden ist, so meinte man auch, ein guter Roman müsse die Jugendgeschichte der Hauptperson als Icherzählung von ihr vortragen lassen; womöglich mußte die Zuhörerin bei dem langen Berichte ebenso einschlafen wie Goethes Marianne. Die unmögliche Architektonik des ersten »Grünen Heinrich« ruht noch auf diesem Aberglauben. Doch auch hier geschieht nur, was längst geschah. Hat nicht Euripides in seiner Erfindung des deus ex machina auf lange Zeit hinaus ein ganz ähnlich bindendes Vorbild geschaffen? Es scheint, als ob menschlicher Nachahmungstrieb die Dichterseele zu einer Übernahme grade des Äußerlichsten und Unwesentlichsten drängte, und wenn das auch nur künstlerische Fehlgriffe zur Folge hätte.

Allerdings gestatteten sich die romantischen Nachahmer neben all der Verwertung einzelner Motive und der ganzen Anlage der »Lehrjahre« doch auch eine viel freiere Technik. Innerhalb des von Goethe gegebenen Rahmens schaffte sich neben all den stofflichen Momenten des »Wilhelm Meister« bald eine tolle Unordnung, ein schrankloses Sichgehenlassen Raum. Ehe Brentano seinen »verwilderten« Roman »Godwi« (1801 f.) veröffentlichte, hatte schon Tiecks »Sternbald« (1798) und Friedrich Schlegels »Lucinde« (1799) gezeigt, wie weit in unkorrekter Architektonik Nachbildungen der »Lehrjahre« gehen konnten. Jean Pauls Unfähigkeit, schlicht zu erzählen, seine Kompositionswitze und seine verblüffenden Unordnungseffekte hatten die Romantiker bestochen und veranlaßten sie, mit Goethes Weise die durchaus entgegengesetzte Art Jean Pauls zu verknüpfen. Und noch ein Zweites holten sie sich aus Jean Paul: seine zwiespältigen Männer von Roquairols Kaliber und seine Frauen, vor allem die Emanzipierten. Unter ihren Händen gelangten diese Figuren zu einer Auflockerung aller Ethik, die weit hinausführte über das genußfrohe Wanderleben Meisters. Eine Stütze bot ihnen bei solchem Treiben die Sinnlichkeit von Heinses Künstlerroman »Ardinghello.«

Heinses emanzipierte Frauen empfinden die Ehe als eine drückende Fessel. Ardinghello stimmt ihnen bei: »Warum sollen wir uns von Gewohnheiten und Gesetzen im Zaum halten lassen, die bloß für den Pöbel sind, eben weil er Pöbel ist, der sich nicht selbst regieren kann?« Schlimmer treibt Jean Pauls Roquairol ein frevles Spiel mit einem Weibe, das über die engen, ihrem Geschlechte gezogenen Grenzen hinausgehen möchte. In den romantischen Romanen steigert sich unter und neben solchen Vorbildern die Liebesodyssee Meisters bald zu einem

Hedonismus, der von dem Verhältnis der Geschlechter jedes einengende Band abstreifen möchte. Tiecks »Sternbald« wird von »Florentin« noch übertrumpft, und Brentanos »Godwi« versteigt sich beinahe zu einer Verherrlichung des Hetärentums.

Freies dichterisches Schaffen begegnet sich mit dem Leben auch in solcher Auflockerung der Ethik, in solcher Untergrabung der Ehe. Natürlich versuchten selbst die Extremsten nicht, Ardinghellos oder Florentins Abenteurerexistenz bis ins Letzte nachzuahmen. Daß jedoch die Romantiker zu guten Ehemännern kaum taugten, hat uns Ricarda Huch gezeigt; und Romantikerinnen vielleicht noch weniger zu guten Ehefrauen. Von einer Hand in die andere überzugehen, ist den Frauen des Kreises selbstverständlich. Beispiele sind zu bekannt, um aufgeführt zu werden. Es lag im Zug der Zeit. Selbst die Antiromantikerin Therese Heyne läßt sich von Forsters in Hubers Arme gleiten. Adam Müller vollends, obgleich prinzipieller Gegner der Ehescheidung, war mit der geschiedenen Frau von Haza vermählt. Frau von Staël hat doch wohl nicht ganz Unrecht, wenn sie in ihrem Buche: »De l'Allemagne« von der »facilité du divorce dans les provinces protestantes« Deutschlands spricht und meint, sie beeinträchtige die Heiligkeit der Ehe: »On y change aussi paisiblement d'époux que s'il s'agissait d'arranger les incidents d'un drame«.[1] Selbst Naturen von rigoroser Sittlichkeit wie Arnim fühlten gelegentlich eine Erschütterung ihrer Überzeugungen. Sein Freund Brentano hatte eine geschiedene Frau geheiratet, Sophie Mereau; beseligendes und beruhigendes Glück, freilich nur ein kurzer schöner Frühlingstag, war ihm an ihrer Seite geworden. Nach ihrem Tode verfiel er haltlos der Koketterie Auguste Busmanns. Der neue Bund gestaltete sich ihm zu einem heillosen Übel, Scheidung schien der einzig mögliche Ausweg. Arnim aber schreibt im März 1808 an Brentano: »Raten möchte ich Dir nie so etwas, ich finde es gegen das göttliche Recht.« Dennoch muß er kurz darauf Tieck bekennen: »Brentanos verzweiflungsvoll elende Heirats- und Ehestandsgeschichte macht mir Kummer und religiöse Zweifel über den Ehestand, sie stecken da wie im geläbberten Meere und können nicht zueinander und nicht voneinander.«[2] Goethe selbst lieh, als Caroline sich von Wilhelm Schlegel trennte, um Schelling die Hand zu reichen, seine mächtige

[1] I 3 und III 19; vgl. auch meine Studie »Frau von Staëls Buch ,De l'Allemagne' und ,Wilhelm Schlegel' in den »Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Festgabe für R. Heinzel«. Weimar 1898, S. 316 ff.

[2] R. *Steig*, Arnim und Brentano, S. 248. Holtei, Briefe an Tieck, Bd. 1, 14.

Hilfe. Nach evangelischem Kirchenrecht hatte Karl August als Landesherr und Oberhaupt der Landeskirche ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Auf ihn scheint Goethe im Sinne der Hauptbeteiligten eingewirkt zu haben.[1]

Nur gelinde Übertreibung der im Leben tatsächlich bestehenden Verhältnisse leistete sich Wieland, als er in dem »Taschenbuch auf das Jahr 1804«, das er gemeinsam mit Goethe herausgab, seine Novelle »Freundschaft und Liebe auf der Probe« vorlegte. Zwischen zwei Paaren spielt sich ein Tausch der Frauen ab, und er wird, da die neuen Verbindungen nicht zu allgemeiner Befriedigung ausfallen, wieder rückgängig gemacht. Das Ganze mutet wie eine Parodie an. Daß Wieland selbst ironisch seiner Zeit ein Schnippchen schlug, bezeugen wohl die maliziösen Worte, mit denen er im »Hexameron von Rosenhain« die Erzählung begleitet: man »könnte diese Anekdote zu einem der artigsten Romane ausspinnen, die seit manchem Jahr in unsrer romanreichen, wiewohl sehr unromantischen Zeit zu Tage gefördert worden«.[2] Wieland versäumt übrigens nicht, seiner Scheidungsnovelle eine legislative Voraussetzung zu geben: »um eben diese Zeit« sei in Frankreich »das berüchtigte Gesetz« erschienen, »welches die Unauflöslichkeit der Ehe aufhob und die Scheidungen so leicht und willkürlich machte, als es der Leichtsinn und Wankelmut des lebhaftesten Volkes auf dem Erdboden nur immer wünschen konnte«.[3] Wieland erzählt des weiteren, die Beispiele getrennter Ehen seien bald in größeren Städten so häufig geworden, daß die Furcht vor Nachrede niemanden mehr abzuschrecken brauchte.

Wieland denkt an die völlige Freigebung der Ehescheidung im Zeitalter der französischen Revolution. Schon der Code Napoléon (1804) suchte da wieder einschränkend zu wirken. Wo er auf deutschem Boden Gesetzeskraft erlangt hatte, da mag er immerhin noch viel liberaler gewesen sein als die bis dahin geltenden Landesgesetze. Wie alle diese Voraussetzungen auf die deutsche Ehe gewirkt haben, bezeuge noch Rehbergs Rezension der »Wahlverwandtschaften« in der Hallenser Literaturzeitung vom 1. Januar 1810: »Es ist ja heut zu tage so leicht Ehen zu trennen und neue zu knüpfen. Wie manche tanzte gern selbst auf dem Hochzeittage ihrer geschiednen Hälfte!«[4]

Frau von Staël fügte ihrer Schilderung der deutschen Ehezustände und -mißstände die Bemerkung an: »L'esprit

[1] *Plitt*, Aus Schellings Leben, Bd. 1, 402 f.
[2] Hempelsche Ausgabe, Bd. 13, 124.
[3] Ebenda S. 113.
[4] J. W. *Braun*, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen, Bd. 3, 231.

paradoxal ébranle les institutions les plus sacrées, et l'on y a sur aucun objet des règles assez fixes.« Wenn diese Worte besagen sollen, daß die Träger der romantischen Lebensanschauung an der Lockerung der Ehebande schuld seien, so muß ihnen widersprochen werden, und zwar um so energischer, da ja heute noch immer die Anschauung herrscht, Friedrich Schlegels und seiner Genossen Kampf gegen die »Moral« der greisenhaft gewordenen Aufklärung habe auf völlige Beseitigung jeder Ethik gezielt. Vielmehr zeigt sich auch hier der Gegensatz, der die romantische Theorie von dem Leben und Dichten der Romantiker trennt. Zu der alles überragenden Höhe der spekulativen Konzeptionen Fr. Schlegels, Hardenbergs, Schleiermachers sind die älteren und die jüngeren Genossen weder in den Schöpfungen ihrer Phantasie noch in ihrer Lebensgebarung emporgedrungen. Der Gedanke der neuen Ethik, den die romantischen Denker im Kopfe trugen, war groß und fruchtbar. Nicht, wie man gewöhnlich behauptet, auf schrankenlos freie Ausbildung der Individualität war ihr Absehen gerichtet. Sondern sie waren überzeugt, daß jedem Menschen eine Persönlichkeit mitgegeben sei, die naturgesetzmäßig sich entfalten könne, wenn anders der Mensch dieser naturgesetzlichen Entwicklung fördernd unter die Arme greife. Was Schleiermacher später in seinem »System der Sittenlehre« in die Worte brachte, das Sittengesetz sei die innerlich notwendige Funktion des intelligenten Wesens, das schwebte Friedrich Schlegel von Anfang an vor. Es ist die kühne Idee einer organischen Sittlichkeit, die dem kategorischen Imperativ Kants gegensätzlich gegenübersteht, ihm aber an Größe nichts nachgibt.

Mir stellt deshalb ein oft zitiertes, von Gegnern und von Freunden viel mißbrauchtes Paradoxon Friedrich Schlegels nicht das letzte Wort dar, das die romantischen Denker über das Eheproblem zu sagen hatten: »Es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte.« Man lese nur einmal das ganze 34. Athenaeumfragment, um zu erkennen, daß nicht Frivolität eines paradoxen Geistes, sondern ernstes sittliches Gefühl hier gegen die Unehen moderner Kultur sich wendet. Friedrich Schlegel eifert gegen Ehen, die nur aus äußerlichen Gründen geschlossen sind, und will an ihre Stelle »wirkliche Ehen« setzen, »deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehre Personen nur Eine werden sollen.« Neben diesem wohlberechtigten Ideal einer »wirklichen Ehe« erscheinen ihm fast alle Ehen, die er kennt, nur als »Konku-

binate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe.« Um da Wandlung zu schaffen, um sein Ideal der Ehe zu verwirklichen, scheut er nicht den Wunsch, der Staat möge die »mißglückten Eheversuche« nicht »mit Gewalt zusammenhalten«. Das heißt: Scheidung ist ihm ein notwendiges Übel, aber nur für den Augenblick; wenn einmal die »wirkliche Ehe« sich durchgesetzt hat, kann dieses Mittel fortfallen. Ganz auf demselben Standpunkt steht Schleiermacher, der im 364. Athenaeumfragment, in dem heute oft angerufenen »Katechismus der Vernunft für edle Frauen« zwar ein viertes Gebot kennt: »Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde.« Doch wer in diesen Worten eine rückhaltlose Empfehlung der Scheidung erblickt, der lasse sich eines Bessern durch das siebente Gebot belehren: »Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte.« Ganz wie Friedrich Schlegel kämpft auch er für die »wirkliche Ehe«, und in ihr erblickt er ein unlösbares Band.

An ein Tauschgeschäft, wie es in Wielands Novelle abgemacht wird, dachte Friedrich Schlegel bei dem spitzen Sarkasmus seiner »Ehe à quatre« sicher nicht. Als letzter und entscheidender Beweis sei seine »Lucinde« angeführt, der man so gern das Attribut »lüderlich« leiht, die als Inbegriff der Unsittlichkeit nicht nur den vielen gilt, die sie nicht gelesen haben, und die doch zweimal[1] für Heilighaltung der Ehe eintritt. Einmal spottet das Buch über die Unehen der Zeit, ganz wie das 34. Athenaeumfragment: »Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum.« Und er schließt epigrammatisch: »Gewiß muß es für solche Subjekte ebenso bequem als unterhaltend sein, im Verhältnis der Wechselverachtung nebeneinander weg zu leben.« An der zweiten Stelle schreibt der Held des Romans: »Leichtsinnig lebte ich über die Erde weg, und war nicht einheimisch auf ihr. Nun hat das Heiligtum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben. Ich schwebe nicht mehr im leeren Raum einer allgemeinen Begeisterung, ich . . . finde alles wahrhaft nützlich, was irgend eine ewige Liebe mit ihrem Gegenstande vermählt, kurz alles was zu einer echten Ehe dient.«

[1] Die beiden Stellen finden sich S. 111f und 226f. der ersten Ausgabe.

Sogar also im Rahmen seines Romans tritt Friedrich Schlegels Theorie zu den Gebräuchen romantischen Lebens und Dichtens in Gegensatz. Ein letztes Argument, daß nicht aus der romantischen Doktrin die allzufreie Sittlichkeit der Sternbald, Florentin, Godwi erwachsen ist. An anderer Stelle ist ihre Voraussetzung zu suchen. Die Romane Heinses kommen dem Zuge der Zeit weit mehr entgegen. Seine mächtigste Verkörperung aber fand dieser Zug in den »Lehrjahren.« Viel stärker müßte die sittliche Idee, in der die »Lehrjahre« gipfeln, herausgearbeitet sein, wenn die Dichtung nicht solche Folgen zeitigen sollte. Der mißverständliche und mißverstandene Roman hat die Ethik der Zeit untergraben; Schiller aber sah ganz richtig das Kommende voraus, als er die Idee der Meisterschaf schärfer geformt und stärker betont wünschte.

* * *

Nicht bloß in dem oben verwerteten Gespräche, auch am 18. Januar 1825 erwähnt Goethe Eckermann gegenüber Schillers Briefe über die »Lehrjahre.« Und auch diesmal spricht er ein Wort der Abwehr. Augenscheinlich denkt er an Schillers Wünsche, wenn er zugesteht: »Es gehört dieses Werk übrigens zu den inkalkulabelsten Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist.« Ironisch verweist Goethe alle, die eine Tendenz in den »Lehrjahren« finden wollen, auf Friedrichs Worte von Saul. »Denn im Grunde«, fügt er hinzu, »scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.«

Auch sonst wehrt sich Goethe bekanntlich mehrfach gegen die Forderung, daß seinen Dichtungen eine »Idee« zugrundeliegen müsse. Etwa auch am 6. Mai 1827 in einem weiteren Gespräche mit Eckermann. Diesmal jedoch nimmt er *ein* Werk aus: die »Wahlverwandschaften.« Er nennt sie »das einzige Produkt von größerm Umfang«, bei dem er sich bewußt sei »nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben.« Ganz im Sinne der Äußerung vom 18. Januar 1825 gesteht er zu, der Roman sei dadurch zwar für den Verstand faßlicher, aber nicht besser geworden. »Vielmehr bin ich der Meinung: je

inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.«

Ein Ideenkunstwerk dem inkommensurablen »Wilhelm Meister« gegenüberzustellen, mußte Goethe sich um so stärker gedrängt fühlen, da ja Schiller Recht behalten hatte. Man hat angenommen, daß Wielands Novelle den Anstoß zur Abfassung des Romans gegeben habe.[1] Wer indess den im Vorhergehenden entwickelten Komplex von Tatsachen aus Leben und Dichtung der Romantik beherzigt, dem dürfte einleuchten, daß nicht jene einzelne Erzählung, sondern die allgemeine, von den mißverstandenen »Lehrjahren« inaugurierte Lockerung sittlicher und vor allem ehelicher Bande Goethe nahelegte, den Liebesfahrten Meisters eine Dichtung von strengerer Ethik folgen zu lassen, gegen Philine und ihre Nachfolgerinnen Ottilie auszuspielen und ihr die Rettung der gefährdeten Ehe anzuvertrauen.

Das Sinnliche — so formuliert Goethe Anfang Dezember 1809 in einem Gespräche mit Riemer[2] — wird in den »Wahlverwandtschaften« durch das Schicksal bestraft, »d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert.« Wie Werther sich erschießen müsse, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich hat werden lassen, »so muß Ottilie karterieren, und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph.« Unzweideutig bekennt also Goethe die sittliche Tendenz seines Romans. Er ist geschrieben worden, um die entheiligte Ehe wieder zu Ehren zu bringen.

Daß Goethe sich über die in romantischer Dichtung und in romantischem Leben übliche Unterwühlung der Ehe nicht freuen konnte, lag tief in seinem Wesen begründet. Im Hinblick auf die »Wahlverwandtschaften« hat Goethe am 30. März 1824 zu Eckermann gesagt: »Der selige Reinhard in Dresden ... wunderte sich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke«. Das Bekenntnis ist hochwichtig. Denn auch wir unterschätzen gern Goethes Respekt vor der Ehe. Nicht erst um 1809 ist Goethe zu diesem Respekt gelangt. Wohl hatte er einst in »Stella« scheinbar das Gegenteil bezeugt; allein was unter ungewöhnlichen Umständen einmal gelten durfte,

---

[1] B. *Seuffert*, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Bd. 2, 467 ff. Vgl. Goethe-Jahrbuch, Bd. 15, 156 f. V. *Schweizer* in Heinemanns Ausgabe von Goethes Werken (Bd. 8, 166) und F. *Muncker* in der Jubiläumsausgabe (Bd. 21, S. IX) erwähnen Seufferts Vermutung, ohne aber eine direkte Entlehnung anzunehmen.

[2] Biedermann, Goethes Gespräche, Bd. 2, 285 f.

sollte nach Goethes Ansicht nicht zur Regel werden. Deshalb hat er 1805, wenige Jahre vor den »Wahlverwandtschaften«, seiner »Stella« ein tragisches Ende gegeben, zum großen Entsetzen der Romantiker, die hier ein über ihre Lebensgebräuche gehaltenes Gericht ahnten.[1] Viel strenger noch aber sollte dieses Gericht in den »Wahlverwandtschaften« geübt werden. Wie enge Grenzen Goethe menschlicher Bewegungsfreiheit in der Ehe zog, beweist schon sein »Werther«. Hat Goethe der verheirateten Lotte auch nur entfernt das gestattet, was ihrem Gegenstück Julie vor ihrer Ehe von Rousseau erlaubt worden ist? Goethes Beziehungen zu Frau von Stein dürfen nicht gegen sein Bekenntnis vom 30. März 1824 ausgespielt werden. Besser wäre es, bei der Ergründung dieser Beziehungen das Bekenntnis nicht aus dem Auge zu verlieren; dann wird wenigstens verständlicher, was Schiller an Körner am 12. August 1787 über Goethe und Frau von Stein schreibt: »Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.« Für Goethes strenge Anschauung von ehelicher Treue spricht jedoch nichts stärker als sein eigner Bund mit Christiane. Daß die Leidenschaft, die Minna Herzlieb in Goethe entfachte, ihm überhaupt als Untreue gegen Christiane erscheinen konnte, beweist wohl am besten, wie heilig ihm seine Ehe war. Erich Schmidt[2] berichtete vor kurzem, daß Frau Johanna Frommann zwar die »wechselseitige Anziehung zwischen dem Mädchen und dem Dichter manchmal mit Sorge belauschte«, dann aber die »Wahlverwandtschaften« las, ohne zu ahnen, daß diese wechselseitige Anziehung dem Roman zugrunde liege. Gibt es ein unzweideutigeres Zeugnis für die Tatsache, daß der Seelenkampf Goethes, den der Roman widerspiegelt, sich nur in seinem Innern abgespielt hat?

Die von Erich Schmidt vermittelten Worte Johanna Frommanns lehren auch, daß, was wir über Goethes Liebe zu Minna Herzlieb wissen, zu einer Deutung des Kunstwerks so gut wie nichts beiträgt. Die nur wenig, nur in den allgemeinsten Zügen bekannte Wirklichkeit liegt so fern ab von dem Roman, Goethe hat so viel umgewandelt und umgeschmolzen[3], daß für das ganze Problem die mystisch andeutenden Worte der »Annalen« von 1809 noch immer den ausgiebigsten Aufschluß geben: »Niemand verkennt

---

[1] Vgl. u. a. W. Schlegels Sämmtl. Werke, Bd. 8, 152.

[2] Spielhagen-Album, F. Spielhagen ... zu seinem 70. Geburtstag ... gewidmet. Leipzig 1899, S. 5 ff.; vgl. Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1899, IV 8d: 25.

[3] Gleicher Ansicht ist *Schweizer* a. a. O. S. 167 f.

an diesem Roman eine tief-leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.«[1] Gewiß haben schwere Seelenkämpfe den letzten Anstoß zur Abfassung der Dichtung gegeben, gewiß hat Goethe einen Roman zugunsten der Heilighaltung der Ehe geschrieben, weil er eben noch an sich selbst erfahren hatte, wie schwer Entsagung fällt. Daß er jedoch im Alter überhaupt noch einmal eine versteckte Generalbeichte abgelegt hat, dazu dürfte er wohl durch die sittlichen und ehelichen Wirren seiner Zeit, das heißt der romantischen Epoche, gedrängt worden sein. Über eine brennende, ihm wichtige Frage spricht er sich dichterisch aus. Ohne Zweifel hat es den Roman künstlerisch mächtig gefördert, daß diese Frage in dem Augenblicke ihm nicht bloß Verstandesproblem, sondern eignes schweres Erlebnis geworden war. Das Problem an sich war ihm indes auch ohne dies Erlebnis wichtig genug.

Versetzt hat er den ganzen Vorgang aus seiner Sphäre in eine Welt, in der romantisches Fühlen weit stärker waltete, als in Goethe selbst. Vor allem: Eduard ist nicht Goethe.

Selbstverständlich konnte Goethes Absicht nicht sein, in Eduard einen Doppelgänger der Sternbald, Florentin, Godwi zu geben; da hätte er ja nur einen Abklatsch Wilhelm Meisters zu bieten gehabt. Doch die Züge romantischer Lebensführung eignen durchaus dem Helden der »Wahlverwandtschaften.« Vor allem gilt auch von ihm, was Ricarda Huch von den romantischen Naturen überhaupt sagt: er lebt nicht, er wird gelebt.[2] In Meister erwacht zuletzt der Gedanke, daß er selbsttätig, wie der Künstler seinen Stoff formt, sein Leben zu einem Kunstwerk gestalten soll; Eduard läßt sich treiben, er ist ewig der Geführte, und nur die Leidenschaft erweckt ihn momentan zum selbständigen Handeln. Wenn romantische Menschen in Leben und Dichtung unfähig sind, auf einen Wunsch zu verzichten, so erzählt die erste direkte Charakteristik, die der Roman Eduard widmet, von ihm: »Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer ... Heirat mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, ... nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Übertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimütig, wohltätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen?« (I, 2; S. 12,

[1] Jubiläumsausgabe Bd. 30, 243, 10ff.
[2] A. a. O. S. 131.

9ff.).[1] Dies stete Begehren treibt auch Eduard ruhelos umher. Ein Beruf fehlt ihm, von Heimatsgefühl ist keine Rede, und Familienbande sind ihm lästig. Wie Dorotheas Florentin es beabsichtigt, Eichendorffs Friedrich es später wirklich durchführt, zieht er, da sein Lebensschiff zu stranden droht, in den Krieg. Allerdings motiviert Goethe strenger als die Romantiker, und stärker verdeutlicht er auch bei dieser Gelegenheit das Milieu, die soziale Schicht, in der Eduard sich bewegt. Nicht wie einen romantischen Träumer läßt er Eduard zufällig auf den Gedanken verfallen. Am Ende des ersten Teils, da Eduard von Ottilie sich getrennt sieht und in seelischem Leid zu vergehen droht, sagt Goethe: »In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu töten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushilfe« (I, 18; S. 143, 12ff.). Und vorsorglich setzt er noch hinzu: »Der wieder ausgebrochne Krieg begünstigte sein Vorhaben« (Z. 28f.) — in napoleonischer Zeit eine hinreichende glaubhafte Begründung!

Echt romantisch reift auch Eduard schwer zum Manne. Er steht »im besten Mannesalter« (I 1, S. 3, 2); aber er hat »bei zunehmenden Jahren immer etwas kindliches behalten« (I 7; S. 60, 5f.). Und so lebt er als ewig unreifer Lebensdilettant, und als Lebensdilettant stirbt er. Legt ihm doch Goethe am Schlusse des Werks (II 18; S. 301, 3ff.) das Bekenntnis in den Mund: »Was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt.« Deutlicher konnte die »falsche Tendenz« seines Strebens (dieser Gegenpol der Lebenskunst) nicht herausgehoben werden.

Dem Lebensdilettantismus entspricht ganz romantisch sein Kunstdilettantismus. Wie Sternbald, Julius, Florentin zu ernstem Schaffen nicht gelangen, so ist auch Eduard »nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen«, sein Flötenspiel auszubilden, »ob er sich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte« (I 2; S. 22, 1ff.). Daß er niemals dazu kam »seine Papiere nach Fächern abzuteilen« (I 4; S. 32, 24f.), war in den Augen des Sohns von Rat Goethe ein letztes entscheidendes Zeichen der Unfähigkeit Eduards, das Leben ernst zu führen.

Darf nicht endlich auch als romantischer Charakterzug Eduards die Neigung beansprucht werden, abergläubisch an

[1] Die »Wahlverwandtschaften« sind meist nach Buch und Kapitel, durchaus aber auch nach der Jubiläumsausgabe zitiert, die augenblicklich den bestgereinigten Text gibt.

kleinliche Requisite sein Schicksal zu binden? Ein Becher mit den Initialen E und O wird ihm zum Bürgen, daß er einst noch Ottilien gewinnen soll. Nimmt dieser Schicksalsbecher, der im Roman mehrfach auftaucht[1], nicht die Talismane der späteren Schicksalstragödie vorweg?

Unnötig ist hier weiter auszuführen, wie in Gegensatz zu Eduard seinen Gegenspielern Charlotte und dem Hauptmann romantische Charaktereigenschaften fehlen. Insbesondere bei Charlotte macht sich ein Stich ins Rationalistische geltend. Daß Eduards Kunstdilettantismus zu ihrer Fertigkeit Klavier zu spielen kontrastiert, erscheint unter jenen Voraussetzungen ebenso selbstverständlich wie des Hauptmanns Ordnungssinn neben Eduards Unfähigkeit, sein Archiv in sauberen Zustand zu bringen.

Ganz romantisch ist das Milieu, in das Goethe den Roman verlegt. Freilich, romantisches Bohêmeleben darzustellen, wie etwa Sophie Bernhardi-von Knorring, Tiecks Schwester, es führte, war seine Absicht nicht. Aber günstige wie abfällige Zeitkritiken bezeugen, daß Bräuche und Gewohnheiten der romantischen Gesellschaft von Goethe getreu wiedergegeben sind. Solger, selbst Romantiker, bemerkt in seiner, von Goethe aufs Höchste gepriesenen Analyse[2], der Roman bewege sich »ganz auf einheimischem und frischem Boden der Zeit.« Und er setzt hinzu: »Nach einigen Jahrhunderten würde man sich hieraus ein vollkommenes Bild von unserm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.« Zu den Dingen, die »Mode« des romantischen Zeitalters sind, rechnet er: Gartenkunst, Liebhaberei an der Kunst des Mittelalters, Darstellung von Gemälden durch lebende Personen.

Die lebenden Bilder werden auch von anderen Kritikern als neueste Mode der Zeit bezeichnet. Antiromantische Rezensenten fühlen dabei wohl durch, daß Goethe in den Motiven, die er hier verwertet, dann überhaupt in den künstlerischen Bemühungen des Architekten ganz ins Fahrwasser der sonst von ihm verpönten Richtung von Wackenroders »Herzensergießungen« und von Tiecks »Sternbald« einlenkt, daß er nazarenische Kunst zur Geltung bringt. Nazarenische Neigungen macht die »Zeitung für die elegante Welt« vom 2. Januar 1810 dem Roman überhaupt zum Vorwurf.[3] Sie findet die »Kanonisation der Büsserin Ottilie«, das »bare Wunder, das die Berührung ihres Sarges an dem zer-

[1] Vgl. S. 76, 5 ff., 140, 18 ff., 249, 25 ff., 300, 22 ff.

[2] »Nachgelassene Schriften und Briefwechsel«. Leipzig 1826. Bd. 1, 182 f. Vgl. Goethe zu Eckermann, 21. Jan. 1827: »Es ist nicht leicht etwas Besseres über jenen Roman gesagt worden«.

[3] *Braun*, a. a. O. S. 234.

schmetterten Mädchen tut«, die »Wallfahrt, die nun zur mystischen Kapelle geschieht,« um so auffallender, »je mehr dies mit einer verfehlten Tendenz gewisser phantastischer Kunstmenschen im Einklang, aber mit den wohlbekannten Äußerungen des hochherzigen Verfassers selbst über dergleichen Faseleien in Widerspruch steht«. A. W. Rehberg vollends, der Rezensent in der Hallenser Literaturzeitung Ottilie sei »nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung an Mignon und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto«.[1] Deutlicher konnte der Kritiker die nazarenischen Motive des Romans nicht kennzeichnen.

Noch schlechter erging es im antiromantischen Lager den naturphilosophischen Elementen der »Wahlverwandtschaften«. »Unser ungläubig-abergläubisches Zeitalter liebt es gar sehr, in der Naturlehre zu dem kindlichen Sinne der Ahndungen zurückzukehren«, meint Rehberg.[2] Er deutet auf »die unbegreifliche Ähnlichkeit eines Kindes mit zwei Personen, welche die Herzen der Eltern in dem Augenblicke beschäftigten, da der wunderbare Zwitter entstand«. Zu gleichem Zwecke müssen ihm die »magnetischen« Versuche in 11. Kapitel des zweiten Buches dienen: »Vornehme Leute, die von den Versuchen der bayerschen Akademie über die Metallfinder gehört haben, werden sich über die physikalischen Versuche eines Engländers freuen«. Auch diese Versuche bestätigen ihm, daß in dem Roman »sich unsere Zeitgenossen überall zu Hause finden«. Wir aber können heute den romantischen Ursprung exakt nachweisen.

Hat doch schon vor fast einem Vierteljahrhundert Otto Brahm[3] den romantisch-naturphilosophischen Ursprung dieser magnetischen Experimente erkannt. Der Begleiter des Lords entdeckt, daß Ottilie, wenn sie über ein verborgenes Kohlenlager geht, von Kopfschmerz befallen wird; er entschließt sich sofort »das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen« (S. 245, 25). Mit seinem »Apparat von goldnen Ringen, Markasiten und andern

[1] Ebenda S. 229.

[2] Ebenda S. 230 f.

[3] Vgl. Otto *Brahm*, Eine Episode in Goethes Wahlverwandtschaften (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 1882, Bd. 26, 194—197). Angezogen sind hier die Briefe Schellings an Windischmann (bei Plitt Bd. 2, 109, 119, 128) und an Hegel (ebenda 112 ff. 115 f.), Carolinens an Luise Wiedemann (bei Waitz Bd. 2, 328 ff.) und Dorotheas an Friedrich Schlegel (bei Raich Bd. 1, 217 f.). Die beiden Aufsätze Schellings finden sich in den »Sämtlichen Werken« Abt. 1, Bd. 7, 487 ff. Hegels Brief an Goethe: Goethe-Jahrbuch Bd. 16, 59. — Vgl. auch Ricarda *Huchs* zitiertes Buch S. 99 ff. und *Karstens* Artikel »Ritter« in der »Allgemeinen deutschen Biographie« Bd. 28, 675.

metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte«, nimmt er Versuche an Charlotte und Ottilie vor: Ein Faden, an dem Metall befestigt ist, wird, über Metall gehalten, in Ottiliens Hand »wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen« (S. 246, 28f.), während er in Charlottens Hand nicht im mindesten schwankt. Der Versuch bewirkt bei Ottilie neue Kopfschmerzen. Der Begleiter ist alsbald bereit, sie völlig von ihrem Übel zu heilen. Charlotte aber lehnt den Antrag ab, weil sie in ihrer Umgebung nicht etwas zulassen will, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Brahm bringt den ganzen Vorgang mit Experimenten in Zusammenhang, die Ende 1806 und Anfang 1807 in München von Schelling, Baader und J. W. Ritter getrieben wurden. Campetti, ein italienischer Erz- und Wasserfühler, war entdeckt worden; Ritter suchte ihn auf, um ihn zu studieren, und brachte ihn nach München. Die Resultate der Beobachtungen wurden von Schelling und Caroline brieflich verbreitet; im »Morgenblatt« (1807 No. 26) besprach Schelling sie in raschem Überblick, ausführlicher erörterte er sie im »Intelligenzblatt« der Jenaischen »Allgemeinen Litteraturzeitung« (1807 No. 36). Fast alle Einzelheiten der Versuche des 11. Kapitels sind hier vorweggenommen. Die Übereinstimmung ist so groß, daß der Zusammenhang einleuchten müßte, auch wenn seit Brahms Nachweis nicht noch ein entscheidender Beleg hervorgetreten wäre: ein Brief Hegels an Goethe vom Ende Januar 1807, der in knappen Worten die Experimente meldet, zugleich nähere Details »einer persönlichen Aufwartung« vorbehält. Freilich erzählt Hegels Brief an Schelling vom 23. Februar 1807 (Brahm hat ihn nicht beachtet): »Göthe'n habe ich neugierig darauf gemacht, der einstweilen seine Späße dabei anbrachte«. Doch die »Wahlverwandtschaften« beweisen am besten, daß er diese Dinge allmählich anders betrachten lernte, mindestens sie dichterischer Verwertung für würdig hielt.

Die Kur indeß, die der Begleiter an Ottilie vornehmen wollte, und die von Charlotte abgelehnt wurde, dürfte auf »magnetische« Behandlung angelegt gewesen sein. Aus den Experimenten hatte er erkannt, daß Ottilie zu magnetischen Kuren tauge. Das ist ganz im Sinne von Schellings Mitteilungen über Campetti gedacht. Ihm gilt die Fähigkeit des Erzfühlens »als ein geringerer Grad des Somnambulismus« [1] und somit als ein Phänomen des »Magnetismus.«

[1] *Schellings* Werke a. a. O. S. 493. — Schellings Brief an Hegel vom 11. Januar 1807 scheidet ausdrücklich zwischen Menschen, bei denen die Experimente glücken, und solchen, »denen die Natur die Kraft versagt oder Lebensart geraubt« hat (Plitt, Bd. 2, 113 f.).

Mithin rückt Ottilie in den Kreis der Lieblingsobjekte romantisch-naturphilosophischer Experimente ein.

Brahm meint, sein Nachweis gewähre einen interessanten Einblick in die realistische, und wie man heute sagen würde, entschlossen moderne Art Goethes. Ganz richtig! Denn auch hier offenbart sich, daß Goethe mit kräftig zugreifender Hand sein Bild in den Farben der Zeit malt. Dagegen ist die Episode nicht, wie Brahm annimmt, für die Ökonomie des Romans ganz bedeutungslos. Vielmehr ist sie nur eines der vielen naturphilosophischen Elemente, die sich am Ende des Werkes geradezu häufen. Immer wieder sind es Phänomene, die in romantisch-naturphilosophischem Sinne auf den geheimnisvollen Zusammenhang von Natur und Geistesleben hindeuten. Und immer steht Ottilie im Mittelpunkt dieser Erscheinungen.

Bringt das 11. Kapitel des zweiten Teils die magnetischen Versuche, so verkünden das dreizehnte und vierzehnte die seltsame Ähnlichkeit von Charlottens und Eduards Kind mit Ottilie und dem Hauptmann. Daß die gleichzeitige Kritik dieses romantische Element nicht übersieht, ist schon erwähnt. Ins 14. Kapitel fällt indeß auch Ottiliens seltsamer Schlafzustand, der sie nicht hindert alles zu hören, was um sie gesprochen wird. Zum zweitenmal in ihrem Leben stellt sich die Erscheinung ein (S. 267, 30). Offenbar galt in Goethes Augen auch dieser (kataleptische?) Zustand als ein Phänomen aus dem Gebiete der »Nachtseite der Naturwissenschaften.« Allein vergeblich sucht man in Gotthilf Heinrich von Schuberts bekanntem Werke von 1808[1], dieser Fundgrube Heinrichs von Kleist und E. T. A. Hoffmanns, eine Beschreibung oder auch nur eine Erwähnung der von Goethe geschilderten Erscheinung. Mit dem Somnambulismus, dem Schuberts 13. Kapitel eine ausführliche

---

[1] *Schuberts* »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft« sind mir nur in der 2. Auflage von 1818 zugänglich. Daß die Somnambülen nach dem Erwachen sich des im somnambülen Schlafe Erlebten nicht entsinnen, wird mehrfach, insbesondere S. 333 betont. Auch für Schubert ist Somnambulismus eine Erscheinung des »Magnetismus« und verwandt »mit dem neuerlich sehr zur Sprache gekommenen Gefühl für Metalle« (S. 353). — Goethe hat sich schon Ende 1808 mit Schuberts Buch beschäftigt; vgl. Biedermann Bd. 2, 231, 251. — Über *Kleists* Verhältnis zu Schubert sprachen zuletzt: Spiridion Wukadinović »Kleist-Studien« (Stuttgart 1904) S. 135 ff. und Erich Schmidt in seiner Ausgabe von Kleists Werken Bd. 2, 173 f. Ob das Buch von J. C. *Reil* »Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen« (1803) für die »Wahlverwandtschaften« von Bedeutung sei, kann ich nicht entscheiden, da es mir nicht zugänglich ist. — Über *Hoffmann* vgl. Grisebachs Ausgabe Bd. 6, 194, Bd. 8, 94.

Beschreibung widmet, hat Ottiliens Schlaf nichts zu tun. Denn das hervorstechende Kennzeichen des Somnambulismus ist — nicht nur für Schubert — der Mangel jeglichen Zusammenhanges zwischen dem Zustande des Wachseins und dem somnambülen Schlafe. Was in diesem Schlafe durchlebt wird, ist vergessen, sobald der Somnambüle erwacht. Nicht also aus Schuberts Buche hat Goethe, der es gut kannte, geschöpft; und nicht Schubert ist seine Autorität, wenn er dieses weitere Phänomen des »Magnetismus« auf Ottilie überträgt. Denn an Magnetismus ist wohl auch hier gedacht.

Das 18. Kapitel erzählt endlich die von der toten Ottilie ausgelösten wunderbaren Erscheinungen, über die wir schon die »Zeitung für die elegante Welt« antiromantisch haben absprechen hören. Rehberg wiederum gibt zu verstehen, daß auch in dem Kranze von Asterblumen, den die tote Ottilie auf dem Haupte trägt (S. 295, 30) von den Zeitgenossen ein romantisches Symbol gesucht worden ist: »Drehköpfige Leser finden in einem Asterkranze der Ottilie den beliebten Wernerschen Hyazinthen-Tand wieder,« wirft er hin.[1] Goethe freilich dürfte kaum hier an die »Weihe der Kraft« gedacht haben, während mit mehr Recht die Erwähnung der »zwar etwas barbarischen, aber doch tief gefühlten Ehrenbezeugung der Sarmaten, die sich nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken« (S. 93, 9ff.) mit Werners »Wanda, Königin der Sarmaten« und mit ihrer Weimarer Aufführung von 1808 verknüpft worden ist. Das tolle Stück selbst gedenkt des Brauches zwar nicht, wohl aber kann bei seiner Inszenierung Goethe um sarmatische Lebensbräuche sich gekümmert haben oder über sie durch Werner belehrt worden sein.[2]

Wenn Goethe in Eduard einen romantischen Lebensdilettanten zeichnet, so tut er es sicherlich im Interesse der »Idee« seines Romans; er will die Ehe wieder zu ihrem Rechte bringen, die unter romantischem Lebensdilettantismus gelitten hat. Weniger einfach löst sich die Frage, wozu all die eben angeführten romantischen Vorstellungen dienen sollen. Zunächst natürlich, um neben dem romantischen Lebensdilettanten Eduard auch Ottilie in den Kreis romantischer Naturen einzufügen. Sie unterliegt »magnetischen« Wirkungen, sie verhält sich aber auch menschlich Eduard gegenüber wie das willenlose Medium zu dem

[1] *Braun*, Bd. 3, 230.
[2] Vergl. *Schweizer* in Heinemanns Ausgabe Bd. 8, 452.

Magnetiseur. Sie ist eine Schwester Kätchens von Heilbronn; aus gleichen Vorstellungen erwächst sie, gleich mächtig wird sie vom Geliebten beherrscht. Allein sie entzieht sich der Macht, die sie lenkt und leitet. Sie überwindet sich und auf solche Weise Eduards Einfluß. Folglich stünde all der naturphilosophische Apparat vor Goethes Auge auf derselben Höhe wie der Lebensdilettantismus der Romantiker. Darf dies behauptet werden? Heißt es nicht das ganze Kunstwerk zerstören, wenn man annimmt, Goethe nehme *innerlich* gegen jene Dinge Stellung, so wie er es Eduard gegenüber tut?

Schon die zeitgenössischen Rezensenten legten sich die Frage vor, ob Goethe all diese Motive wirklich nur gebraucht, um objektiv das Zeitalter zu charakterisieren. Rehberg ruft: »Hat der Vf. des Werther und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publikum verspotten wollen?« Und er antwortet: »Im Ernste wird doch Goethe nicht allen Albernheiten des Tages nachjagen, um den Wind zu gewinnen.« Für die lebenden Bilder stellt Rehberg fest, Goethe habe »zu viel Lebensart, die vornehme Welt so zu behandeln«, daß sein Spott über diese Schaustellungen sich unverkennbar zeigte. Vielmehr schildere er — innerlich von dem künstlerischen Unwert überzeugt — »eine solche Szene in dem Sinne, worin sie gespielt wird«. Die »Zeitung für die elegante Welt« ist ihrer Sache nicht so sicher und schlägt dringendere Töne an: »Billigt also Goethe dies Spiel? . . . Goethes aufregende lebendige Darstellung wird noch mehrere zur Nachahmung reizen. Kann es ihm Ernst damit sein? Kann er diese tolle Zusammenschmelzung, die das Wesen der Malerei zerstört, dem lebendigsten aller darstellenden Kunstprodukte, der Mimik, den verruchten Medusenkopf vorhält, . . . so in Schutz nehmen wollen?«[1] Merkwürdig fremd war doch diesem überklugen Kunstrichter Goethes Kunstanschauung! War es nötig, ihn über die Vermischung von Kunst und Wirklichkeit aufzuklären, die in den lebenden Bildern liegt? Hätte der Rezensent auf Goethes diskrete Art, seine Ansicht anzudeuten, nur etwas mehr geachtet, ihm wäre die Stelle (S. 184, 24ff.) nicht entgangen, an der Goehte — für jeden Goethekenner von heute verständlich genug — seinen Einwand anbringt: »Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgeteilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu sein glaubte«; so schildert er zunächst scheinbar zustimmend den ganzen Vorgang. Man *glaubte* in »einer andern Welt«, d. h. in

[1] *Braun*, Bd. 3, 230f., 235.

der Welt der Kunst zu sein. Allein gleich fügt er einschränkend hinzu: »Nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.« Diese Worte brechen ästhetisch den Stab über die lebenden Bilder. Die »ängstliche Empfindung«, durch die Gegenwart des Wirklichen« wachgerufen, ist für Goethe und wäre ebenso für Schiller ein deutliches Kennzeichen nichtästhetischer Wirkung gewesen.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, ob Goethe die nazarenischen Motive nur um ihrer selbst willen oder aus persönlichem Anteil angebracht hat. Daß er nicht plötzlich für kurze Zeit ein Anhänger des kunstliebenden Klosterbruders oder Sternbalds geworden ist, scheint sicher; aber das Buch selbst bringt kein so eindeutiges Wort gegen des Architekten nazarenische Bemühungen wie gegen die lebenden Bilder. Dafür dürfte Goethe den Gehilfen im 7. Kapitel (S. 201, 30—202, 10) zum Vertreter seines Standpunkts gemacht haben: »Was mich betrifft, sagte er, so will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man sich gewisse besondre Räume widmet, weihet und aufschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überallhin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann.... Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler Tat zu gestalten.« Wer noch zweifelt, ob Goethe in diese Worte sein eignes Glaubensbekenntnis hineingelegt hat, der blicke in seinen Brief an Heinrich Meyer vom 27. April 1810.[1] Eine junge Dame hatte Bilder zu den »Wahlverwandtschaften« gesandt und augenscheinlich in nazarenischem Sinne Ottiliens Gestalt ausgebeutet. Genau wie der Gehilfe wendet auch Goethe sich gegen die Vermischung des Heiligen und des Sinnlichen und weist die junge Künstlerin derb von sich: »In unsrer Sprache zu reden, so hole der Teufel das junge künstlerische Mädchen, das mir die heilige Ottilie schwanger aufs Paradebett legt. Sie wissen besser als ich was ich sage. Jene können nicht vom Gemeinen und Niederträchtigen, von der Amme, von der Madonna loskommen und dahin zerren sie alles, wenn man sie auch gelinde davon zu entfernen wünscht. Das tote, das wirklich tote Kind gen Himmel zu heben, das war der Augenblick der gefaßt werden mußte, wenn man überhaupt solches Zeug zeichnen will.«

[1] Weim. Ausgabe, Abt. 4, Bd. 21, 250.

Die saftige Grobheit, mit der Goethe eine Künstlerin abfertigt, die aus seinem Roman Motive nazarenischer Malerei sich holt, legt denn doch die Annahme nahe, daß er nicht als Partisan des Nazarenismus die Bemühungen des Architekten[1] angesehen hat. Wenn irgendwo, so ist es ihm bei diesem romantischen Motiv nur um objektive Wiedergabe romantischen Zeitkolorits zu tun gewesen. Nahe läge dann freilich die Vermutung, daß er nicht bloß religiöse Kunst, auch die anderen religiösen Motive, zunächst die wunderbaren Vorgänge an und um Ottiliens Leichnam, als kühler Beobachter seiner Zeit, ohne auch nur entfernt für sie eintreten zu wollen, in den Roman aufgenommen habe. Allein mit voller Sicherheit läßt sich hier kaum so schnell Goethes wahre Meinung herausfinden. Eng sind diese seltsamen Vorgänge mit den naturphilosophischen Ideen des Romans und mit seiner sittlichen Tendenz verknüpft. Vor allem ist daher die Frage zu lösen: wie steht Goethe innerlich zu den naturphilosophischen Momenten seiner Dichtung? Dann ist auch die ethische Tendenz nochmals zu erwägen, ehe jenes Problem sich lösen läßt.

Hat Goethe an die »magnetischen« Erscheinungen geglaubt, die das 11. Kapitel des zweiten Teils erzählt? Ich möchte die Frage bejahen. Wo immer von den Geheimnissen, der »Nachtseite der Naturwissenschaften« in den »Wahlverwandtschaften« die Rede ist, nimmt der Erzähler sie als etwas Selbstverständliches hin und übt keinerlei Kritik; genau so hält er es, wie mit dem Wunderbaren in den »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. Daß Ottilie, wenn sie über ein verborgenes Steinkohlenlager

[1] Ist doch auch das Modell des Architekten der Nazarener D. *Engelhard* gewesen. Den romantischen Kreisen eng verbunden, wurde er für Goethe im Sinne der oben gegebenen Ausführungen ein weiteres Element, das, um die Zeit zu charakterisieren, aus dem romantischen Leben geholt ist. Die »Annalen« von 1811 (Jubiläumsausgabe Bd. 30, 264, 7 ff.) und Riemers Tagebuch (Deutsche Revue, Bd. 11, 35) dürften den Zusammenhang Engelhards und des Architekten als sicher erscheinen lassen; vgl. auch H. G. *Gräf*, Goethe über seine Dichtungen, Bd. 1, 470 f. Die Brüder Grimm haben mehrfach auf die Tatsache hingewiesen; vgl. ihren Briefwechsel S. 187, R. *Steig*, Goethe und die Brüder Grimm, S. 34, 53; Ders., A. v. Arnim und J. u. W. Grimm, S. 48. — Dagegen glaube ich nicht, daß *Bettina* der Gestalt Lucianens Züge geliehen habe. Varnhagens Tagebücher (Leipzig 1861, Bd. 2, 194 = Biedermann, Goethes Gespräche, Bd. 9, 112) machen Fräulein von Reitzenstein zum Modell Lucianens; gleiches geschieht im Briefwechsel Arnims und der Grimms (a. a. O.) Natürlich tragen diese Notizen nichts zur tieferen Erkenntnis von Goethes Werk bei, sowenig wie einige weitere Angaben über die Modelle Eduards und des Hauptmanns (Freiherr von Müffling), die sich an den beiden genannten Stellen finden.

schreitet oder wenn sie die Pendelversuche macht, Kopfschmerz empfindet, ist für Goethe nicht auffallender als die Tatsache, daß in geheimer Sympathie sie auf der linken, Eduard auf der rechten Seite manchmal Kopfschmerz hat. Ebenso selbstverständlich ist es für Goethe (die Nachricht findet sich in einer Zwischenbemerkung des Autors S. 52, 12 f.), daß der Smaragd »einige Heilkraft« an dem Gesichtssinne »ausübe«. Die wunderbaren Erscheinungen an Ottiliens Leichnam nimmt er im selben Sinne wie ihren seltsamen Schlaf. Er glaubt an die Möglichkeit des Vorganges, sucht aber nichts Übernatürliches in ihm. Nanni *ist* nicht an allen Gliedern zerschmettert, sie *scheint* es zu sein (S. 296, 29); und so kann sie auch aufspringen, sobald sie die Tote berührt hat. Früher hätte sie es nicht zustande gebracht. Wir nennen das heute einen Effekt der Autosuggestion. Und gleiches vollzieht sich, wenn andere an Ottiliens Leichnam Heilung suchen: »Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Übel behaftet waren, und sie *glaubten* eine plötzliche Besserung zu spüren. Das *Zutrauen vermehrte* sich, und zuletzt war niemand so alt und so schwach, der nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung *gesucht* hätte« (S. 300, 1—6). Hier spricht nicht ein Wundergläubiger, aber auch nicht ein Rationalist, der in all diesen Erscheinungen nur Täuschung erblickt. Goethe nimmt eine physische Wirkung an, die aus psychischen Motiven entspringt. Er kennt Wort und Begriff der Autosuggestion nicht, aber — wie die Naturphilosophie — ahnt er verborgene Bezüge von Körper und Seele, die der Aufklärung nur lächerlich erscheinen.

Wie hätte aber auch Goethe diese Dinge nicht ernst nehmen sollen, da ja doch das ganze Buch auf einer naturphilosophischen Konstruktion beruht? Die »Zeitung für die elegante Welt« beginnt ihre Rezension: »Die dynamischen Philosophen erklären es [die »Wahlverwandtschaften«] für die heiligste Tendenz des Zeitalters, denn es nimmt die qualitates occultas auf eine ganz neue, höchst geniale, alles dämonisierende Weise in Anspruch. Die Scheidekunst in einer weit höheren Potenz gab nicht bloß den Titel; sie durchdringt das Ganze, sie schürzt und löset den Knoten.«[1]

Varnhagen erzählt, Goethe habe die erste Anregung zu den »Wahlverwandtschaften« von Schelling erhalten. Er beruft sich dabei auf eine Mitteilung des Generals von Rühle, der die Nachricht von Goethe selbst haben wollte, und auf Kapps anonymes Buch über Schelling.[2] Diesem

[1] Braun, Bd. 3, 232 f.

[2] Vgl. 65 Anm. 1. — *Kapps* anonyme Schrift: »F. W. J. v. Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages.« Leipzig 1843, S. 193.

Zeugnisse gegenüber wäre es wohl übertriebene Vorsicht, die Anregung Schellings auf das 11. Kapitel des zweiten Bandes zu beschränken, das ja ganz sicher auf seine Berichte zurückgeht. Jedenfalls bedient sich die »Ankündigung« des Romans[1], die Goethe im »Morgenblatt« vom 4. September 1809 veröffentlichte, einer Terminologie, die den Begriff der chemischen Wahlverwandtschaft nicht bloß symbolisch mit seelischen Vorgängen verknüpft, sondern ihn naturphilosophisch auf Geistiges wie auf Physisches anwendet. Wohl erklärt sie zunächst nur, daß seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten Goethe gelehrt hätten, man bediene sich in der Naturlehre oft ethischer Gleichnisse; daß er darum einmal das umgekehrte tue und »in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprung zurückführe«. Dann aber wirft Goethe das Wort Gleichnis sofort bei Seite und behauptet ganz Schellingisch, er habe umsomehr von seelischen Wahlverwandtschaften dichten dürfen, »als doch überall nur *eine* Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind«.

Unzweideutiger klingt diese Ankündigung als das Gespräch, das Goethe an seinem Geburtstag im Jahre 1808 mit Riemer hatte. Hier heißt es nur, er habe die »Idee« bei dem Romane gehabt, »soziale Verhältnisse und die Konflikte derselben symbolisch gefaßt darzustellen«.[2] Nicht bloß symbolische Darstellung, nein, eine im Sinne der Naturphilosophie Schellings gehaltene Identifizierung psychischer und physischer Vorgänge war, der Ankündigung nach, Goethes Absicht.

Rein gleichnismäßig verwertet Goethe den Begriff der Wahlverwandtschaft schon früher. An Schiller schreibt er am 23. Oktober 1799, Crebillon kenne nicht die »zarte, chemische Verwandtschaft«, durch die Leidenschaften sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisieren, sich wieder scheiden und herstellen.

Etwas anders klingt es in den »Vorträgen über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie,[3] die 1796 verfaßt, 1820 erst gedruckt worden sind. Hier sollen organische und anorganische Körper geschieden werden. Als »Haupt-

[1] Weimarer Ausgabe, Bd. 41, 1, 34.
[2] Biedermann, Bd. 2, 216.
[3] Weimarer Ausgabe, Abt. 2, Bd. 8, 79 f.

kennzeichen« der anorganischen erscheint »die Gleichgültigkeit ihrer Teile in Absicht auf ihr Zusammensein«. Diese Teile hätten stärkere oder schwächere Verhältnisse, die »wie eine Art von Neigung aussehen, deßwegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben«. Tatsächlich handle es sich oft nur um »äußere Determinationen, die sich da oder dort hin stoßen oder reißen«. Dann aber setzt Goethe noch einschränkend hinzu: »ob wir ihnen gleich den zarten Anteil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebürt, keineswegs absprechen wollen.«

Was soll das besagen? Denkt Goethe hier schon an eine naturphilosophische, Geistiges ins Reich des Physischen hineintragende Deutung? Unmöglich wäre nicht, daß Goethe 1796, Schelling voraneilend, im Sinn der Naturphilosophie sich äußerte. Denn die Naturgesetzlichkeit als eine große, Seelisches und Physisches gleichmäßig beherrschende Kraft zu fassen, ist ja Goethe vor Schelling eigen; die Naturphilosophie hat da von Goethe gelernt.[1] Möglich indeß bleibt auch, daß Goethe unter dem Eindruck der von ihm befruchteten Naturphilosophie, ja im Hinblick auf die »Wahlverwandtschaften« selbst nachträglich jene Wendung den »Vorträgen« eingefügt hat.

Sicher steht der »zarte Anteil« der anorganischen Körper »an dem allgemeinen Lebenshauch der Natur« in gewissem Gegensatz zu der Naturlehre des 18. Jahrhunderts. J. S. T. Gehlers »Physikalisches Wörterbuch oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Naturlehre«, ein von Goethe wie von den Naturphilosophen der Romantik viel benutztes Kompendium, erklärt ausdrücklich in dem Artikel »Verwandtschaft, chymische, besondere Anziehung, Wahlanziehung der Stoffe, Affinitas, Attractio electiva Bergm., Affinité«[2]: »Schlechterdings . . . darf man in diesen Worten nichts mehr, als Benennungen erwiesener Phänomene, suchen. Die Ursache . . . so wie der Mechanismus, durch welchen diese Veränderungen bewirkt werden, bleiben noch immer unerforschliche Rätsel . . . Dieser Ausdruck [Verwandtschaft]

[1] Vgl. M. *Plath* »Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts«, Preuß. Jahrbücher, Bd. 106, 44 ff. (1901). Der Aufsatz benutzt zwar merkwürdigerweise die wichtigen, im 13. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft vorgelegten Dokumente nicht, ist aber die ausführlichste Darlegung von Goethes und Schellings Beziehungen. S. 49 f., 56 ff. kommen besonders in Betracht. Allerdings weiche ich aus guten Gründen oben etwas von den Ausführungen M. Plaths ab.

[2] Neue Auflage. Teil 4, Leipzig 1798. S. 473 ff.

sagt doch im Grunde nichts mehr, als daß es geschehe. Er bringt nur das Phänomen in Verbindung mit andern durch ähnliche Erfahrungen bewiesenen, und gibt also höchstens eine Erklärung aus den Gesetzen, nicht aus den Ursachen. Aber das muß dem Physiker hier schon genug sein, . . . und mehr, als dieses, in dem Begriffe von Verwandtschaften suchen, heißt sich mit einem leeren Wahne täuschen.« Goethe indes hütet sich wohlweislich im Roman solchem »leeren Wahne« zu verfallen. Das grundlegende Gespräch über Wahlverwandtschaft im 4. Kapitel des ersten Buches drückt sich äußerst vorsichtig aus. Der Hauptmann sagt: »Man *glaubt* sich . . . berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, . . . *als wenn* ein Verhältnis dem andern *vorgezogen*, eins vor dem andern *erwählt würde.*» Goethe denkt nicht daran, den anorganischen Stoffen einen Willen zu leihen. Er bleibt festen Fußes auf dem Boden exakter Wissenschaft stehen und wagt sich nicht über die Grenzen hinaus, die seine Quelle, der schwedische Chemiker Torbern Bergman, gezogen hat. Daß er Bergman die ganze Vorstellung von der Wahlverwandtschaft verdankt, wird durch sein Gespräch mit Riemer vom 24. Juli 1809 bezeugt,[1] ist indes auch selbstverständlich für jeden, der

[1] Biedermann, Bd. 2, 270 f. — *Bergmans* Arbeit »De attractionibus electivis« erschien 1775 in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Upsala, wurde 1785 von Hein. Tabor u. d. T. »Wahlverwandtschaften« ins Deutsche übersetzt; 1786 druckte Bergman sie im 3. Bande seiner »Opuscula physica et chemica« nach dem Original mit wenigen Änderungen wieder ab. Diese Dinge hat Goethe miterlebt. Er dürfte sogar Bergmans Arbeit bei der Abfassung des Romans nochmals eingesehen haben. Allerdings gemahnt die ganze Auffassung, die Goethe dem Phänomen leiht, auch an Gehlers genannten Artikel. Wenigstens erklärt Gehler die sogenannte »doppelte Wahlanziehung oder doppelt trennende Verwandtschaft (attractio electiva duplex)« ähnlich wie Goethe. Braucht dieser die Buchstaben A, B, C und D zur Verdeutlichung des Vorgangs (S. 44, 1 ff.), so verwertet Gehler zu gleichem Zweck die Buchstaben a, α, b und β (a. a. O. S. 476). Ferner findet sich bei Gehler (S. 475 f.) auch die Tatsache erwähnt, die Goethe vorbereitend mitteilt (S. 39, 24 f.), daß Laugensalz eine Verbindung von Öl und Wasser herzustellen vermöge. Dagegen erinnert das Beispiel, das Goethe für die einfache Wahlverwandtschaft vorlegt, an ein von Bergman mitgeteiltes Experiment. Goethe bringt (S. 41, 11 ff.) Kalkstein in Schwefelsäure; die Schwefelsäure verbindet sich mit der »reinen Kalkerde« zu Gips, und die »zarte luftige Säure«, die im Kalkstein mit der reinen Kalkerde verbunden ist, »entflieht«. Bergman (a. a. O. Bd. 3, 298) nimmt zu gleichem Zwecke »hepar calcis« (Kalkschwefelleber, durch Glühen von Kalk mit Schwefel im Tiegel erhalten) und »acidum vitrioli« (Schwefelsäure). Es entsteht dann abermals Gips (»calx vitriolata, gypsum«), zugleich aber wird der Schwefel des »hepar calcis« frei. Goethes Experiment ist einfacher und einem Laien verständlicher, läuft aber im wesentlichen auf dasselbe Resultat hinaus wie Bergmans Versuch.

Bergmans Verdienste um die Erforschung des Problems und seine Stellung in der Geschichte der Chemie kennt.

Vielmehr ist Goethes eigenste Absicht, zugleich aber auch das wesentlich Naturphilosophische der ganzen, dem Roman zugrundeliegenden Anschauung nicht, daß Physisches ins Geistige hinübergespielt werden soll, wohl aber, daß Naturnotwendigkeit ins Geistige hineingetragen werde.

»Die sittlichen Symbole in den Naturwissenschaften«, sagte Goethe am 24. Juli 1809 zu Riemer,[1] »sind geistreicher und lassen sich eher mit Poesie, ja mit Sozietät verbinden, als alle übrigen.« Selbstverständlich; denn es handelt sich nur darum, die auf die Natur angewendete Sittlichkeit wieder ins Geistige zurückzuversetzen. Ausdrücklich appelliert, ebenso wie die »Ankündigung« des Romans im »Morgenblatt«, Charlottens gesunde Klugheit an diesen Vorgang: »Diese Gleichnisreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Ähnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so tut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken« (S. 42, 16ff.). In ihren und — wir dürfen es getrost sagen — noch mehr in Goethes Augen liegt der ethische Wert des Symbols nicht in der Vergeistigung des Physischen, sondern in der Anerkennung einer Naturmacht innerhalb des Seelischen. Schon bei den ersten Versuchen des Hauptmanns, Charlotten den Begriff Wahlverwandtschaft zu erläutern, leuchtet ihr ein, daß nicht »eine Wahl«, sondern »eine Naturnotwendigkeit« sich in der chemischen Wahlverwandtschaft geltend mache. Diese Naturnotwendigkeit aber wird von ihr wie von Goethe auch im sittlichen Leben anerkannt.

Doch damit verlassen wir ganz und gar nicht Schellingischen Boden: ein und dasselbe Gesetz waltet im Physischen wie im Geistigen; dem Menschen wird es bewußt, die Elemente bleiben im Unbewußten stecken. Der Mensch ist (wie Charlotte Schellingisch sagt) »um so manche Stufe über jene Elemente erhöht«; er erkennt, was den Elementen verborgen bleibt. Die Elemente wählen nicht, aber der Mensch kann sich klar machen, daß die in der elementaren Welt herrschende Notwendigkeit auch ihm Gesetze vorschreibt.

Goethe hat mit weiser Berechnung Charlotte die endgiltige Interpretation der geistigen und seelischen Wahl-

[1] Biedermann, Bd. 2, 270 f.

verwandtschaft in den Mund gelegt. Ihr unromantischer, allem Überspannten abgeneigter Sinn weist unzweideutiger auf Goethes wahre Meinung hin, als ein Wort Eduards. Und diese wahre Meinung Goethes lautet: dasselbe Naturgesetz, dieselbe Naturnotwendigkeit, die in den chemischen Vorgängen der Wahlverwandtschaft waltet, waltet auch im Gebiet des Seelischen.

In meinem Sinne erklärt Abekens Rezension[1], die vom 22. bis 24. Januar 1810 im »Morgenblatt« erschien und in Goethes Kreise als »interpretatio authentica« des Romans galt, die Bedeutung der chemischen Analogie: »Hier sehen wir, wie dieselben ewigen Gesetze, die in dem walten, was wir Natur nennen, auch über den Menschen ihre Herrschaft üben und ihm oft mit unwiderstehlicher Strenge gebieten; wie es *eine*, nur gesteigerte, Kraft ist, die leblose Stoffe zu einander zwingt und diesen Menschen zu einem andern zieht.« Abeken nennt Ottilie und Eduard »zwei Naturen«, die »durch das Geschick getrennt« sind, die aber »durch Verwandtschaft gewaltsam zu einander gezogen« werden, »durch *natürliche* Verwandtschaft.« Er fährt fort: »Das wunderbare Kopfweh der beiden Liebenden ist von großem Gewichte. Eduard fühlt alsbald, wie nahe er Ottilien angehört.« Abeken erblickt »das Tragische der Geschichte« in dem »Schicksal«, dem Eduard sich ergibt, ohne Widerstand zu leisten, dessen Strom aber vor allem Ottilie längst gefaßt hat, ehe sie weiß, daß sie hineingeraten ist.

Genau in gleichem Sinne sagt Solgers (von Goethe anerkannte und geschätzte) Rezension:[2] »Der geheime innere Zusammenhang zwischen Eduard und Ottilien, ‚die sich sogar in den Kopfschmerz geteilt haben,' der zuletzt, wo sie so still neben einander zu sitzen pflegen, zur wahren Anziehungskraft wird, Ottiliens Auffinden des Steinkohlenlagers durch bloße hohe Sensibilität, die Tätigkeit des Pendels in ihrer Hand, endlich überhaupt die Wahlverwandtschaften selbst zeigen deutlich, daß hier die allgemeine Verwandtschaft der Natur mit sich selbst das Schicksal ist, welches Alles hervorbringt«.

Daß endlich auch ein Kritiker, der in die Geheimnisse der Naturphilosophie nicht eingeweiht war, sofort die Bedeutung herausspüren konnte, die Goethe einem Naturzwang in sittlichen Vorgängen lieh, bezeugt K. A. Böttiger, dessen Besprechung in der »Bibliothek der redenden und bildenden Künste« mit den Worten schließt: »Unmoralisch ist die Geschichte nur insofern, als der Dichter Ottiliens und

---

[1] Abgedruckt bei H. G. *Gräf,* »Goethe über seine Dichtungen«, Bd. 1, 438—47.

[2] Nachgel. Schriften, Bd. 1, 180.

Eduards gegenseitige Liebe durch einen Naturzwang zu bemänteln suchte.«[1] Böttiger bemerkt richtig, daß Goethe der Natur eine höhere Macht leiht; ganz falsch ist nur die Annahme, daß er dadurch die Liebe der beiden »bemänteln« wollte.

Denn wie mächtig die Natur in Ottiliens Liebe zu Eduard mitspricht, wie schicksalartig unwiderstehlich sie Ottilie bezwingt und überwindet, es bleibt dem Mädchen zuletzt doch die Kraft, sich über diese trüben Naturgewalten zu erheben. Die Somnambüle entwindet sich dem Einflusse des Magnetiseurs. Nochmals sei Abeken das Wort erteilt: »Was hat die neuere Naturlehre, obgleich sie erst ihre großen Entdeckungen verbreitet, nicht für Wunder ans Licht gebracht? und wen hat wohl nicht, vorübergehend oder dauernder, ein Schauer erfaßt, wenn er von den Organen des Gehirns, von den magnetischen Kuren, von der Gewalt, die ein menschlicher Körper gegen den andern übt, gehört hat? — Ist nicht wohl manchem das alte Gespenst des Materialismus wieder erschienen? — Da ist es gut, wenn der Mensch überzeugend auf eine Kraft in seinem Innern aufmerksam gemacht wird, die über die Natur erhaben ist, die ihn zum Herrn der Welt macht!«

Abeken, früher Hauslehrer von Schillers Kindern, bekundet klärlich, daß die »Wahlverwandtschaften«, dieser Roman voll naturphilosophischer Elemente, auch den kategorischen Imperativ nicht vergessen.

Schon einmal im Verlauf dieser Betrachtungen konnte auf die Kluft hingewiesen werden, die Kants Ethik von der Sittenlehre Fr. Schlegels, Schleiermachers, Schellings trennt. Es ist im wesentlichen eine verschiedne Auffassung des Begriffes der Natur und ihrer Bedeutung in ethischen Fragen. Für Kant ist die Natur, die sich in den sinnlichen Trieben ausspricht, etwas Feindliches, wahre Sittlichkeit Behinderndes. Aufgabe der Ethik ist in seinen Augen Überwindung dieser Natur. Ja, Sittlichkeit ist nach Kant überhaupt erreicht, wenn man die sinnlichen Triebe überwunden hat. Viel rationalistische Mißachtung des Triebhaften, Unbewußten liegt in der ganzen Lehre. Schon Schiller hat gegen sie Front gemacht; aber er brach die Veröffentlichung seiner ethischen Spekulationen ab, als er mit Goethes neuer Auffassung der Natur eben bekannt geworden war. Wie Goethes Annahme, der Natur wohne eine Gesetzmäßigkeit inne, die auch in der Naturseite des Menschen sich geltend mache und geltend machen soll,

---

[1] Braun, Bd. 3, 269.

von Schelling aufgegriffen und seiner Naturphilosophie zum Ausgangspunkt gegeben worden ist, das mußte oben kurz berührt werden. Mit diesem Goethischen Begriffe von der hohen Gesetzmäßigkeit der Natur steht aber wiederum die romantische Ethik und ihre zentrale Anschauung von einer organischen Sittlichkeit in engster Verbindung.

Der Roman setzt sich denn auch zur kantischen Ethik in Gegensatz, wenn er der Wahlverwandtschaft Eduards und Ottiliens eine naturphilosophisch gedachte Gesetzmäßigkeit leiht, sie durch eine chemische Analogie aus der Welt der Willkür und des Zufälligen zu einer Höhe emporhebt, in der Notwendigkeit herrscht. Allein Goethe bleibt hier nicht stehen; daß auch diese Naturnotwendigkeit durch den Willen überwunden werden kann, zeigt er an Ottilien. Dem Schicksal, das (im Sinne Abekens und Solgers) in dieser Naturnotwendigkeit ihr bezwingend entgegentritt, weiß sie erfolgreichen Widerstand zu leisten. So wird sie dem kategorischen Imperativ gerecht, den Schiller ja auch — mag er im Einzelnen mannigfach von Kants Ethik abweichen — nie aufgegeben hat. Ganz im Sinne Schillers wird Ottilie in dem Augenblick vom Schicksal erhoben, da das Schicksal sie zermalmt. Und eben durch diese Wendung kommt die »Idee« der »Wahlverwandtschaften« zu ihrer reinsten Entwicklung.

Nicht bloß eine Rettung der von den Romantikern bedrohten Ehe, sondern eine Korrektur der ganzen romantischen Ethik liegt in dem Roman. Groß gedacht war die romantische Anschauung einer organischen Ethik. Allein die Forderung, daß der Mensch seine Persönlichkeit im Sinne des natürlichen Gesetzes ausbilde, das in seiner Brust schlummert, ist in praxi sehr schwer zu erfüllen. Denn wie soll er das Gesetz richtig erkennen? Wie soll er nicht Falsches mit Echtem verwechseln, nicht lockend irreführende Wünsche des Herzens für Ansprüche des ihm innewohnenden Gesetzes halten? Ebendarum liegt ja Leben und Dichtung der Romantik so weit ab von der großen Konzeption ihrer Theorie.

Um solchen Irrwegen zu entgehen, bleibt immer noch der beste Rat, Kants ethisches Gebot festzuhalten. Und anders meint Goethe es nicht. Stützen aber kann ich diese Behauptung auf die zitierten Worte von Abekens Rezension, der »interpretatio authentica.«

Den Gegensatz, der in ethischen Fragen zwischen Kant und Goethe waltet, bestimmen aufs Genaueste die »Annalen«, wenn sie von der Undankbarkeit »gegen die große Mutter« sprechen, die in Schillers Aufsatz »Über Anmut und Würde« herrsche: »Anstatt sie [die Natur] als selbständig, lebendig,

vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten«.[1] Setzt man indeß an die Stelle des Kant-Schillerschen Naturbegriffes Goethes Naturgesetzlichkeit in die Theorie von »Anmut und Würde« ein, so ergibt sich als Resultat die ethische Anschauung der »Wahlverwandtschaften«. Als ultimum refugium bleibt für Schiller wie für den Roman der kategorische Imperativ bestehen. Schillerisch gesprochen betätigt Ottilie »Würde«, indem sie sich überwindet.

Und so träte die Ethik der »Wahlverwandtschaften« neben die vielen Elemente Schillerscher Spekulation, die in jüngster Zeit in den Schriften des alternden Goethe nachgewiesen worden sind.

Hat man sich einmal zu dieser Erkenntnis durchgerungen, so zeigt sich sofort, welche Stelle dem ganzen naturphilosophischen Apparate im ideellen Zusammenhang des Romans zukomme. Sicher will Goethe hier nicht bloß die Sprache seiner Zeit reden, wie er es in der Verwertung lebender Bilder und nazarenischer Kunsttendenzen tut. Er nutzt den Apparat vielmehr, um den Gegensatz anzudeuten, der zwischen ihm und Kant waltet. Zugleich zeigt er, wie weit er sich mit romantischer Ethik einig fühlte. Um so stärker indes kommt seine rigoristische Umbiegung der romantischen Ethik zur Geltung. Nicht als ihr prinzipieller Gegner, sondern bei einsichtiger Anerkennung ihres Wertes verkündet Goethe in Kants Sinne die Notwendigkeit der Selbstüberwindung. Die Erfüllung des Pflichtgebots befreit auch die Somnambüle von ihrem Magnetiseur.

Noch mehr! Solger, der die Bedeutung des Apparats wohl beherzigt, hebt[2] sehr fein hervor, daß dem Apparat »in der Hervorbringung der einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Verhältnisse, auch nicht der geringste Spielraum verstattet ist«. Die psychologische Wahrheit des Romans ist also nicht von ihm abhängig. Richtig sagt Solger, daß jede Regung oder Bewegung in dem ganzen Verlauf unmittelbar in dem Charakter der Personen gegründet ist; und er fügt hinzu: »Wo jenes Naturverhältnis ausdrücklich erwähnt wird, erscheint es entweder als zufällig bemerkt oder gar als Folge der persönlichen Verhältnisse«.

Die psychologische Wahrheit kommt an keiner Gestalt so rein heraus, wie an Eduard. Die in einfachen und doch unvergänglich richtigen Zügen geführte Entwicklung seiner

---

[1] Jubiläums-Ausgabe Bd. 30, 390, 6 ff.
[2] A. a. O. S. 181.

Liebe zu Ottilie, all der hoffnungsfrohen und doch so hoffnunglosen Seelenpein, bleibt, losgelöst von romantischen Zeitbedingungen und von naturphilosophischen Konstruktionen, eine Studie von ergreifender Echtheit. Ein Lebensdilettant von der Art romantischer Romane und romantischer Zirkel ist Eduard trotzdem; und darum ist er nicht Goethe gleichzusetzen. Wo indeß das durch die Liebe zu Ottilie in ihm ausgelöste Glück und Unglück in Worte gefaßt ist, da spricht aus der Dichtung Goethes eigne Seele, da hören wir von Stimmungen, die er selbst, zuletzt Minna Herzlieb gegenüber, durchlebt hat. Solche Kraft der Einfühlung ist einem Dichter nur dann möglich, wenn er selbst vor nicht langer Zeit Gleiches oder Ähnliches an sich erfahren hat. Um dieser Echtheit seelischer Stimmungswiedergabe willen hat er, der ethischen Tendenz des Romanes zum Trotz, sich nicht gescheut, dem Leser etwas von seiner »tief-leidenschaftlichen Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheute«, spüren zu lassen, etwas von seinem eignen Herzen, »das zu genesen fürchtete«. Mag er hundertmal den Stab brechen über Eduards widerstandslose Leidenschaft, über seine Lust, die ehelichen Bande zu lösen, er hat trotzdem die beseligende Freude voll ausgesprochen, die auch in hoffnungsloser Leidenschaft liegt. Daß volle Genesung von solcher Pein auch wieder einen Verlust, ein Verzichten auf liebgewordenes Leid bedeute, besagen die Worte der »Annalen«. Sie verkünden aber auch laut und deutlich, daß sogar die »Wahlverwandtschaften«, die Ideendichtung, das Antidoton, das die schlimme Wirkung der »Lehrjahre« beheben sollte, dem oben angedeuteten letzten Zwecke aller Dichtung Goethes dienen: ihren Schöpfer von der Last erlebten Leids durch dichterische Formung dieses Leids zu befreien.

Die Erkenntnis, daß Goethe in Ottilie vor allem strenger Ethik zum Sieg verhelfen wollte, läßt endlich auch die mystischen Elemente ihres Endes richtig erfassen. Ottilie stirbt als Märtyrerin, Ottilie gemahnt an Gestalten Giottos und Masaccios, weil Goethe hier einmal das Evangelium der Entsagung, der Askese verkündet hat. Darum unternimmt der Heide Goethe den Zug in das Land, das nazarenische Malerei und romantische Dichtung gern durchwandern. Viel mußte er zurücknehmen, da er diese Pilgerfahrt begann, vor allem die »Braut von Korinth.« Die Verherrlichung antiker Sinnenfreude, um derentwillen Heine ihn zum »Wolfgang Apollo« stempelte, liegt weitab von der Apotheose der Märtyrerin Ottilie. Das wußte Goethe sehr gut und darum hat er auch einmal zu Rühle bärbeißig gesagt: »Ich heidnisch? Nun ich habe doch Gretchen hinrichten und

Ottilie verhungern lassen; ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?«[1]

Es galt ihm diesmal, den »sehr einfachen Text« der Worte Christi zu glossieren: »Wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren ....« Das hat Goethe selbst in einem Briefe an Zauper vom 7. September 1821 unzweideutig erklärt.

Damit dieser Rigorismus uneingeschränkt walte, ließ Goethe durch Eduards und Ottiliens Liebe nicht eine »wirkliche Ehe« (im Sinne Friedrich Schlegels) gefährden. Ohne sich viel zu bedenken, haben Eduard und Charlotte in der Zeit ihrer ersten Liebe anderen die Hand zum ehelichen Bunde gereicht. Nachdem beide wieder frei geworden, möchte die lebenskluge Charlotte ihre Nichte Ottilie mit Eduard verbinden, ist also überzeugt, daß sie selbst nicht mehr für Eduard tauge; aber die »hartnäckige, romanhafte Treue« Eduards (S. 12, 23.) überredet sie gegen ihre bessere Überzeugung. Wie viel Phantastik und wie wenig echtes Gefühl in dieser »romanenhaften Treue« Eduards lag, zeigt er bei der ersten Versuchung, die ihm ersteht. Dann aber ist Charlotte zur Scheidung bereit. Das Kind scheint das sich lösende Band wieder fester knüpfen zu sollen. Allein es stirbt. Und so besteht kein Hindernis weiter, daß Eduard und Ottilie Mann und Weib werden. Wie eng sie im Innersten zusammengehören, wie hier eine »wirkliche Ehe« entstehen könnte, das betont Goethe oft genug. Dennoch läßt er diesen Schluß nicht zu.

Bettina[2] hat diesen extremen Rigorismus nicht begriffen: »Ich verstehe es nicht, dieses grausame Rätsel, ich begreife nicht, warum sie alle sich unglücklich machen, warum sie alle einem tückischen Dämon mit stachelichem Szepter dienen; und Charlotte, die ihm täglich, ja stündlich Weihrauch streut, die mit mathematischer Konsequenz das Unglück für alle vorbereitet. Ist die Liebe nicht frei? — sind jene beiden nicht verwandt?... Zwillinge sind sie; in einander verschränkt reifen sie der Geburt ins Licht entgegen, und sie will diese Keime trennen«. Bettina weiß nur *eine* Deutung dieses Rätsels: »Jene Venus ist dem brausenden Meer Deiner Leidenschaft entstiegen, und nachdem sie eine Saat von Tränenperlen ausgesäet, da verschwindet sie wieder in überirdischem Glanz. Du bist gewaltig, Du willst, die ganze Welt soll mit Dir trauern, und sie gehorcht weinend Deinem Wink«. Also weil Goethe

---

[1] *Varnhagens* Tagebücher, Bd. 2, 194.

[2] Briefwechsel mit einem Kinde. 3. Aufl. S. 290 f. Erwähnt sei hier, daß Bettinas Worte auf einer rein geistigen Auffassung von Eduards und Ottiliens Liebe ruhen, die sicher nicht in Goethes Absicht lag.

sich Minna gegenüber selbst überwunden, schreibt er einen Roman voll strengstem Rigorismus? Nein! Gut gemacht sollte vielmehr werden, was seine »Lehrjahre« zur Auflockerung der Sittlichkeit, in Dichtung und Leben, vor allem im Verhältnis der Geschlechter, beigetragen hatten. Er hat — das suchte ich zu erweisen — zu diesem Zweck ein treues Bild der romantischen Gesellschaft gegeben, er hat in reichstem Ausmaße seiner Kunst Elemente romantischen Denkens dienstbar gemacht. In diesem antiromantischen Roman läßt er der Naturphilosophie breiten Raum zu freiester Bewegung. Allein eigentlich ist nur *ein* romantisches Motiv ganz ohne Rückhalt und um seiner selbst willen verwertet: das Märtyrertum Ottiliens. Es so zu verwerten, legte ihm die strenge, auf Kant und Schiller zurückweisende ethische Absicht der Dichtung nahe.

Tatsächlich aber hat ihm dieser Roman den Vorwurf der Unsittlichkeit eingetragen. Und zwar im Lager der Antiromantiker. Die Romantiker selbst haben ihn fast durchaus begeistert aufgenommen.[1] Waren sie doch selbst zur Überzeugung gelangt, daß die ethische Gesetzlosigkeit ihres Lebensdilettantismus sich nicht länger halten ließe. Darum hat unter dem starken Eindruck der »Wahlverwandtschaften« der rigoroseste Ethiker der Romantik einen Roman gleicher Tendenz veröffentlicht: ich meine Arnims »Gräfin Dolores«. Ihm folgte auf gleichen Wegen Eichendorff und dichtete »Ahnung und Gegenwart«.[2] Daß aber Antiromantiker die

[1] Vgl. F. *Schulze*, die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik. (Kösters Probefahrten, Bd. 2), Leipzig 1904, S. 9 ff. Die Urteile der Romantiker über die »Wahlverwandtschaften«: ebenda S. 88; vgl. auch Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik, Bd. 2, S. XLIX. — Wie wenig Rehberg die hohe sittliche Absicht des Romans erkannte, beweist am Ende seiner Rezension (Braun, Bd. 3, 231 f.) der ironische Vorschlag eines anderen Schlusses und einer Fortsetzung, die ganz ins Fahrwasser von Wielands Novelle (vgl. S. 50) einlenkt.

[2] Die Evolution der sittlichen Anschauungen des deutschen Romans von den »Lehrjahren« bis zu den Nachfolgern der »Wahlverwandtschaften« im Einzelnen zu verfolgen, gebricht es hier am Raum. Zeigt schon Eichendorffs genannte Dichtung, wie die Wirkungen der »Lehrjahre« sich durch die Einflüsse der »Wahlverwandtschaften« modifizieren, so wäre Gleiches noch an einer ganzen Reihe späterer Romane des 19. Jahrhunderts aufzuzeigen. Noch Kellers »Grüner Heinrich« und Mörikes »Maler Nolten« verbinden charakteristische Züge der »Lehrjahre« mit der strengeren Ethik der »Wahlverwandtschaften«. Sicherer als die hier gebotenen Ausführungen bewiese eine Darlegung der ganzen Evolution, daß den »Wahlverwandtschaften« die von mir angenommene Stellung in der Geschichte des deutschen Romans zukomme. — Eine weitere Stütze für meine Interpretation ergäbe sich aus einem Vergleiche der strengen Technik, die in den »Wahlverwandtschaften« waltet, mit

»Wahlverwandtschaften« unmoralisch gefunden haben, daß Romantiker ihnen zujubelten, die Tatsache ruht nicht zuletzt auf den Schlußworten des Romans:

»So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.«

Daß das Individuum nicht auf dieser Welt seine Entwicklung abschließe, daß es in eine höhere hinaufzusteigen berufen sei, war romantische Überzeugung. Keiner huldigte ihr mehr als Novalis. Der hoffnungsreiche Ausblick des Schlusses, der einer künftigen Welt die Lösung aller Konflikte dieser Erde zutraut, mußte die Romantiker erobern. Das war ein Ton wie aus den »Hymnen an die Nacht«:

»Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.
Noch wenig Zeiten
So bin ich los
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.«

Wie sagt doch Bettina? »In einander verschränkt reifen sie der Geburt ins Licht entgegen.«

---

dem lockeren und losen Aufbau der romantischen Romane. Denn wie die »Wahlverwandtschaften« gegen romantische freie Sittlichkeit sich wenden, so suchen sie auch gegen die künstlerische Verwirrung Front zu machen, die unter dem Einflusse Jean Pauls (siehe oben S. 48) in »Sternbald«, »Lucinde«, »Godwi« platzgreift. Freilich hat die sauberere Technik von Goethes Roman lange nicht so schnell und so ausgiebig gewirkt, wie seine rigorosere Ethik.

5.

Goethes Metamorphose der Pflanzen.

Von

Dr. A. Hansen.

Wen du nicht verlässest Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.

Aber allein wird er wandeln mit dem Genius. Die Menschen weit hinter sich lassend steigt er die Höhe hinan, einsam, Dir Phöbos entgegen. Und dauert sie ewig, diese Verlassenheit des Genies? So lange bis die Menschen sich in redlichem Bemühen das Maß von Bildung angeeignet haben, welches der Gottbegabte voraussetzte, um ihn zu verstehen. Darüber kann ein Jahrhundert vergehen. Und so ist es, wie anderen Geistern, Goethe ergangen. Es ist noch nicht gar lange her, da wurde der zweite Teil des Faust so gut wie nicht gelesen. Allgemein galt er als »verfehlt«, höchstens als gelehrtes und unverständliches Altersprodukt des Dichters. Und doch brauchte Jemand nur das Werk aufzuschlagen und etwa auf den ersten Seiten den Chor zu lesen, um ohne gelehrt zu sein, zu empfinden, daß hier mit das Schönste vorliegt, was Goethe gedichtet. Aber das Vorurteil macht blind. Daß es siegte war nicht zu verwundern, wenn selbst ein hervorragender Ästhetiker und Schriftsteller den Faust in wenig geschmackvoller Weise lächerlich machte und überdies glaubte, damit seine Goethekenntnis, sogar seine Goetheverehrung noch be-

sonders zu beweisen. Und das war noch Einer der Hochgebildeten, aber ein Stückchen Bildung fehlt ihm offenbar.

Nur mit Vorurteil allein, nicht mit Schwerverständlichkeit hat auch ein wissenschaftliches Werk Goethes nicht bloß zu kämpfen gehabt, sondern noch heute zu kämpfen: die Metamorphose der Pflanzen. Auch hier kann nur dasselbe Mittel helfen wie beim Faust, um Goethe gerecht zu werden und der Welt ein Werk Goethes wiederzugeben: Belehrung und Aufklärung. Der Metamorphose ist es noch schlimmer ergangen, als dem »Faust«. Nicht bloß das Vorurteil, welches fleißig verbreitet wurde, es handle sich nicht um Wissenschaft, sondern um einen dilettantischen Einfall, dessen Begründung sich in die vagen Gefilde der Metaphysik verloren habe, steht diesem Werke Goethes entgegen. Es gesellte sich noch ein zweites Abschreckungsmittel dazu, die Behauptung, der Gedanke sei gar nicht einmal originell, Goethe habe ihn von anderen, besonders von Linné entlehnt, bei dem alles schon klar und fertig zu finden sei.

In Band 25 dieses Jahrbuches[1] habe ich nach Aufforderung des Herausgebers die Prioritätsfrage behandelt. Ich habe mich seitdem 2 Jahre lang eingehend auf Grund genauen Studiums von Linnés Schriften mit der Frage weiter beschäftigt und die Resultate in einem ausführlichen Buche über Goethes Metamorphose niedergelegt.[2] Es hat sich mit voller Sicherheit ergeben, daß Linné nicht der geringste Anteil an Goethes Metamorphosenlehre zukommt und ihm nicht einmal irgend eine Vorahnung dieser Gedanken zuerkannt werden kann. Das war auch ganz unwahrscheinlich. Linné geht bei seinen sogenannten theoretischen Ansichten, welche jedoch nichts weiter waren als ein abstrakter Rationalismus, der seine Hypothesen ohne Rücksicht auf das Wirkliche ersinnt, von dem prinzipiellen Standpunkte der Einschachtelungstheorie aus. Goethes Metamorphosenlehre steht auf dem ihr entgegengesetzten Boden der Entwickelungslehre. Wenn es keine Entwickelung gab, was die Einschachtelungstheorie leugnete, dann kann man von diesem Standpunkt gar nicht zum Gedanken der Metamorphose kommen. Es findet sich bei Linné auch nicht die leiseste Andeutung einer solchen Ansicht, die bei seiner logischen Inkonsequenz unter Abweichung von seinem prinzipiellen Standpunkte natürlich nicht ganz und gar unmöglich gewesen wäre. Diejenigen, welche bei Linné eine Ähnlichkeit mit Goethes Hypothese gefunden haben wollen, haben diese

[1] 1904, p. 128.

[2] »Goethes Metamorphose der Pflanzen« wird im Verlage von A. Töpelmann in Gießen erscheinen.

Ähnlichkeit vorher hineingelegt und so wird das Kunststück der Priorität verständlich. Kant hat diese Kunst am treffendsten mit den Worten bezeichnet: »Die, so niemals selbst denken, besitzen dennoch die Scharfsichtigkeit, alles nachdem es ihnen gesagt worden, in demjenigen, was sonst schon gesagt worden, aufzuspähen, wo es doch vorher Niemand sehen konnte«.[1]

Ich halte diese Frage für definitiv erledigt, obwohl gelegentlich immer noch ein Unbewanderter mit dem alten Mythus wieder aufwarten wird.

Eine Priorität in einem gewissen, beschränkten Sinne liegt nur vor in den Arbeiten Caspar Friedrich Wolffs, des bahnbrechenden Anatomen und Physiologen.[2] Gewöhnlich heißt es, Wolff sei der eigentliche Begründer der Metamorphosenlehre in der Botanik, da er früher als Goethe, — wiewohl diesem ebenso unbekannt, wie der gesamten Wissenschaft — auf Grund von mikroskopischen Beobachtungen den gleichen Gedanken wie Goethe ausgeführt habe. Aber das ist eine recht unhistorische Angabe. Goethe hat Wolff erst kennen gelernt, nachdem er in voller Selbständigkeit seine Metamorphosenhypothese aufgestellt und 1790 veröffentlicht hatte. Goethe hatte Wolffs Schriften eingehend studiert und hat das Verdienst, ihn der botanischen Welt, wenn auch zunächst ohne Erfolg, bekannt gemacht zu haben. Erst lange nach Goethes Tode knüpfte die Botanik an Wolffs Methode wieder an. Aber wenn Goethe 1817 Wolff seinen trefflichen Vorarbeiter nennt, so ist das die treffendste Bezeichnung, welche man ihm auch heute nur geben kann und muß. In der Geschichte der Metamorphosenlehre sind Goethe und Wolff zusammen zu nennen. Keineswegs ist durch Wolffs Untersuchungen Goethes Lehre auch nur teilweise vorweggenommen. Hier die Begründung.

Wolff hatte, um die Präformationstheorie zu widerlegen, begonnen, die Entwickelung der Organe mit dem Mikroskop zu verfolgen, was vor ihm noch niemand getan. Wegen der vermutlich einfacheren Verhältnisse begann er mit der Untersuchung der Pflanzen. Er entdeckte, daß die Blätter, ganz abweichend von den Linnéschen Vorstellungen, in der Knospe am Ende des Stengels aus dessen kegelförmigem Ende entstehen und nannte diesen Ort der Bildung den *Vegetationspunkt* oder die Vegetationsfläche. Sein Mikroskop war aber viel unvollkommener als seine Beobachtungsgabe und er sah daher die Entstehung der

[1] Prolegomena.

[2] geb. 1733 in Berlin, gest. 1794 als Akademiker in Petersburg.

Blätter nur ungenau. Sie schienen ihm als durchsichtige Tropfen am Vegetationspunkt zu entstehen. Das hat die spätere Beobachtung als unrichtig erkannt. Die jungen Blätter sind keine Tropfen, sondern aus Zellen bestehende halbkugelige Höcker von ähnlichem Umriß wie ein ruhender Tropfen. Wolff schritt von den Blättern zur Beobachtung der Blütenbildung fort und er ist der Erste der überhaupt die Entstehung einer Blüte beobachtet hat. Auch alle Blütenteile sah er nacheinander aus der Axe als durchsichtige Tropfen hervorgehen, die erst später die Form des Kelches, der Krone, der Staubfäden und des Fruchtknotens annahmen. Demnach hatten Blütenteile und Blätter die gleiche Art der Entstehung. Sie sahen sich im Anfang ganz und gar ähnlich und die Verschiedenheit trat erst nachträglich zu Tage. Wolff faßte dies allgemeine Ergebnis seiner Beobachtungen in den Satz zusammen: *die Blütenorgane sind bloß modifizierte Blätter.* Diese Beobachtung war eigentlich nur ein Nebenresultat bei Wolffs Haupterfolg, die Präformationslehre damit widerlegt zu haben, daß er die völlige *Neubildung* von Organen entdeckt hatte. Denn die Präformationslehre nahm an, es entstehe Nichts neu, sondern alles was sich entwickle sei schon, wenn auch *unsichtbar,* von Ewigkeit her vorhanden. Wolff hatte zum ersten Mal gezeigt, was Entwicklung sei: eine langsame Neuentstehung und Ausbildung von Organ-Anlagen. Er hatte daneben aber auch zum ersten Mal ein allgemeines Gesetz über die Entstehung der Pflanzenorgane im Besonderen ausgesprochen, wovon in der Linnéschen Botanik nicht einmal eine Vorahnung vorhanden gewesen war. Darin liegt die Bedeutung Wolffs auch für die Botanik. Seine Beobachtungen enthalten aber keineswegs die Goethesche Metamorphosenlehre, sondern nur einen vorläufigen, ähnlichen Gedanken. Wolff hat auch sein allgemeines Gesetz der pflanzlichen Organbildung gar nicht »Metamorphose« genannt, welches Wort bei ihm garnicht vorkommt. Erst spätere Forscher haben begonnen die Bezeichnung »Wolffsche Metamorphosenlehre« einzuführen, bis dieses Schlagwort Mode ward. Es ist leicht zu begreifen, daß die Ansicht Wolffs, strukturlose Safttropfen würden später zu Blättern oder zu Blütenteilen, welche dann *modifizierte Blätter* genannt werden können, ganz und gar verschieden ist von Goethes Hypothese: die Blütenorgane entstehen durch Umwandlung eines Grundorganes, des gewöhnlichen Blattes, indem dieses zu andern Zwecken umgebildet wird. Wolffs Satz enthält gar keinen Erklärungsgrund, noch viel weniger einen Kausalzusammenhang. Er ist nur ein Ausdruck für wiederholt beobachtete gleiche Tatsachen. Wolffs

logisch klarer Verstand hat natürlich die Sache auch nicht anders aufgefaßt und er hat sich wohl gehütet, seinen allgemeinen empirischen Satz als *Hypothese* zu bezeichnen im Gegensatz zu Goethe, der mit Recht wie mit Bewußtsein stets von seiner Hypothese spricht. Man kann demnach nur sagen, daß Wolffs empirisches Gesetz eine entfernte Ähnlichkeit mit Goethes provisorischer Hypothese besitzt. Sie besagt aber weder dasselbe, noch ist Wolff, wie Goethe in seinem »Versuch« zur vollendeten Hypothese fortgeschritten, denn bei Wolff fehlt jede Angabe einer Ursache für eine Metamorphose, wenn man die »Modifikation der Blätter« so nennen will.

Es ist also nicht bloß ungerecht, sondern unlogisch, Goethe bloß in zweiter Linie nennen zu wollen. Goethes Metamorphosenlehre ist eine ganz und gar originelle Schöpfung mit Anklängen an C. F. Wolffs Ansichten. Das letzte ist nicht zu verwundern, denn absolut Neues wird man bei unserer relativen Verstandeseinrichtung schwer finden und Anklänge finden wir bekanntlich bei jeder neuen Entdeckung in der Vergangenheit. Wir dürfen uns um so weniger wundern, einige Ähnlichkeit bei Wolffs und Goethes Ausdrucksweise zu finden, da ihr Ziel das *gleiche* war. Beide wollten die Entwickelung der Pflanze erkennen, Wolff auf dem Wege der Beobachtung, Goethe auf dem Wege der Hypothese. Da es andere Wege nicht gibt, so hat die Botanik auch nach diesen beiden Bahnbrechern diese beiden Wege verfolgen müssen, geführt von Goethes Gedanken und Wolffs Methode. Zuerst aber wurde Goethe der Führer. Nicht bloß blieb Wolff, trotz Goethes Mitteilungen über ihn, unbeachtet, es fehlte noch an der Möglichkeit seine Methode allgemein zu ergreifen. Es gab weder schon so gute Mikroskope als später, noch eine sichere Methode mikroskopischer Beobachtung und Schulung.

Wenn man bedenkt, daß man vor Goethes Auftreten über die Entwickelung der Organe, über ihre nahe Beziehung, über den Zusammenhang von Formbildung und Funktionswechsel nichts wußte, sondern sich mit ebenso falschen als unwahrscheinlichen Vorstellungen aus Linnés Zeit begnügte, dann begreift man, welch gewaltigen Umschwung eine Hypothese bewirken musste, die nicht nur eine Erklärung des Unverstandenen versuchte, sondern die zugleich den neuen Weg wieß, den die empirische Forschung einzuschlagen habe. Die Kenntnis der äußeren Organisation der Pflanzen beschränkte sich in der Linnéschen Botanik auf bloße Beschreibung der Form, die wesentlich die unterscheidenden Merkmale der Pflanzenteile hervorhob. Denn die Organe schienen vorwiegend dazu bestimmt, wurden

wenigstens von der damaligen Botanik dazu benutzt *um die Pflanzenarten* für die systematische Einteilung *zu unterscheiden.* Vergleichende Beobachtung des äußerlich Unähnlichen fehlte so gut wie ganz und wo sie versucht wurde, stieß man nur auf Schwierigkeiten und Widersprüche. Das trat schlagend hervor beim Vergleich der Blüte mit den grünen Vegetationsorganen. Die Blüte erscheint als etwas so Eigenartiges, Neues an der grünen, belaubten Pflanze, daß man sie mit dem Vegetationskörper in keine Beziehung bringen konnte. Zwar war die Überzeugung allgemein verbreitet, daß die Blüte als Fortpflanzungsorgan diene, im Gegensatz zu den Organen der Ernährung, des belaubten Stengels und der Wurzel. Woraus sich aber die ganz andere Form der Blüte eigentlich erkläre, darüber kam man nicht ins Klare. Linnés Metamorphosenlehre, der die Blume mit dem Insekt vergleichen wollte, das aus der Larve auskriecht, konnte keinen Bestand haben, da sie bloß erdichtet war. Diese Theorie verfolgte überdies nur ein praktisches Ziel, das Linné'sche Sexualsystem zu stützen. Auf dem Wege bloßer Spekulation war die Frage nicht zu lösen. Es handelte sich darum, ausgehend von wirklicher Beobachtung einzelner Tatsachen zu einer allgemeinen Ansicht über die Blüte zu gelangen, die ihren Zusammenhang mit dem Laubstengel, ihre Abhängigkeit von ihm verständlich machte. Denn daß die Blüte nichts Absolutes, sondern vom Vegetationskörper erzeugt war, lehrte die gewöhnliche Erfahrung. Goethe, der über dies Problem jahrelang nachgedacht hatte und vergeblich bei Linné und anderen Botanikern anklopfte, wagte endlich selbst den Versuch das Problem zu lösen. Es wäre Lästerung zu behaupten, daß Goethe hier einen Übergriff in ein fremdes Gebiet gemacht hätte. Freilich nennt er seine Schrift selbst eine Incursion in ein fremdes Gebiet und hat Bedenken genug gegen sich selbst. Aber Goethe wurde nicht nur auf gradem Wege zu diesem Problem durch seine botanischen Studien hingeführt, sondern er hatte sich auch so gründlich vorbereitet, daß er trotz der Fachleute wohl bestehen konnte. Trat Goethe auch mit größter Bescheidenheit auf und nennt fast schüchtern seine Schrift einen *Versuch* die Metamorphose zu erklären, so ist er sich doch völlig bewußt, sicher auf dem Boden der Wissenschaft zu stehen und nicht nur zur Mitteilung, sondern auch zur Kritik berechtigt zu sein. Goethe stand mit Wolff auf dem gleichen Standpunkte und so konnte er sich mit Linné nicht vereinigen. Er konnte nicht an dessen Blütentheorie anknüpfen. Diese mußte vielmehr weichen und klar und vortrefflich ist Goethes Kritik der Linnéschen Spekulationen, an welcher auch heute kein Wort geändert zu werden braucht.

In der »Metamorphose« § 109 und 111 schreibt Goethe über Linné: »Er machte seine Bemerkungen zuerst an Bäumen, diesen zusammengesetzten und lange dauernden Pflanzen. Er beobachtete, daß ein Baum, in einem weitern Gefäße überflüssig genährt, mehrere Jahre hinter einander Zweige aus Zweigen hervorbringe, da derselbe, in ein engeres Gefäß eingeschlossen, schnell Blüten und Früchte trage. Er sah, daß jene successive Entwickelung hier auf einmal zusammengedrängt hervorgebracht werde. Daher nannte er diese Wirkung der Natur *Prolepsis*, eine *Anticipation*, weil die Pflanze durch die sechs Schritte, welche wir oben bemerkt haben, sechs Jahre voraus zu nehmen schien. Und so führte er auch seine Theorie bezüglich auf die Knospen der Bäume aus, ohne auf die einjährigen Pflanzen besonders Rücksicht zu nehmen, weil er wohl bemerken konnte, daß seine Theorie nicht so gut auf diese als auf jene passe. Denn nach seiner Lehre müßte man annehmen, daß jede einjährige Pflanze eigentlich von Natur bestimmt gewesen sei, sechs Jahre zu wachsen, und diese längere Frist in dem Blüten- und Fruchtstande auf einmal anticipiere und sodann verwelke.«

»Die zweite Ursache, welche Linné verhinderte, weiter vorwärts zu gehen, war, daß er die verschiedenen ineinandergeschlossenen Kreise des Pflanzenkörpers, die äussere Rinde, die innere, das Holz, das Mark, zu sehr als gleichwirkende, in gleichem Grade lebendige und notwendige Theile ansah, und den Ursprung der Blumen und Fruchttheile diesen verschiedenen Kreisen des Stammes zuschrieb, weil jene ebenso wie diese von einander umschlossen und sich auseinander zu entwickeln scheinen. Es war dieses aber nur eine oberflächliche Bemerkung, welche, näher betrachtet, sich nirgends bestätigt. So ist die äußere Rinde zu weiterer Hervorbringung ungeschickt, und bei dauernden Bäumen eine nach außen zu verhärtete und abgesonderte Masse, wie das Holz nach innen zu verhärtet wird. Sie fällt bei vielen Bäumen ab, andern Bäumen kann sie ohne den geringsten Schaden derselben genommen werden; sie wird also weder einen Kelch noch irgend einen lebendigen Pflanzentheil hervorbringen. Die zweite Rinde ist es, welche alle Kraft des Lebens und Wachstums enthält. In dem Grad, in welchem sie verletzt wird, wird auch das Wachsthum zerstört; sie ist es, welche bei genauer Betrachtung alle äußeren Pflanzentheile nach und nach im Stengel oder auf einmal in Blüthe und Frucht hervorbringt. Ihr wurde von Linné nur das subordinirte Geschäft, die Blumenblätter hervorzubringen, zugeschrieben: dem Holze ward dagegen die wichtige Hervorbringung der männlichen Staubwerk-

zeuge zu Theil; anstatt daß man gar wohl bemerken kann, es sey dasselbe ein durch Solidescenz zur Ruhe gebrachter, wenn gleich dauernder, doch der Lebenswirkung abgestorbener Theil. Das Mark sollte endlich die wichtigste Function verrichten, die weiblichen Geschlechtstheile und eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen. Die Zweifel, welche man gegen diese große Würde des Markes erregt, die Gründe, die man dagegen angeführt hat, sind auch mir wichtig und entscheidend. Es war nur scheinbar, als wenn sich Griffel und Frucht aus dem Mark entwickelten weil diese Gestalten, wenn wir sie zum erstenmal erblicken, in einem weichen, unbestimmten, markähnlichen, parenchymatischen Zustande sich befinden, und eben in der Mitte des Stengels, wo wir uns nur Mark zu sehen gewöhnt haben, zusammengedrängt sind.«

Während die Lehrbücher jener Zeit die Linnésche Prolepsis und Metamorphose, meist nur referierend, höchstens mit ängstlicher Ungläubigkeit weiter verbreiten, steht hier eine Kritik, die trotz ihrer Kürze nicht mit Gegenmeinungen, sondern mit unbestreitbaren Gegenbeweisen auftritt, um an Stelle der Linnéschen Entwickelungsmärchen eine wissenschaftliche Entwickelungshypothese, die eigene Metamorphosenlehre zu setzen. Sie ist demnach eine Reaktion gegen Linné. Nicht gegen dessen Person, sondern gegen die gange Epoche und ihre Hemmung der Fortschrittes. Mit Recht hat daher schon *Martius* in einer kurzen Geschichte der Botanik seiner Zeit Goethe neben Jussieu als Führer in die neue Epoche bezeichnet. Und diese Stellung wird kein Neid Goethe je rauben können, so lange es eine Geschichtswissenschaft gibt. Die von Goethe benannte Morphologie wurde nicht nur der neuen Systematik zum ersten festen Stabe, sondern sie gebar erst die wahre wissenschaftliche Botanik, indem sie von leerer Terminologie zur wissenschaftlichen Begriffsbildung führte. Goethes Metamorphose war *die erste allgemeine botanische Hypothese,* die, ähnlich wie Darwins Lehre nicht nur das Zusammenhanglose für das Verständnis zusammenfaßte, sondern auch gleichzeitig den ganzen Betrieb der Wissenschaft umgestaltete, indem sie ein weites Feld der Forschung aufdeckte, das reichen Ertrag geliefert hat bis auf den heutigen Tag. Die Hypothese, daß die zahlreichen Organe der Pflanzen nur Umwandlungen wenigerGrundorgane seien,erklärte nicht nur das Verschiedenartige und vereinfachte die Übersicht, sondern die Hypothese deutete auch weiter auf die Abstammung aller Organe der heutigen Pflanzengenerationen von denen unbekannter Vorfahren. Goethe hat die descendenztheoretische Seite seiner Hypothesen zwar nur angedeutet und sich auf Anwendung

auf die heutige Pflanzenwelt beschränkt, aber auch die weiteren Gedanken mußten doch an ihn anknüpfen.

Vor diesem durch die Geschichte festgestellten Erfolg können unreife Vorurteile, Goethes Metamorphosenlehre habe keine wissenschaftliche Bedeutung, nicht bestehen und ihre Verfechter tun wohl, die Segel zu streichen. Goethes Metamorphosenlehre stellt vielmehr eine der bedeutendsten Leistungen in der Botanik dar.

Eine ausführliche Darlegung des Inhaltes von Goethes Schrift kann nicht in der Absicht dieses Aufsatzes liegen. Sein Werk ist leicht erreichbar und das angekündigte ausführlichere Buch führt in völliges Verständnis ein.

Was bei Goethe Hypothese war, daß die Blütenteile umgewandelte Blätter und andere Organe umgewandelte Stengel oder Wurzeln sind, ist durch die heutige Botanik längst durch mikroskopische Beobachtung, durch die Verfolgung der Pflanzenentwickelung und endlich durch das Experiment festgestellt. Aber Goethes Metamorphosenlehre ist nicht veraltet, denn gerade die Beobachtungen über Metamorphosen und die weiteren Fragen, die sich daran knüpfen, stehen heute im Mittelpunkt des Interesses. Man könnte wohl fragen, warum Goethe nicht selbst von der Hypothese zum Beweis überging. Darin ist nur eine weise Selbstbeherrschung zu erblicken. Goethe hat oft ausgesprochen, er sei kein Fachbotaniker, und wolle und könne das nicht sein. Weder die Methode mikroskopischer Beobachtung war schon damals soweit ausgebildet, um wie lange nach Goethes Tode geschehen, die Metamorphose entwickelungsgeschichtlich zu verfolgen, noch gab es schon eine geordnete Methode des pflanzenphysiologischen Experiments. Goethe tat gut daran, die Hypothese nicht durch unvollkommene mikroskopische Tatsachen zu gefährden. Indem er rein hypothetisch das Laubblatt als Substrat der Metamorphose bei der Blüte ansah, vermied er glücklich die Widersprüche, zu welchen anfangs die noch unvollkommene entwickelungsgeschichtliche Beobachtung führte.

Wie Goethes Hypothese noch heute in der Wissenschaft lebendige Führerin ist, so ist sie frisch und lebendig auch heute noch in der klassischen Form, die er ihr in seinem »Versuch« gegeben hat. Man kann ihn mit Genuß und Nutzen als eine Einführung in die moderne Botanik lesen und braucht dabei nur einige nebensächliche Dinge zu berichtigen. Einige Erläuterungen dürften für unsere Leser vielleicht am Platze sein.

Über das Motto ist schon früher (Jahrbuch, 25. Bd.) das Nötige gesagt.

Die *Einleitung* ist dazu bestimmt, zunächst die Hypo-

these aufzustellen und ihre Meinung zu erläutern. Goethe spricht aber dort von einer dreifachen Metamorphose, der *regelmäßigen, unregelmäßigen* und *zufälligen.*

Seine Hypothese will und soll sich nur mit der regelmäßigen oder fortschreitenden Metamorphose befassen. Die unregelmäßige Metamorphose ist das, was wir heute *Mißbildung* nennen, die zufällige umfaßt die *krankhaften* Bildungen der Pflanzen. Goethe schließt sich damit, daß er auch diese beiden letzten Erscheinungen »Metamorphosen« nennt, dem damaligen botanischen Sprachgebrauch an. Gerade die Mißbildungen und Krankheitsbildungen hatten Malpighi und Linné als »Metamorphosen« bezeichnet, aber ohne damit eine Hypothese zu verbinden. Indem aber Goethe nun diese zusammengeworfenen Metamorphosen durch die Beiwörter *unregelmäßig* und *zufällig* zuerst schärfer als Malpighi und Linné unterscheidet, hebt er gleichzeitig die *regelmäßige* Metamorphose, die bei der Entwicklung der Organe stattfindet, scharf heraus und trennt sie von jenen andern Erscheinungen. Es ist also nur Mangel an Einsicht, wenn man sogar bei hervorragenden Botanikern liest, Goethe habe verschiedene verwandte Dinge nicht unterschieden, während er der erste war, der hier überhaupt zuerst scharf unterschied um sein Programm klar zu legen.

In den Abschnitten I—XIV wird die Entwickelung der einjährigen Pflanze plastisch, wie nie zuvor, geschildert, wie nur Goethe das vermochte. Wir sehen aus dem Samen die Keimpflanze mit Wurzel, Cotyledonen (Keimblättern) und Knospe entstehen und ihre übrigen Organe bis zur Blüte ausbilden und entfalten. Während die Wurzel abwärts wächst und durch Verzweigung neue Wurzeln und nichts anderes bildet, erzeugt der Stengel Organe ganz verschiedener Form und Aufgabe, zunächst stets grüne Blätter, welche die Ernährung besorgen und später Blüten für die Fortpflanzung. So verschieden die Organe des Stengels, Cotyledonen, Laubblätter, Kelch-, Blumenblätter, Staubgefäße und Fruchtknoten sind, so ergiebt ein tieferer Blick, der durch genaue Naturbeobachtung geschärft ist, die Wahrscheinlichkeit, daß alle diese verschiedenen Teile gemeinsamen Ursprung haben. Zum Teil lassen sie auch später noch soviel Ähnlichkeit miteinander erkennen, daß man sie alle als »Blattorgane« bezeichnen kann. Obwohl die Kelch- und Blumenblätter mit den grünen Blättern des Stengels wenig Ähnlichkeit besitzen, haben sie doch noch manche Merkmale mit diesen gemeinsam: der Kelch sogar meist die grüne Farbe, beide die flächenförmige Ausbreitung. Staubgefäße und Fruchtteile dagegen gleichen den Blättern gar nicht mehr, aber wenn man sich vorstellt, daß Blatt-

anlagen gewöhnlicher Form bei ihrer Entwicklung das Flächenwachstum einstellen, sich gewissermaßen auf kleinern Raum zusammenziehen, dann kann man wohl denken, daß auch Staubfäden und Fruchtteile, als sie entstanden sind und noch klein waren, ebenfalls gewöhnliche Blätter waren und sich nur nachträglich verändert haben. Diese nachträgliche Formänderung der Blütenteile, die sich dem vergleichenden Beschauer äußerlich wesentlich als eine Verbreiterung oder Ausdehnung, als eine Verschmälerung oder Zusammenziehung zeigt, nannte Goethe »Metamorphose«. Auf Grund dieser Hypothese ließ sich zunächst klar aussprechen, was die Blüte eigentlich sei. Sie war nichts Unverständliches, sondern bestand aus umgewandelten Laubblättern und war also im Ganzen nichts anders als eine umgewandelte, oder metamorphosirte Laubknospe. Zweck dieser Metamorphose ist, die Laubknospe zu andern Verrichtungen geeignet zu machen, sie in den Dienst der Fortpflanzung zu stellen. Nachdem die Pflanze genug grüne Blätter erzeugt und ausgebildet hat um sich zu ernähren, muß sie dazu schreiten Fortpflanzungsorgane zu bilden, um nicht auszusterben. Aber die Natur hat den Stengel nur mit der Fähigkeit ausgerüstet Blätter zu bilden. Es bleibt, wenn der neue Zweck erreicht werden soll, gar kein anderer Weg übrig, als eben endlich einen Teil dieser Blätter nach ihrer Entstehung zu Fortpflanzungsorganen umzubilden. Eine andere Möglichkeit ist schwer denkbar.

Das ist eine gut abgerundete Hypothese über die Entwickelungsart der Blüte im Allgemeinen, d. h. bei allen Blütenpflanzen. Aber wir müssen fragen, ist diese Hypothese nicht bloße Erdichtung? Ist diese Hypothese möglich? Zunächst können wir sogar die allgemeinere Frage stellen und ihre Beantwortung verlangen: Ist überhaupt die Metamorphose irgend eines Pflanzenorganes möglich und durch Beobachtung zu begründen.

Nachdem Goethe seine Hypothese aufgestellt hatte, ging er als echter Forscher daran, die Möglichkeit der Metamorphose zu beweisen. Er suchte in der Natur Fälle auf, wo eine solche Umwandlung sichtbar erscheint. Das ist unter anderm bei den gefüllten Blüten der Fall, wo eine große Menge von Blumenblättern durch Umwandlung von den reichlich vorhandenen Staubfäden entstehen. Man findet nämlich in solchen Blüten allerlei Übergänge zwischen Staubfäden und Blumenblättern, z. B. bei den Gartenrosen und bei den Seerosen usw.

Durch solche Tatsachen wurde die Umwandlungshypothese sehr wahrscheinlich. Goethe beobachtete ferner, daß auch andere Organe als grüne Blätter sich umwandeln, z. B. fadenförmige Wurzeln, indem sie zu dicken Knollen

und Rüben werden, oder Stolonen der Kartoffelpflanze, deren Endknospen durch bloße Anschwellung und Dickenwachstum zu Kartoffeln werden. Auch beim Weinstock beobachtete er, daß Sprosse, die eigentlich Blätter oder Blüten erzeugen sollten, sich zu Ranken, d. h. zu Klammerorganen umbilden. Das beobachtete er und vieles mehr. Auch in Gewächshäusern wurden Experimente mit Pflanzen gemacht, um künstlich Umformungen herbeizuführen. Goethe erzog Pflanzen im Dunkeln, welche dann nicht bloß farblos wurden, sondern deren Blätter und Stengel ganz andere Formen annahmen als im Lichte. So bewies er denn, daß die Metamorphose der Organe ganz allgemein bei den Pflanzen vorkomme. Damit war freilich nicht der Satz bewiesen, daß die Blüte nur aus metamorphisierten Blättern bestehe. Das war und blieb Hypothese. Allein Goethe sucht auch diese Annahme durch eine scharfsinnige Ableitung mit Wahrscheinlichkeit zu umgeben. Er wies auf die gefüllten Blüten hin und sagte, so wie wir hier *sehen*, daß Staubgefäße sich in Blumenblätter und diese zuweilen in grüne Blätter zufällig umbilden, woraus eine Verwandtschaft der Teile offenbar erhellt, ebenso dürfen wir *annehmen*, daß bei der normalen Entwickelung jeder Blüte ein Umwandlungsprozeß von gewöhnlichen Blättern zum Zweck der Fortpflanzung vor sich geht. Man kann das zwar nicht unmittelbar sehen, aber es ist meine Hypothese, man widerlege oder beweise sie. Sie wurde bewiesen. Einmal durch die mikroskopischen Untersuchungen die nach C. Fr. Wolffs Vorbild nach Goethes Tode von Botanikern angestellt wurden, ferner durch weitere an Goethe anknüpfende Beobachtungen und Experimente. Goethe selbst hat sich an der Beweisführung nicht mehr beteiligen können, aber er hat doch bis an sein Lebensende fleißig Beobachtungen gemacht und gesammelt, um wenigstens bis zur *Wahrscheinlichkeit* seiner Hypothese zu gelangen. Diese Beobachtungen sind in den Zusätzen enthalten, die Goethe noch bei Lebzeiten mit dem ersten Inhalt der Metamorphosenschrift von 1790 vereinigt hat und die auch in den Goetheausgaben sich in dieser Weise vereinigt finden.

In der Logik und Naturwissenschaft nennt man Hypothese einen bloß auf physischer Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit beruhenden Lehrsatz. Die Hypothese soll vorläufig eine Reihe sonst unerklärbarer Erscheinungen erklären und deckt damit oft erst ihre sonst nicht erkennbare Zusammengehörigkeit auf. Bewiesen braucht die Hypothese zunächst nicht zu sein. Sie ist ein bloß vorläufiges Erkenntnismittel an Stelle von Beweisen. Eine Hypothese kann sich nun zunächst auf Dinge beziehen, die man mit Augen beob-

achten, aber ohne eine Hypothese nicht erklären kann, wie das bei der Blütenbildung der Fall ist. Die Entstehung der Blüten sah Jedermann, nur die Art und Weise der Entstehung mußte die Hypothese erklären. Eine solche Hypothese nennt man eine *provisorische Hypothese* und das war Goethes Metamorphosenlehre zunächst. Sie erklärte sichtbare, doch nicht klargestellte Dinge.

Aber alle sichtbaren Dinge haben Ursachen. Wenn Goethe nun sagte, bei der Blütenbildung wandeln sich bloß Laubblätter in Blütenorgane um, so fehlte noch der Aufschluß, was denn den Anstoß für diese Umwandlung der Blätter gibt. Diese Ursachen sind unsichtbar. Auch mit dem Mikroskop kann man nicht sehen, aus welchem Grunde ein in der Knospe entstandenes Blatt zum Kelchblatt, ein anderes zum Blumenblatt oder zum Staubblatt wird. Hierfür muß also noch eine weitere Erklärung gegeben werden, welche sich auf die unsichtbaren Ursachen der Metamorphose bezieht. Man nennt das eine *theoretische* Hypothese und kann unter Umständen, mit einer provisorischen Hypothese beginnend, zur theoretischen fortschreiten.

Auch Goethe hat seine Metamorphosenlehre zu dieser Vollkommenheit ausgestaltet. Als Ursache der Metamorphose nimmt Goethe eine Verfeinerung der Säfte an, indem jeder Organkreis also der Kelch für die Blume, die Blume für die Fortpflanzungsteile die Säfte umarbeite und dadurch die Formveränderungen bedinge. Auch nahm er außer diesen chemischen Wirkungen mechanische an, welche in der Filtration der Säfte durch die Spiralgefäße liegen sollten. Dieser theoretische Teil von Goethes Hypothese ist bis heute nicht bewiesen worden. Goethe hat ihn jedoch nach seiner ersten Veröffentlichung wissenschaftlich so weit fortgebildet, daß seine theoretische Ansicht ziemlich genau übereinstimmt mit den Ansichten moderner Pflanzenphysiologen, besonders mit denen des verstorbenen Julius Sachs.

So muß man anerkennen, daß Goethe seine Metamorphosenlehre zu einem wissenschaftlichen Gebäude ausgebaut hat, welches allen Anforderungen moderner Naturwissenschaft entspricht und auch dann, wenn diese Lehre später überholt werden sollte, wird sie in der Geschichte der Wissenschaft als unvergängliches Denkmal fruchtbarer geistiger Arbeit bestehen bleiben.

Für den Leser von Goethes Metamorphose ist darauf aufmerksam zu machen, was bisherige Interpreten ganz und gar versäumt haben, daß Goethe in seinem Vortrage die beiden Bestandteile seiner Hypothese, den provisorischen und den theoretischen stets zusammenstellt und seine Theorie bei der Besprechung der einzelnen Organe der Blüte wieder-

holt. Das mag für manchen Leser etwas erschwerend wirken. Man muß also diese beiden Bestandteile der Metamorphosenhypothese ebensowohl auseinanderhalten, wie man beim Spielen einer Fuge die verbundenen Themen trennen muß.

Der außerordentlichen Klarheit von Goethes Darstellung, dem Erfolg seiner Hypothese und dem Nachweise engen Zusammenhangs mit der heutigen Botanik gegenüber, müssen die Kritiken, welche verwegen behauptet haben, die Metamorphosenlehre sei ohne jede wissenschaftliche Bedeutung, als offenbare Torheiten bezeichnet werden, die auf schweren Mißverständnissen beruhen. Aber auch Mißverständnisse müssen Ursachen haben und es empfiehlt sich wohl diese aufzusuchen.

Bei ihrem Erscheinen wurde die Metamorphose Goethes von der Botanik gar nicht verstanden, weil, wie sich der französische Akademiker Geoffroy St. Hilaire später in einer Rede in der Akademie über Goethes Schrift ausdrückt: ein Irrtum zu Grunde lag, aber ein solcher, wie nur ein Genie ihn begehen könne. Goethe habe nämlich nur darin Unrecht, daß er seine Abhandlung fast ein halbes Jahrhundert zu früh habe erscheinen lassen, ehe es noch Botaniker gab, die ihn zu verstehen fähig waren.

Goethe erzählt selbst über die Aufnahme seines Werkes: »Das Publikum stutzte; denn nach seinem Wunsch, sich gut und gleichmäßig bedient zu sehen, verlangt es an jeden, daß er in seinem Fache bleibe und dieses Ansinnen hat auch guten Grund, denn wer das Vortreffliche leisten will, welches nach allen Seiten hin unendlich ist, soll es nicht, wie Gott und die Natur wohl tun dürfen, auf mancherlei Wegen versuchen. Daher will man, daß ein Talent, das sich in einem gewissen Felde hervortut, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es einer, so weis man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es noch recht macht, keinen besonderen Beifall.

»Leiden anderer Art jedoch wurden mir bereitet von auswärtigen Freunden, unter die ich, in dem Jubel meines Herzens, die Freiexemplare vertheilt hatte, sie antworteten alle mehr oder weniger in Bonnets Redensarten: denn seine Contemplation der Natur hatte durch scheinbare Fasslichkeit die Geister gewonnen, und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas zu sagen und sich zu verstehen glaubte.[1]

[1] *Bonnet* hatte in salonmäßiger Bonhomie die Entwickelungslehre, wie sie Wolff aufgestellt, bekämpft und die Einschachtelungstheorie, die aber keine Theorie, sondern ein bloßer Glaube war, warm verfochten.

Zu meiner Art, mich auszudrücken, wollte sich Niemand bequemen. Es ist die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man, nach großer Bemühung und Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß giebt, zu einer nicht zu vermittelnden Trennung.«

Heute erscheint uns dieser Mißerfolg völlig verständlich. Die mit der Linnéschen Botanik in Widerspruch stehende Metamorphosenlehre mußte, soweit jene Botanik selbst theoretisieren wollte, zurückgewiesen werden, denn Linnés Botanik herrschte noch als unbeschränktes Gesetz. Soweit diese Botanik aber, was in umfangreicherem Maße der Fall war, bloße Rubrizier- und Registrierkunst war, kümmerte man sich überhaupt nicht um eine wissenschaftliche Hypothese.

Allein die Zeit des Umschwunges begann zu tagen. Im Licht der übrigen, unter den Händen wahrer Forscher aufblühenden Naturwissenschaften erschien die mit scholastischen Kunststücken herausgeputzte Pflanzenregistratur in welcher Linné sich eingebildet hatte, eine ebenbürtige Wissenschaft begründet zu haben, als geistloses Handwerk. Eine Anzahl Botaniker versuchte, den Tatsachen durch gedankliche Verarbeitung mehr Leben abzugewinnen und durch wissenschaftliche Begriffsbildung zu besseren Grundlagen zu gelangen, als durch die bloße terminologische Behandlung des Empirischen. Man hoffte auf die Hilfe der Philosophie. Aber leider war damals gerade eine Philosophie am Ruder, für welche das Wirkliche nichts galt, die Philosophie Fichtes und Schellings. Die Botaniker, welche hier einen Halt suchten, wurden, leider ohne sich zu sträuben, von dieser Philosophie sacht mit in die Höhe gehoben und samt ihrer Botanik in erdentrückte luftige Räume entführt. Dort zeugten sie mit der Philosophie die sogenannte naturphilosophische Botanik, wie sie von Oken, Kieser u. a., am verständigsten, soweit das möglich war, noch von Nees von Esenbeck vertreten wurde. Diese aber ebenfalls gegen Linné gerichtete Botanik betrachtete um so freudiger Goethe als Bundesgenossen. Sie nahm sein gedankenreiches Werk auf, aber er konnte ausrufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Denn diese Naturphilosophen, wenn auch zum Verständnis Goethes ohne Zweifel besser veranlagt, als die Linnaeaner, waren so im Eifer, alles zu vergeistigen und zu ihrer Sphäre zu absorbieren, daß sie Goethes Lehre mit ihren eignen Unklarheiten vermengten und ganz umge-

stalteten. Erst als Jussieu, Decandolle, Robert Brown und andere Führer der nachlinnéschen Botanik mit ihren gediegenen Forschungsresultaten auftraten, schien sich ein Boden für die Metamorphosenlehre ausbreiten zu wollen. Aber leider war gerade derjenige deutsche Forscher, der sich bei seinen grundlegenden morphologischen Forschungen der Metamorphosenlehre bediente, Alexander Braun, noch so befangen in naturphilosophischen und gemütvollen Unklarheiten, daß Goethes reine Lehre immer mehr verdunkelt wurde. A. Braun machte aus der Metamorphose, die eine Erscheinung, ein Geschehen, »eine Wirkung« wie Goethe sagt, ist, *eine Kraft,* eine metaphysische *Ursache* und das Schlimmste war, daß Braun diese völlig veränderte Darstellung nicht als eigenes Produkt, sondern stets als Goethes Metamorphosenlehre bezeichnete.

Als dann mit Hofmeister, Sachs u. A. auch gegen Brauns formalistische Morphologie eine Gegenströmung begann, erhob sich die Kritik gleichzeitig gegen die Metamorphosenlehre und richtete sich leider in dem Glauben, sie sei noch die unveränderte Goethesche Lehre, gegen Goethe selbst. Es ist geradezu unfaßlich, daß Niemand bei diesen kritischen Versuchen Goethes Werk selbst studierte, sondern daß man nur die *überlieferte* Goethesche Lehre kannte und heftig und immer heftiger bekämpfte. Als endlich 1875 Sachs in seiner Geschichte der Botanik sein Urteil über Goethes »unklare Metamorphosenlehre« abgegeben, hatten die Nachbeter es um so bequemer, bei ihrem Grolle gegen Goethe, der das Publikum auch mit ihrer Wissenschaft hatte bedienen wollen, auf einen hervorragenden Fachmann verweisen zu können. Sachs hat sich aber nur ganz obenhin mit Goethe beschäftigt und sich in große Irrtümer verwickelt. So kam das Vorurteil in die Welt, aber es ist hohe Zeit, damit aufzuräumen, indem man wieder auf Goethes Arbeit selbst zurückgeht. Dann erkennt man, welche originale und bedeutende Leistung von der unfertigen Kritik in den Schatten gestellt worden ist.

Wenn von der Originalität der Goetheschen Leistung die Rede ist, dann ist die Frage nicht überflüssig, was er für sein Werk in der Botanik vorgefunden und benutzt hat. Das war sehr wenig. Goethe fand nichts vor, als die empirische zum Teil schon seit Theophrast und Malpighi bekannten Tatsachen, daß manche Pflanzenteile Übergänge zu einander erkennen lassen, was besonders an den gefüllten Blüten schon Manchem aufgefallen war, ohne daß sich daraus ein wissenschaftlicher Gedanke entwickelt hätte. Ferner fand er das Wort »Metamorphose«, welches jedoch sowohl bei Linné, als bei früheren Gelehrten einen ganz anderen,

mehrdeutigen Sinn hatte. Goethe erst hat dies Wort zu einer eindeutigen Bezeichnung für eine Hypothese gemacht.

Nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, nicht als plötzliche Erleuchtung war ihm dieser Gedanke gekommen. In jahrelangem Beobachten, Nachdenken und Forschen hat Goethe die Hypothese erarbeitet.

Er begann in Weimar mit einfachen botanischen Studien, bei denen ihm auch Linné als Führer dienen mußte. Bald aber begann er die lebendige Natur mit neuem, selbständigem Blick zu beobachten, als Biologe, der in der Natur nicht bloß Objekte für die Sammlertätigkeit, sondern ein lebendiges ineinandergreifendes Getriebe sieht. Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen drohte ihn, wie jeden anfangs zu verwirren, aber seine angeborene Anlage, überall die Einheit in der Vielheit aufzusuchen und auch aufzufinden, drängte ihn dazu, wie er das im Tierreich versucht, einen gemeinsamen Typus zunächst für die höheren Pflanzen aufzustellen. Er nannte diesen die *Urpflanze* und befand sich wohl zu Zeiten in dem bald selbst erkannten Irrtum, eine diesem Typus gleichende Pflanze in Wirklichkeit auffinden zu können. Die italienische Reise verschaffte ihm Gelegenheit eine ganz andere und unendlich reichere Pflanzenwelt anschauen zu können, als zu Hause. In Italien entstand allmählig aus Beobachtung der Gedanke, daß die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen auf der Mannigfaltigkeit der Organe beruhe und daß die Blätter ganz besonders die Formverschiedenheit der Pflanzen bedingen. Die Erkenntnis des Blattes als des besonders veränderlichen Organs war der erste Schritt zur Metamorphosenlehre und auf der Rückreise nach Weimar hat sich ihm die Hypothese wohl im Kopfe ziemlich ausgestaltet, war aber doch noch weit entfernt davon, etwa in einem Zuge niedergeschrieben zu werden.

Nun erst begann die eigentliche Arbeit des Theoretikers. Wie bedeutsam und ernst diese gewesen, bis die endgültige Darstellung vorlag, davon kann man nur an der Hand des im Goethearchiv befindlichen Materials eine richtige Vorstellung gewinnen.

Erst seit Juni 1789 arbeitet Goethe an dem Manuskript der Metamorphose. Aber da er erst an das Niederschreiben ging, nachdem die Vorarbeit alles völlig in ihm geklärt hatte, erschien das Manuskript auch in einer geradezu bewunderungswerten Vollendung. Ende 1789 war der erste Entwurf fertig und Goethe teilte ihn noch im Manuskript dem von ihm nach Jena berufenen Botaniker Prof. Batsch mit. Im Februar 1790 erschien das Werk bei Ettinger in Gotha, da Göschen den Verlag abgelehnt hatte, eine ziemlich unverständliche Unhöflichkeit, über welche Goethe mit Recht

erstaunt war, da Göschen wie Goethe schreibt: im schlimmsten Falle durch ein so geringes Opfer von sechs Bogen *Makulatur* einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor sich erhalten hätte.«

Das ist eine von Goethes köstlichen Bemerkungen, in denen er, wie Niemand, den vollsten sachlichen Ernst, Bescheidenheit, schärfste aber nicht verletzende Kritik und göttlichen Humor so herzerfreuend zu vereinigen weiß. An solchen Dingen sind gerade die Schriften zur Metamorphose reich und daher ist denn diese Periode besonders geeignet Goethes ideale Person kennen zu lernen.

Bei dem geringen Eindruck seiner Schrift kümmerte Goethe sich endlich nicht mehr um deren Erfolg. Er zog sich auf sich selbst zurück, beobachtete, sammelte, studierte und arbeitete, aber um so konsequenter in seiner Stille. Er ließ auch Abbildungen für eine zweite Ausgabe der Metamorphose anfertigen, denn wie er schon in der ersten erwähnt hatte, waren diese für das Verständnis nötig. Zu dieser Vervollkommnung ist es jedoch niemals gekommen. Das meiste von den Platten für die kostbaren Abbildungen kam Goethe allmählich abhanden und wir würden nichts davon wissen, wenn nicht durch einen glücklichen Zufall wenigstens ein Teil von den Aquarellen im Goethehause zu Weimar erhalten geblieben wäre. Geheimrat Ruland hat sie seinerzeit aufgefunden, gerettet und dem Museum erhalten. Es wurde mir das Glück zu Teil, diese Abbildungen in das zitierte Buch mit aufnehmen zu dürfen. Sie sind wertvolle Dokumente für Goethes streng wissenschaftliches Vorgehen auf diesem Gebiet und sie zeugen dafür, daß er in jeder Weise seinem Zeitalter weit voraus war. Die vielen Manuskripte, Auszüge aus der botanischen Literatur, Briefwechsel mit Botanikern, wie Ernst Meyer, Voigt, Nees von Esenbeck u. a. im Goethe-Archiv geben eine Vorstellung von der erstaunlichen Arbeit, die Goethe so nebenher der Metamorphosenlehre auch nach 1790 gewidmet hat. Einen Teil seiner Nacharbeiten hat er 1817, 1819, 1820 und 1822 veröffentlicht. Besonders lesenswert ist darunter die »Geschichte meines botanischen Studiums.« Erst 1830 aber kam er dazu, zusammen mit einer französischen Übersetzung von Soret die Metamorphose der Pflanzen wieder herauszugeben, die 1831 erschien. So warf dies Werk seinen Schimmer noch auf den Lebensabend und inzwischen hatte sich, was Goethe freilich erst gelegentlich der Vorarbeiten zu dieser Ausgabe erfuhr, die Sache so geändert, daß die Metamorphose schon begann die Botanik zu beherrschen, wenn auch nicht mit der Klarheit, wie das heute der Fall ist.

Viel ist über Goethes Metamorphose, endlich auch von botanischer Seite, geschrieben worden, aber außer einer 1846 erschienenen Kritik und Geschichte der Metamorphose von Wigand wenig, was sich über die Bedeutung des halbpopulären Goethevortrags erhoben hätte. Die geringe Tiefe dieser meist anerkennenden Referate trug Schuld daran, daß sich daneben auch die Gegnerschaft gegen Goethe, zum Teil in beleidigender Weise, wieder erhob. Und so war es denn wohl Zeit, Goethes Metamorphose auch einmal mit vollem wissenschaftlichen Ernst und wissenschaftlicher Ausführlichkeit zu behandeln, wie ich das in der größeren Arbeit unternommen habe.

Wie weit endlich Mißverständnis mit Unbildung vereint führen konnte, zeigte eine Arbeit des † Prof. Celakovsky von der Tschechischen Universität zu Prag, die zwar prätendierte eine wissenschaftliche Untersuchung zu sein, sich aber als eine haltlose Tendenzschrift zu erkennen giebt. Hier ist das Resultat der Goetheverkennung soweit gediehen, daß Goethes Metamorphosenlehre sogar als Plagiat bezeichnet wird, welches Goethe an den Schriften des oben genannten Professors Batsch in Jena, eines seiner Schützlinge, begangen habe. Diese von vornherein unglaubliche Behauptung beruht auf einer durch mehrere Zufälle entstandenen unrichtigen Tradition, welche sich an der Hand der Literatur sehr einfach als unwahr widerlegen läßt. Celakovsky besaß weder die Kenntnis der Literatur, noch die Fähigkeit zu ihrer historischen Würdigung, sondern glaubte, es genüge, leere Meinungen einfach drucken zu lassen, um die Geschichte zu Gunsten eigener Stimmungen zu ändern. Von Goethes Ehrenschilde prallen solche Giftpfeile machtlos ab und der Versuch von Mime's Sippe, uns durch Geschrei von »Überschätzung Goethes« zu erschrecken, führt erst zu klarer Besinnung, wie groß die Unterschätzung Goethes trotz alles Schwärmens und Rühmens noch ist und wie bedeutend sich seine Gestalt immer wieder voll lebendigen Geistes unter uns Epigonen erhebt.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalion's Flutschlamm,
Python tödtend, leicht, groß
  Pythius Apollo.

6.

Methode und Ziel in Goethes naturphilosophischer Forschung.

Von

Brix Förster.

Vorbemerkung.

Eine eingehende Darstellung der Art, wie Goethe in das Wesen der Dinge systematisch einzudringen bestrebt war, ist die unerläßliche, aber — meines Erachtens — nicht immer genügend beachtete Vorbedingung zur Erkenntnis seiner Anschauung vom Weltganzen. Sucht man letztere *nur* aus seinen Aussprüchen über Gott und Natur, über Philosophie, Religion und Unsterblichkeit zu gewinnen, so türmt sich scheinbar ein Berg von Widersprüchen vor uns auf, welche in die Frage gipfeln: war Goethe Monist oder Dualist? Da aber bei der Größe und Macht seines Geistes mit Sicherheit anzunehmen ist, daß er sich trotz mancherlei Schwankungen schließlich zu einer einzigen, unzweideutigen Weltanschauung durchgerungen

[1] Bruchstück eines größeren Werks, das unter dem Titel: Goethes Naturphilosophie. Mit Belägen aus seinen Werken, Briefen und Gesprächen, erscheinen soll. Die Citate aus Goethes Werken sind der Gesamtausgabe in 30 Bänden (Stuttgart und Tübingen, Cotta 1850) und die »Sprüche« der Sammlung von Loeper (Berlin 1870) entnommen. — Die in den Citaten mit Klammern umschlossenen Worte sind Einschaltungen des Verfassers.

hat, so muß man vor allem danach trachten, die Wege, die er zur Erforschung der Wahrheit eingeschlagen, Schritt für Schritt zu verfolgen. Man muß aus seinen Werken und Äußerungen herauszufinden suchen, ob er erstens überhaupt methodisch verfahren und dann, welche Methode er sich zur Richtschnur genommen. Stellt sich heraus, daß diese eine streng wissenschaftliche war, so müssen auch die Resultate seiner Forschung den höchsten Anforderungen des Verstandes und der Vernunft entsprechen; was sich dann mit einer Anzahl seiner Aussprüche nicht sofort vereinbaren läßt, muß entweder kritisch erläutert oder, wenn dies nicht möglich ist, als nicht von ausschlagender Bedeutung gänzlich ausgeschaltet werden.

Goethe schuf sich — wie sich zeigen wird — eine *eigene Methode*. Sie war weder die der damals üblichen spekulativen Philosophie noch die der nur auf das Reale gerichteten Naturwissenschaft. Man könnte sagen: es war — im besten Sinne — eine naturphilosophische. Sie erwuchs ihm sozusagen zwischen den Händen; sie war weniger sein Werkzeug, als seine Begleiterin, die ihm die richtigen Wege und zwar nicht im allgemeinen, sondern in bestimmten einzelnen Fällen anwies. Nur an zwei, in seine Methode verwobenen Grundsätzen hielt er vom Anfang seiner Studien bis zum Ende seines Lebens unerschütterlich fest: niemals voreilige Schlüsse aus den Erscheinungen auf den ideellen Zusammenhang der Dinge zu schließen und niemals die durch die Schärfe des Verstandes einmal gewonnene Überzeugung den Schmeicheleien des Gefühls zu opfern.

Grundlagen der Forschungsweise.

Je nach der Eigentümlichkeit seiner Geistesrichtung und Geistesverfassung bevorzugt jeder Forscher die eine oder die andere Methode: der religiösgesinnte mehr die deduktive, der philosophisch veranlagte mehr die spekulative, der zu naturwissenschaftlichen Studien geneigte hauptsächlich die induktive Methode. Man kann daher sagen: die Geistesrichtung bestimmt die Forschungsweise, sie bildet die Grundlage derselben.

Goethes Geistesrichtung offenbart sich scharf ausgeprägt: in der Ursprünglichkeit seines von jeglicher Autorität losgelösten Denkens; in der festen Zuversicht auf die die Welträtsel ergründenden Kräfte des Verstandes und der Vernunft; in der Genialität seines Kombinationsvermögens d. i. der Intuition und in seiner begeisterten Hingabe an die Natur, als der einzigen und wahren Lehrmeisterin.

Und er war sich seiner Geistesbeschaffenheit vollbewußt. Wiederholt und auf das nachdrücklichste sprach er aus, wie er nur durch die speziellen Eigentümlichkeiten seiner Naturanlage in den Stand gesetzt war, die größten Resultate in seinem Forscherdrang zu erreichen.

Ursprünglichkeit und *Selbständigkeit* schätzte er über Alles. Er vertraute nur seiner persönlichen Erfahrung und wies jede Art von fremder Zutat oder Hülfe weit von sich ab. Umsomehr fühlte er sich in späteren Jahren hoch befriedigt, als er einsah, daß er ganz aus eigener Kraft bis an die Schwelle der wichtigsten Entdeckungen der fachmännischen Zeitgenossen gelangt war. Darüber äußert er sich in dem *Spruch* Nr. 1038, ungefähr um *1820:*

»So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des *Erlebten*. Wer kann mir nehmen, daß ich jede neue Entdeckung im Fortschreiten sogleich vernommen und erfahren; daß ich Schritt für Schritt folgend die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag wie einen Wunderstern nach dem andern vor mir aufgehen sehe. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerksames Bestreben mancher großen, weltüberraschenden Entdeckung *selbst so nahe gekommen* zu sein, daß ihre Erscheinung gleichsam *aus meinem eigenen Inneren* hervorbrach und ich nur die wenigen Schritte klar vor mir liegen sah, welche zu wagen ich in düsterer Forschung versäumt hatte.«

Aus selbst erprobter Erfahrung heraus klingt sein Mahnruf an alle Wahrheitsuchenden:

»Ursprünglich eigenen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.
Natürlich, mit Verstand
Sei du beflissen!
Was der Gescheite weiß,
Ist schwer zu wissen.«

Zahme Xenien (III. S. 137. — *1827*).

Das Sichverlassen und Sichberufen auf jahrhundertalte Weisheitslehren, welche von der gedankenlosen Menge angestaunt und als unantastbare Heiligtümer Generationen hindurch hoch gehalten werden, widerstrebt seinem nie ruhenden Schöpferdrang und dünkt ihm ein Hemmnis in der naturgemäßen Entwicklung des menschlichen Geistes.

»Autorität verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte; [sie] lehnt ab und läßt vorübergehen, was

festgehalten werden sollte. Und dies ist die hauptsächlichste Ursache, warum die Menschheit nicht vom Flecke kommt.«

Spruch N. 842.

»Ich ehre und liebe das Positive«, schreibt er am 10. Januar *1829* an *Schultz*, »und ruhe selbst darauf, insofern es sich nemlich von Alters her immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Mich freut ein ***direkter Angriff*** auf eine usurpierte ***Autorität***. Diese mag Jahrhunderte gelten. Aber zuletzt, wenn das Wahre notwendig wird, um das entschieden Nützende uns zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen.«

Religiöse Weltanschauung beruht auf der Autorität ihrer Verkünder und auf frommgläubiger Gesinnung. Goethe besitzt weder die Neigung noch die Fähigkeit zum *Glauben*, ja er verwirft ihn, weil er die Kräfte des forschenden Geistes unterbindet und allzu leicht den Menschen in die Irr-Bahnen haltloser Fantasie und schwärmerischer Gefühlsseligkeit hinüberleitet.

»Ich kann nicht billigen«, schreibt er am 21. Oktober *1785* an F. H. *Jacobi*, »wie Du mit dem Worte Glauben umgehst. Dir kann ich diese Manier nicht passieren lassen. Sie gehört nur für Glaubenssophisten, denen es höchst angelegen sein muß, alle Gewißheit des Wissens zu verdunkeln und mit den Wolken ihres schwankenden, luftigen Reiches zu überziehen, da sie die Grundvesten der Wahrheit doch nicht erschüttern können.«

Ebenso eifert er in der *1784/85* geschriebenen »*Studie nach Spinoza*« (Weimarer Ausgabe, 1893. II. 11. S. 313) gegen die Gefühlsphilosophen und die hochmütigen und selbstgefälligen Frommgläubigen:

»Ein Gleiches geschieht, wenn sich Menschen nach ihrer Fähigkeit ein Ganzes von dem Zusammenhang der Dinge gebildet und nunmehr den Kreis zugeschlossen haben. Sie werden dasjenige, was sie *am bequemsten denken*, für das Gewisseste halten. Ja man wird meistenteils bemerken, daß sie Andere, welche sich *nicht so leicht beruhigen* und mehr Verhältnisse göttlicher und menschlicher Dinge aufzusuchen und zu erkennen streben, mit einem zufriedenen Mitleid ansehen und bei jeder Gelegenheit bescheiden trotzig merken lassen, daß sie im Wahren eine Sicherheit gefunden, welche über allen Beweis und Verstand erhaben sei. Sie können nicht genug ihre innere, beneidenswerte Ruhe und Freude rühmen und diese Glückseligkeit einem Jeden als letztes Ziel andeuten. — Doch dem *Lehrbegierigen bleibt wenig Trost bei ihnen*, indem er immer hören muß, das *Gemüt*

müsse immer einfältiger werden, um in einem Zustande sein Glück zu finden, der eine besondere Gabe Gottes sei.«

Dass er bis an das Ende seines Lebens in der Abneigung gegen schwachsinniges Glauben verharrte, ja daß er stolz war, als ein »Erzungläubiger« verschrieen zu sein, beweist der Brief an *Zelter* vom 5. Okt. *1831*, wenn er auch vornehmlich auf die fantastischen Theorien der damaligen Geologen gemünzt ist.

»Viele unserer wackersten Naturforscher bilden sich ein, das Unmögliche zu denken. Dagegen erscheine ich ihnen als der *hartnäckigste Häresiarch*, worin uns Gott gnädiglich erhalten und bestätigen wolle.«

Wahrlich! Keinerlei Voreingenommenheiten, weder religiöse, noch philosophische, hemmten sein Fortschreiten auf dem ihm eigenen Wege zur Wahrheit. Er konnte stets von sich rühmen, was der Baccalaureus im 2. Teile des Faust sagt:

»Ich aber frei, wie mirs im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht;
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniss im Rücken.«

Während Goethe mit aller Entschiedenheit von dem Autoritätsglauben sich abwendet, hegt er unbedingtes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit des menschlichen *Verstandes* und der *Vernunft*. Er weist jeder dieser Geisteskräfte eine bestimmt abgegrenzte Wirkungssphäre an.

Der *Verstand* hat die empirische Forschung auf die richtige Bahn zu leiten, indem er durch Zergliederung den kausalen Zusammenhang der Dinge aufdeckt. Hypothesen zu ersinnen und Theorien aufzustellen, ist nicht seine Sache; denn er läßt sich zu leicht zu voreiligen Schlußfolgerungen verleiten.

»Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Notwendigen und Nützlichen.« *Spruch* No. 303 *(1826)*.

»Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hierzu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen *Menschenverstande* zu Werke. Dieser aber hat seine *Grenzen;* wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Das höhere Denken, Schließen, Urteilen ist nicht seine Sache.« *Spruch* No. 955 (*1821*).

»Der *Menschenverstand,* der eigentlich aufs Praktische

angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung *höherer Probleme* wagt. Dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie sich selten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und west.« *Spruch* No. 636 (*1828—32*).

»Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der an die Stelle des Phänomens Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt.«

Spruch No. 784 (*1823*).

Die Tätigkeit der *Vernunft* beginnt nach der Tätigkeit des Verstandes. Sie findet aus den Einzelerscheinungen das ihnen Gemeinsame heraus. Sie ist die Schöpferin einer umfassenden Vorstellung, einer Alles aufklärenden Idee.

»Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen. Denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir und wenn es ein Riesenfaultier wäre.« *Spruch* No. 941 (*1821*).

Am deutlichsten tritt die Verschiedenheit beider Geisteskräfte bei der Erforschung organischer Wesen hervor.

»Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen. Jene bekümmert sich nicht wozu? dieser frägt nicht woher? Sie [die Vernunft] erfreut sich am Entwickeln; er [der Verstand] wünscht Alles festzuhalten, damit er es nützen könne.«

Geistvolle Einfälle gelegentlich zu haben, ist wohl vielen Menschen eigen. Goethe aber besaß diese Anlage — *Intuition* nennen es die Philosophen — im höchsten Grade. Die fruchtbarsten und großartigsten Ideen flogen ihm bei dem Betrachten der einfachsten Dinge zu. Er weiß dies sehr zu schätzen und er glaubt sogar eingestehen zu müssen, daß er die bedeutendsten wissenschaftlichen Erfolge einer Art von Inspiration zu verdanken hat.

»All unser redlichstes Bemühen
Glückt nur im *unbewußten Momente.*
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!»

Zahme Xenien (III. S. 70).

»Ja das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.»

Zahme Xenien (III. S. 52).

»Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die Betätigung eines originalen *Wahrheitsgefühls,* das, im Stillen längst ausgebildet, *unversehens,* mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine

aus dem Inneren am Äußeren sich entwickelnde Offenbarung, die dem Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.« *Spruch* No. 903 (*1821*).

»Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine *Heuristik*, welche, eine unbekannte, geahnte Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.«

Spruch No. 287 (*1826*).

In jedem Lebensalter, inmitten seiner größten dichterischen Schöpfungen drängte es Goethe immer und immer wieder zur *Betrachtung der Natur* und zur Erforschung ihrer Geheimnisse. Sie allein erschien ihm als der unerschöpfliche Born alles Wissens und aller Weisheit.

»Die Natur« sagt er in »*Problem und Erwiderung*« (XXX. S. 350 — *1823*), »hat und ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag ins Einzelnste teilend verfahren oder im Ganzen nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.«

Der Überzeugung von dem entscheidenden Wert der Naturforschung und der naturwissenschaftlichen Methode für die Gewinnung einer mit der Wirklichkeit harmonirenden und möglichst fest zusammengefügten Weltanschauung blieb er sein ganzes Leben hindurch getreu.

Am 6. Februar *1797* schrieb er an die Fürstin *Gallitzin:* »Die naturwissenschaftlichen Arbeiten haben mich genötigt, meinen Geist zu prüfen und zu üben. Wenn auch für die Wissenschaft gar kein Vorteil daraus entspränge, so würde der Vorteil, den ich daraus ziehe, mir immer unschätzbar sein. Denn wie bedeutend ist es, die Grenzen des menschlichen Geistes immer näher kennen zu lernen und dabei immer deutlicher einzusehen, daß man nur desto mehr verrichten kann, je reiner und sicherer man das Organ [die Vernunft] braucht, das uns überhaupt als Menschen und besonders als individuellen Naturen gegeben ist.«

Am 30. März *1829* an Ernst *Meyer:*

»Nach langer Zeit ergreife ich eine Gelegenheit, um Ihnen zu versichern, daß ich der Naturwissenschaft im Stillen treu geblieben bin. — In so hohen Jahren gibt mir nichts ein so reines, befriedigendes Gefühl von Dauer, als die Konsequenz der Natur und die Beharrlichkeit derer, die sich treu und liebevoll mit ihr beschäftigen.« (Ähnlich an Zelter 5. Okt. 1830, zu Eckermann Okt. 1830.)

Entwicklung der Forschungsweise im Allgemeinen.

Über den Zeitpunkt des Beginns seiner wissenschaftlichen Naturbetrachtung berichtet Goethe in der »*Geschichte meines botanischen Studiums*« (XXVII. S. 49. — *1817)*:

»Zwar schon Anfang der siebenziger Jahre regte sich in mir der Drang, das ungeheure Geheimniß, das sich in stetem Erschaffen und Zerstören an den Tag gibt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren schien. Doch in das tätige Leben sowol, als in die *Sphäre der Wissenschaft* trat ich eigentlich zuerst, als der edle *Weimar*'sche Kreis mich aufnahm.«

Zuerst warf er sich *ohne bestimmten Plan* ausschließlich auf die Beobachtung und das Studium der konkreten Dinge in der Natur.

»Wie es vor alten Zeiten«, schrieb er an *Knebel* am 17. Nov. *1784*, »da die Menschen an der Erde lagen, eine Woltat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie aufs Geistige aufmerksam zu machen, so ists jetzt eine größere, sie *nach der Erde* zurückzuführen und die Elasticität ihrer angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern«.

An Frau von *Stein* bemerkt er in dem Brief vom 15. Juni *1786:*

»Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken. Mein langes *Buchstabiren* hat mir geholfen. Jetzt ruckt's auf einmal und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel neues ich finde, so finde ich doch nichts Unerwartetes: es paßt Alles und schließt sich an, weil ich *kein System* habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen.«

Sehr bald jedoch ging er mit Überlegung, ein bestimmtes Ziel ins Auge fassend, zu Werke. Etwas wurde er dabei von der neueren Philosophie beeinflußt, in mancher Beziehung aber blieb er selbständig und sogar im Gegensatz zu ihr, namentlich zur Kantschen Erkenntnistheorie.

Seine anfangs geübte Methode — sie war eine ihm noch unbewußte Verbindung der Deduktion mit Induktion — ergibt sich aus seiner Schilderung von der Entdeckung des *Zwischenknochens* und des *Aufbaus des Schädels* aus Wirbelknochen (XXXVII. S. 180. Osteologie. — *1784)*:

»Ich arbeitete auf einen allgemeinen Knochentypus los und mußte deshalb annehmen, daß alle Abteilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei *allen Tieren* aufzufinden sein möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den

Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden wollte daß man jenem ein Os intermaxillare, diesem aber keines zuschrieb. Da nun aber genannter Teil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefügt stehen. Ich suchte daher nach Spuren desselben und fand sie gar leicht. — — — (S. 185.) Ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch die Gegenstände immer mehr sich vor mir aufklärten. — — Der Geist übte sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werte zu kennen und zu zergliedern suchte. — — (S. 186.) Indem ich nun ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche organische Teile parallelisiren sollte, hielt ich an dem Gedanken fest, man sollte die *Bestimmung jeden Teils für sich* und sein *Verhältniß zum Ganzen* zu erforschen trachten. — — (S. 187.) So bereitete ich mir immer mehr eine freie Uebersicht über die Natur .... Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunkt zur Beurteilung wissenschaftlicher und ethischer Behandlung auch in diesen Regionen menschlicher Geschäftigkeit.«

In dem Aufsatz »*Bedeutendes Förderniß*« (XXX. S. 363) heißt es:

»Ebenso war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannte ich bald, aber erst im Jahr 1790, als ich aus dem Sande des ... Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrte ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ich den Uebergang vom ersten Flügelbein zum Siebbein und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah: da hatte ich denn das Ganze im Allgemeinsten beisammen.«

Man ersieht aus beiden Darstellungen, wie Goethe damals entweder von einer bestimmten Idee ausging und deren Verwirklichung in der Natur aufzuspüren suchte, oder durch die Betrachtung der einzelnen Gegenstände urplötzlich auf eine Idee geriet, welche sie zu einer Einheit verband.

Nach und nach wurde ihm aber zum ausschlaggebenden Prinzip, die Objekte durch genauen Augenschein zuerst auf ihre Beschaffenheit zu prüfen und miteinander zu vergleichen und dann aus den angeschauten Einzelheiten eine Vorstellung vom Ganzen abzuleiten.

Keine Abstraktion — und das war die Hauptsache — hatte Geltung für ihn, die nicht aus der sinnlichen Erfahrung gewonnen oder ihm von dei Wirklichkeit förmlich aufgedrängt wurde.

Bei den *botanischen Studien* verfuhr er ähnlich und ging es ihm ähnlich. Seine Forschungsweise erwies sich ihm so überraschend fruchtbar, daß sich in ihm die Überzeugung festsetzte, er werde mit ihrer Hilfe nicht nur die Geheimnisse der Pflanzen- und Tierwelt, sondern auch der ganzen Natur (das Menschenwesen mit eingeschlossen) ergründen können.

Er schreibt an Frau von *Stein* am 10. Juli *1786:* »Am meisten freut mich jetzt das Pflanzenwesen. Es zwingt sich mir alles auf. Ich sinne nicht mehr darüber. Es kommt mir alles entgegen und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Es ist kein Traum, keine Fantasie. Es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das Mannichfaltige hervorbringt. Hätte ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraue ich mich, es auf *alle Reiche der Natur* auszudehnen.«

In dem Abschnitt der Metamorphose der Pflanzen »*Schicksal der Handschrift*« (XXVII. S. 66. — *1817*) sagt er: »Ferner glaubte ich« — nämlich zur Zeit der italienischen Reise — »der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebilde als Muster alles Künstlichen hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die *Sitten* der *Völker*. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind: Ich verstehe die *menschliche Gesellschaft*.«

Auf derartige geistvolle Verknüpfungen legte er jedoch während der achtziger Jahre nicht allzugroßen Wert, vielmehr auf die nüchterne Erkenntnis der realen Welt. Zeugnis gibt davon *Schillers* Brief an Körner vom 12. August *1787:*

»Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und mit einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse, kindliche Vernunft bezeichnet ihn. — — Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit und mit demselben Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit und Verworrenheit.«

Erst im Beginn der neunziger Jahre machte sich ein Umschwung seiner Denkweise bemerkbar, damals, als er anfing, mit der Kantischen Philosophie sich zu beschäftigen und mit der *idealistischen Richtung* sich zu befreunden. Zwar beweist seine erste Unterredung mit *Schiller* im

Jahre *1794*, daß er in der ihm neuen Art noch wenig bewandert war. Denn als ihm Schiller bei der Erklärung der »Urpflanze« bemerkte, das sei keine Erfahrung, sondern eine Idee, versetzte er erstaunt: »Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, *ohne es zu wissen,* und sie sogar sehe«; und in den *Annalen,* wo er den Vorfall erzählt (XXI. S. 27), fügt er die Worte bei: »Wenn Schiller das für eine Idee hielt, was ich als eine Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten.«

Von dieser Zeit an trachtete er ununterbrochen mit Bewußtsein und Vorsatz nach dem Höhepunkt einer allumfassenden Weltanschauung.

Er schrieb an F. H. *Jakobi* am 17. Oktober *1796:*

» — — Ebenso wichtig wär es mir gewesen, Dir meine weiter verbreiteten und besser geordneten Pläne über die natürlichen Dinge darzustellen, weil es besonders jetzt auf Ausbildung des Subjekts ankommt, daß es so rein und tief als möglich die Gegenstände ergreife und nicht bei mittleren Vorstellungsarten stehen bleibe oder wol gar sich mit gemeinen helfe. Du würdest mich nicht mehr als einen so *steifen Realisten* finden. Es bringt mir großen Vorteil, daß ich mit den anderen Arten zu Denken etwas bekannter geworden bin, die ich, *ob sie gleich nicht die meinigen werden können,* dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf.«

Wie einschneidend die Veränderung in seinem Denken geworden, offenbart noch deutlicher sein damalicher Briefwechsel mit Schiller.

Schiller hatte ihm am 17. Januar *1797* geschrieben:

»Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre *analytische* [empirische] *Periode* nennen möchte, wo Sie durch die Trennung und Teilung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte.«

Goethe antwortete darauf am 18. Januar *1797:*

» . . . Ich läugne nicht, daß mir die wunderbare Epoche, in die ich eintrete, selbst sehr merkwürdig ist. Ich bin darüber leider noch nicht ganz beruhigt. Denn ich schleppe von der analytischen Zeit noch so vieles mit, das ich nicht los werden und kaum verarbeiten kann. Indessen bleibt mir nichts übrig als auf diesem Strom mein Fahrzeug so gut zu lenken, als es nur gehen will. — — Es läßt sich ins Ferne und Ganze nichts voraussagen, da diese regulierte Naturkraft, so wie alle unregulierten, durch nichts in der Welt geleitet werden kann, sondern, wie sie sich selbst

bilden muß, auch aus sich selbst und auf ihre eigene Weise wirkt.«

Angeregt von Kant und Schiller zog er von nun an die philosophische Betrachtungsweise in den Bereich seiner naturwissentschaflichen Studien, er schuf sich eine selbständige, reiflich geprüfte Forschungsmethode und zwar auf einer so breiten und sicheren Basis, daß er auch *später niemals* das Bedürfnis fühlte, von ihr irgendwie wesentlich abzuweichen.[1]

Problem. Urphänomen. Das Unerforschliche

Alle Ansichten von dem Wesen der Natur sind menschliche Vorstellungen und in Folge dessen nur *Probleme* der Wahrheit. Widerstreiten sie sich, so ist es ein Irrtum anzunehmen, daß wenigstens *eine* die ganze Wahrheit enthalte.

»Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das *Problem* liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewige tätige Leben, in Ruhe gedacht.« *Spruch* No. 957 (*1826*).

Alles Sichtbare hat seinen Ursprung in unsichtbarer Notwendigkeit. Die ganze Welt ist von Problemen erfüllt. In stetiger Reihe folgen den nächsten und leicht begreifbaren die fernen und fernsten in zunehmender Unerklärbarkeit.

»Je tiefer man eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn drauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.« *Spruch* No. 647 (*1829*).

Alle Probleme fußen auf *Hypothesen*, welche komplizierter und gewagter werden, je mehr die Geheimnisse der Natur dem gemeinen Menschenverstande entrückt sind. Goethe gebraucht in dem Brief vom 8. Oktober *1787* (*Ital. Reise* XIX. S. 402) ein treffendes Bild für die Leistungsfähigkeit der seichteren und der gründlicheren Forschungsart.

»Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortbringen; die Stücke des Obelisken zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge u. s. w. Je größer die Last oder je feiner der Zweck, wie z. B. bei einer Uhr, desto zusammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanismus sein und doch im Inneren die größte Einheit haben. So sind alle *Hypothesen* oder vielmehr alle Principien. Wer

---

[1] Zwischen diesem und dem folgenden Abschnitt stehen die Kapitel: Subjekt und Objekt, Empirismus und Rationalismus, die induktive Methode, die deduktive Methode und ihre Vereinigung mit der Induktion.

nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? — — Ich lasse Jedem seinen Hebel und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.«

Aber er warnt auch vor der Überschätzung des Wertes von Hypothesen; man darf ihnen keine vollgenügende Beweiskraft beilegen; sie sind nur Aushilfsmittel.

»Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist. Sie sind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüste nicht für den Bau ansehn.«

Naturwissenschaft im Allgemeinen.
(W. A. II. S. 132.)

Behutsam aufgestellte Hypothesen sind brauchbar und nützlich; die oberflächlich erdachten dagegen verwerflich, da sie die Leichtgläubigkeit und die Denkfaulheit der Menge fördern.

»Hypothesen sind Wiegenlieder, womit ein Lehrer seine Schüler einlullt.« *Sprüch* No. 920 (*1821*).

Selbst tiefsinnig überlegte Hypothesen können schädlich wirken, wenn sie, geschickt ineinander gefügt und im Laufe der Zeit durch stete Wiederholung eine überzeugte Lehrmeinung geworden, als unerschütterliche Wahrheit zur Geltung kommen.

»Es entstehen [durch Hypothesen] . . . meistenteils Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, den Fortschritt des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmen und schädlich werden. — — Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte werden sich an ein solches Heiligtum wagen und den Gegenstand der Betrachtung dem gemeinen Menschenverstande wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagte: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.«

»Versuch als Vermittler von Object u. Subject.«
(XXX. S. 321. —*1793*.)

Weder Empirismus noch Rationalismus können das innerste Wesen der Natur erfassen. Das vermag nur die *philosophische Geistestätigkeit*, welche aus den Einzelmanifestationen der Natur auf das Vorhandensein einer vernunftge-

mäßen Einheit derselben, auf das Walten eines Gesetzes oder einer Idee schließt.

»Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem *Geist* nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.«

Faust. 1. Teil. (*1801*).

Der *naturwissenschaftlichen Forschung* setzt Goethe eine Grenze; ihr letztes Ziel sei das *Urphänomen.* Was er darunter versteht, sagt uns eine Stelle in der *Farbenlehre* (XXVIII. S. 59. — *1808*):

»Das, was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordiniren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinauf deuten, wobei uns gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun fügt sich Alles nach und nach unter *höhere Regeln* und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie *Urphänomene,* weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt [d. h. weil sie der letzte erforschbare Grund der Erscheinung sind], sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann.«

Jenseits der Urphänomene liegt das Reich des *Unerforschlichen,* das Gebiet der spekulativen Philosophie. Diese muß sich streng an die Ergebnisse der Naturwissenschaft halten und auf ihnen weiter zu bauen versuchen, sonst schafft sie nur inhaltlose Fantasiegebilde.

Goethe weist in der *Farbenlehre* (XXVIII. S. 60 u. 182) sowohl der *Naturwissenschaft,* als auch der *Philosophie* gesonderte Wirkungskreise an:

»Wäre ... ein solches *Urphänomen* gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas weiteres aufsuchen, da wir doch hier die Grenze des Schauens eingestehen sollten. Der *Naturforscher* lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit dastehen! Der *Philosoph* nehme sie in seine Region auf und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypothesen, sondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.« — —

»Kann .. der *Physiker* zur Erkenntniß dessen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und mit ihm der *Philosoph*. Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrungen in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie wenn nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, was bei ihm nun ein Erstes wird.«

Zu dieser Zeit, im Anfang des Jahrhunderts und auch noch im Beginn der zwanziger Jahre will Goethe von einer Einschränkung des menschlichen Forschungstriebes im Allgemeinen nichts wissen.

»Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei. Er würde sonst nicht forschen.« *Spruch* No. 904 —*1821*.

Wenn Goethe auch einräumt, daß es ein letztes Unerforschlisches gibt, so verlangt er doch, daß man ihm ohne Scheu so nah als möglich auf den Leib rücke.

Sein Standpunkt in der Frage der Wissensgrenze ergibt sich aus dem Aufsatz »*Freundlicher Zuruf*« (XXVII. S. 161.—*1820*):

»Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, tätigen Forschern glücklich in Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher keine Grenzlinie ziehen. — — [Die Welt] liege anfang und endlos vor uns; *unbegrenzt* sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe! — Es sei so! Aber wie weit und tief der Menschengeist in sie und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, *werde nie bestimmt noch abgeschlossen*.«

Er fügt dem ein »heiteres Reimstück« bei, in welchem er mit einem zaghaften Forscher disputiert und welches in dem Sinne des Aufsatzes »aufgenommen und gedeutet werden möge«.

»Ins Innere der Natur«
— O Du Philister! —
»Dringt kein erschaffner Geist«.
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern.
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
»Glückselig! wem sie nur
Die äußere Schale weist«.

Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend, tausend Male:
Alles gibt sie reichlich und gern.
Natur hat weder Kern
Noch Schale.
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Solche kecke, geistesfrische Worte schrieb Goethe als Siebzigjähriger! Ein paar Jahre später jedoch, als er die Abnahme seiner Kräfte verspürte, wie er in einem Brief an *Zelter* vom 13. März 1822 eingestand, geriet er in eine etwas pessimistische und zaghafte *Stimmung*. Der Wagemut des Forschers weicht einer geistigen Ermüdung in der Überzeugung, daß man sich im Wissensdrang bescheiden müsse. Ein leiser Tadel trifft diejenigen, welche sich erdreisten, das Unmögliche vorstellbar zu machen.

»Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen [Urphänomene] sind, bei denen man sich *beruhigen* müßte. Doch mag dies auch vorteilhaft sein — sonst unterließe man das Forschen allzufrüh.«

Spruch No. 566 und 517. — *(1821)*.

Übrigens klammert er sich an die Hoffnung an, man könne den Bereich des scheinbar Unerforschlichen immer noch etwas mehr einengen.

»Unser Fehler besteht darin, daß wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixiren möchten. *Meine Maxime* bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.«

Spruch No. 921. — *(1821)*.

Im höheren Greisenalter nimmt die *Scheu* vor dem *Unerforschlichen* noch entschiedener zu, namentlich nach der schweren Erkrankung im Februar *1823*.

»Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. — Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.«

Spruch No. 1019.

»Was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit all unserem Witz? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wol aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums

zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.«

Gespräch mit *Eckermann* am 15. Oct. *1825*.

Das Ende von all dem Ringen und Kämpfen in Goethes Riesen-Geist wäre demnach ein Waffenstrecken, völlige Resignation gewesen? Viele nehmen es an und Manche erfreuen sich sogar daran.

Mir widerstrebt ein solcher Gedanke.

Denn hat Goethe nicht gerade in seinen letzten Lebensjahren St. Hilaires weitausgreifende Ideen mit Begeisterung begrüßt und sie im möglichen Einklang mit Cuviers Realismus, ja mit seinem eigenen gefunden? Seine Ahnungen aus früherer Zeit tauchten siegreich wieder empor. Die Zukunft hellte sich vor seinem Blicke auf. Was *er* nicht zu erfassen und zu ergründen vermochte, das kann späteren Jahrhunderten glücken, da der Menschengeist, wie die ganze Natur, den Keim zu *höherer Entwickelung* in sich birgt.

Wie aus der unscheinbaren Knospe die volle Rose sich entfaltet, so wird auch die Erkenntnisfähigkeit der Menschheit in jetzt noch ungeahnter Weise dereinst an Tiefe und Ausdehnung gewinnen.

Die Zuversicht, welche er in das gesetzmäßige, unaufhaltsame Fortschreiten aller Vorgänge in der Natur setzte und welcher er Ausdruck verlieh in den 1812 geschriebenen Versen (*Epigrammatisch*. II. S. 313):

»Wer will denn Alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sichs finden.
Hier hilft nun weiter kein Bemühn —
Sind's Rosen, nun sie werden blühn.«

Die helle hoffnungsfreudige Zuversicht erfüllte ihn noch, als er an *Zelter* am 9. November *1829* schrieb:

»Mich bringt nichts von meinem alten, erprobten Wege ab: Die Probleme sachte, sachte wie Zwiebelhäute zu enthüllen, und Respect zu behalten vor allen wahrhaft still lebendigen Knospen. Je älter ich werde, je mehr vertraue ich auf das *Gesetz, wonach die Rosen blühn.*«

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

I. MISCELLEN.

A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken.

1. Zu einem Briefe an Frau von Stein.

Am 1. Juni 1781 schreibt Goethe an Frau von Stein »Und die Weisen sagen: Beurtheile niemand, bis Du an seiner Stelle gestanden hast«.

Wer diese »Weisen« sind, hat weder Schöll noch ein späterer Herausgeber der Briefe an Frau von Stein angemerkt.

Nun lautet ein Spruch in dem Mischnahtractate Âbôth (»Väter«), Abschnitt II, Nr. 5, im Namen Hillels angeführt: »Beurtheile deinen Nächsten nicht, bis Du an seine Stelle gelangt bist«, und da der Satz sonst, wie es scheint, nicht nachweisbar ist, so geht Goethes Citat wohl auf die Mischnahstelle zurück. Natürlich nicht direkt. Vielleicht verdankte er den Spruch Herdern, dem die Bekanntschaft mit dem Original sehr wohl zuzutrauen ist. SIEGMUND FRAENKEL.

---

2. Zum Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.

Wie zart und rücksichtsvoll Zelter gegen seinen großen Freund war, zeigt folgende Stelle aus seinem Briefe vom 25. Mai 1828 an Goethe:

»Die Memoiren Deines Lebens sind ein leichter Same, der kaum den Boden berührend zur Wurzel wird eines lebenfrohen Stammes von hundert Augen, deren jedes wieder Augen bringend ist. Dein Mariagespiel beschließt den dritten Theil. Ich bin in Verzweiflung abbrechen zu müssen. Ich will ja nur den Stoff, nur Dich wie Du leibst. Wodurch soll der Geist gebannt werden? Ein Geist ohne Körper ist ein Schemen, ein Gespenst. — Da sitzen die Spec—Philosophen; sterben wollen sie nicht; leben können sie nicht, die speculativen Herren. —

O mehr, mehr! gieb doch, gieb! so rufe ich mit Lessing: »Also, lieber Goethe: noch ein Capitelchen (zwey, drey, zwanzig, dreyßig) je mehr je besser.«

Diesen Ausruf Lessings nach der Lekture des Werther entnahm Zelter aus Nicolovius »Über Goethe« (S. 54). Hier lautete allerdings der Satz: »Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je *cynischer,* je besser!«

Zelter hat also absichtlich »cynischer« in »mehr« gemildert. Er hatte das Buch von Nicolovius direkt erhalten, wie er in seinem Briefe vom 16. Mai 1828 an Goethe berichtet. Dieses Dedicationsexemplar von Nicolovius an Zelter befindet sich auf der *königlichen Bibliothek zu Berlin.* Auf der Titelseite befindet sich der *handschriftliche* Vermerk: »Geschenk des Herrn Verfassers an Zelter. 13. May 1828.«

Nach dem Tode Zelters (15. Mai 1832) kam seine Bibliothek in die Hände des bekannten Sammlers *von Meusebach,* dessen reichhaltige Büchersammlung im Jahre 1849 von der königlichen Bibliothek in Berlin angekauft wurde. M. Birnbaum.

3. Zu Goethes Clavigo.

Der in Altona erscheinende »Reichspostreuter« hatte im 18. Jahrh. in litterarischen Dingen eine gewisse Bedeutung. Vollständig sind uns die einzelnen Jahrgänge des »Reichspostreuters« nicht erhalten. Einzelne Nummern befinden sich im Besitze der Hamburger Stadtbibliothek. Unter diesen Blättern befindet sich auch Nummer 175 (Mittwoch, 2. November) des »Reichspostreuters« aus dem Jahre 1774 mit folgender bemerkenswerten Rezension:

»Die wahre Geschichte des Clavigo, aus dem Französischen der Memoiren des Herrn von Beaumarchais übersetzt. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung 1774. — Man ist dem Herrn Übersetzer dieser Geschichte viel Dank schuldig, daß er sie unsern deutschen Landsleuten durch den Druck bekannt gemacht hat. Sie ist nicht allein an sich selbst interessant, man kann sie nicht ohne Rührung, ohne den zärtlichsten Anteil an dem Schicksale der unglücklichen und tugendhaften Marie, des Herrn von Beaumarchais Schwester, zu nehmen, ohne den Herrn von Beaumarchais gewissermaßen zu bewundern, ohne das Ungeheuer, den *Clavigo,* zu verabscheuen, lesen, sondern man kann auch daraus sehen, wie Herr Göthe diese Geschichte zu benutzen gesucht hat. Wir möchten aber fast sagen, daß Clavigo in dem Trauerspiel unsers Landsmannes viel von seiner Abscheulichkeit verloren hat, wodurch denn auch der Antheil, den man an dem unglücklichen Schicksal der Maria nimmt, geschwächt wird; auch deucht uns, daß Herr Göthe gar zu frey mit der Geschichte

des Herrn von Beaumarchais umgegangen ist. Nach der Erzählung des Herrn von Beaumarchais wird seine schuldige Schwester durch die Absetzung des Clavigo von seinem Amte vollkommen gerächet, und eben diese Nachricht, die Herr von Beaumarchais blos durch seine Standhaftigkeit bewürkt, gereicht diesem zur größten Ehre; in dem Trauerspiele des Herrn Göthe hingegen, wird Herr von Beaumarchais durch den Zweykampf, worinn er den Clavigo einen Feigherzigen, der lieber eine ihm zur größten Schande gereichende Schrift unterzeichnet, als sich schlagen will, erlegt, auf gewisse Weise verächtlich, der Unwahrscheinlichkeit nicht zu gedenken, die in dem ganzen fünften Acte des Trauerspiels herrscht. Hierzu kömmt auch noch, daß es nach der Erinnerung des Franzosen, dessen der Übersetzer dieser Geschichte in der Vorrede erwähnt, sehr unanständig ist, noch lebende und in gewissem Ansehen stehende Personen, wenn sie gleich in einem fremden Lande leben, auf die Bühne zu bringen, ja sie gar sterben zu lassen. In Geschichten, die entfernter von unsern Zeiten sind, ist die Fiction freylich erlaubt, in der Geschichte unsrer Zeitgenossen aber sollte man bescheidener seyn. — Noch bemerken wir, daß der Übersetzer diejenigen Stellen in dem Memoire des Herrn von Beaumarchais, die Herr Göthe blos übersetzt hat, mit seinen eigenen Worten mit größerer Schrift hat abdrucken lassen, damit der Leser auf einen Blick sehen kann, was der Dichter dem Herrn von Beaumarchais zu danken hat.«

Herman Krüger-Westend.

---

4. *Zu Faust. »Hinten weit in der Türkei«.*

In einer Vorrede zu der von Christian Heinrich Schmid, dem Verfasser der »Chronologie des deutschen Theaters«, besorgten Übersetzung: »Englisches Theater«, 3. Teil, Leipzig 1770, finde ich den nachstehenden Passus, der dermaßen mit dem bekannten geflügelten Faustwort: »Hinten, weit in der Türkei« übereinstimmt, daß mir eine direkte Beeinflussung Goethes durch diese, in den bisherigen Faustkommentaren und Faustausgaben nicht erwähnte Stelle möglich erscheint. »Lange ist das Schicksal von Königen und Nationen das gewöhnliche Geschäft der tragischen Bühne gewesen, als ob das Elend nur den Thron zu seinem Sitz erwählt, und nur die Großen unglücklich seyn könnten. Dergleichen Geschichten hören wir mit Verwunderung an, wie ferne Schlachten der Türken und der Russen, die uns ein ehrlicher Bürger auf dem Kaffeehaus vorliest, unbesorgt, wer unterliegen, oder wer gewinnen wird.«

H. Stümcke.

5. *Der erste Vorschlag Goethesche Gedichte mit Kommentar herauszugeben.*

Vor fast 100 Jahren, genau vor 99, erschien im Morgenblatt am 11. September 1807 ein Aufsatz unterzeichnet: K. H—n (vielleicht Heun ?) u. d. T.: »Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar«. Nach manchen theoretischen Erörterungen, in denen das Für und Wider auseinandergesetzt wird, behält der Verteidiger das Wort und sagt: »Einzelheiten würden noch verständlicher sein und wir würden einen innigern und tiefern Blick in das Leben des Dichters gewinnen, als durch die sorgfältigste Lebensbeschreibung. Erinnern Sie sich an die herrliche Elegie »Euphrosyne«, wieviel Reiz, wieviel Wärme wieviel Süßigkeit gewinnt das Gedicht, wenn Sie wissen, was Falk in dem Taschenbuch für Liebe und Freundschaft von 1807 von der liebenswürdigen Euphrosyne und ihrem Verhältnisse zu Goethe erzählt hatte, wenn es Ihnen bekannt ist, mit welchem treuen väterlichen Gemüte Goethe Euphrosyne das Kind aufzog; wie sie unter seinen Augen und unter seiner Pflege heranwuchs und sich bildete und wie ihm endlich der Liebling seines Herzens, der Preis seiner Mühe, der Stolz der Kunst durch frühzeitigen Tod entrissen ward. Die »Musen und Grazien in der Mark« werden ihren Sinn nie verlieren. Aber wie ungleich treffender, individueller und darum interessanter wird der Witz des Dichters, wenn man die Verirrungen des märkischen Pfarrherrn und seiner Brüder im Geist und nur ein einziges Exemplar aus seinem reichen poetischen Herbarium kennt! Wer würde sich nicht freuen, wenn es Goethe selbst gefallen hätte, bei mehreren seiner Balladen kleine Einleitungen voranzuschicken wie bei der vortrefflichen: »Pausias und sein Blumenmädchen!« Wir hätten dann ohne Zweifel erraten, wie er einst mit dem unvergesslichen Schiller übereingekommen war, daß jeder von ihnen drei Balladen deren jede einem besonderen Elemente zugehörte, dichten wollte; wir wüßten, welchem traulichen innigen, oft selbst vom Neide verunglimpften Freundschaftsbunde wir den Zauberlehrling, Gott und die Bajadere, die Braut von Korinth zu verdanken haben. Wir würden, wenn wir wüssten, daß Goethe bei dem Zauberlehrling Lucians Lügenfreund vor Augen gehabt, die lehrreichsten Vergleichungen anstellen können. Wie interessant war nicht die alte sicilianische Idylle, die neulich von Dalberg im Morgenblatt mitgeteilt wurde und die den Stoff zu Goethes unvergleichlichem Gedicht: Der Wanderer gegeben hat, hätte es doch Goethe beliebt, die Romanzen: Der Erlkönig und der Fischer, die in Herders Stimmen der Völker als altdeutsch aufgeführt werden, und die welche nach Schillers Musenalmanach für 1799 alt englischen, altdeutschen, altfranzösischen und altspanischen Ursprungs sind, mit den Originalen zu begleiten.

Ich glaube gern, daß uns der edle Dichter das Gold gereinigter und edler wiedergegeben hat, aber wer liebte es nicht, auch neben dem geschliffenen den rohen Diamant zu sehen? Wollte man noch etwas zu den Kommentaren hinzufügen, so wären es Parallelstellen aus den gepriesensten Dichtern des Auslands. Um Ihnen von dieser Art doch auch ein Beispiel zu geben, so erinnern Sie sich aus Shakespeares Romeo und Julia an die Stelle, wo Mercutio von dem liebeskranken Romeo sagt:

> Ist Liebe blind, so zielt sie freilich schlecht,
> Nun sitzt er wohl an einen Baum gelehnt
> Und wünscht sein Liebchen wär die reife Frucht
> Und fiel ihm in den Schoß.

Und hören Sie Göthes Liebhaber zu seiner Spröden sprechen (Gedicht: An seine Spröde. Weim. Ausg. II, 95.)

Siehst Du die Pomeranze . . . . . o fall in meinen Schoß.«

Die vorstehende Ausführung schien mir eines Neudrucks würdig. Ist auch das Meiste von dem hier erwähnten jetzt in den Kommentaren zu finden, so blieb doch einiges, wie z. B. das letzt erwähnte bisher unbeachtet. Vor allen Dingen aber schien es mir interessant darauf hinzuweisen, wie man vor 100 Jahren bei Goethes Lebzeiten über diese Dinge dachte. In dem Morgenblatt selbst gab, soweit ich sehen kann, der Aufsatz kein Signal zu einer Diskussion. Da Goethe indessen selbst ein Leser des Morgenblattes war, so wäre es nicht undenkbar, daß diese Ausführungen ihm einen Anlaß zu seinen Sprüchen gegeben hätten, die vom Nutzen und Schaden der Kommentare handeln. L. G.

---

6. *Zu »Baukunst — Erstarrte Musik«.*

Zu den »Werken« (W. A. I, Bd. 48, 212) erwähnt Goethe, daß es vieles Kopfschütteln erregt habe, als »ein edler Philosoph von der Baukunst als einer erstarrten Musik redete«. Nach Schopenhauer (Sämtl. Werke, Leipzig 1877; III, 519) rührt aber »das in den letzten dreißig Jahren oft wiederholte kecke Witzwort, daß Architektur gefrorene Musik sei« (das Einige Jacobi, Andere Schlegel zuschreiben) von Goethe selbst her, der in der Tat in »Eckermanns Gesprächen«, Leipzig 1885; II, 60; 23. März 1829) berichtet: »Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, wo ich die Baukunst eine erstarte Musik nenne . . .« Schopenhauers Vermutung, daß Goethe jenes »Witzwort« in früherer Zeit in der Konversation habe fallen lassen, wobei es an fleißigen Auflesern wohl niemals fehlte, wird also wahrscheinlich das Richtige treffen.

Nach Burckhardt's »Geschichte der Renaissance in Italien«

(Stuttgart 1891, 109) gebraucht schon Baptista Alberti »für die geheimnißvolle Harmonie der Theile zum Ganzen seiner Façade an S. Francesco zu Rimini das Wort »tutta quella musica«; Manetti, Biograph des Brunellesco, spricht im gleichen Sinne von »musikalischen Proportionen«.

Krause gibt übrigens in seinem Buche »Die Eroberungen von Konstantinopel im 13. und 14. Jahrhunderte« (Halle 1870, Vorr. 13) an, bereits ein »alter Grieche« habe die *Malerei* als »eine erstarrte (stille, stumme) Musik« bezeichnet; den Namen dieses alten Griechen nennt er jedoch nicht.

O. v. LIPPMANN.

---

7. *Zu Goethes Sprachgebrauch.*

In einer viel kommentierten Stelle der *italienischen Reise* (Hempel 24, 480f.) heißt es:

»Zuerst ward der Plan zu ‚Faust' gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren *ausschreiben.*«

Hierzu bemerkt der neueste Erklärer *Graef* (Goethe über seine Dichtungen, Th. II, Bd. II, S. 41): Die Bezeichnung »ausschreiben« bietet Schwierigkeiten; heißt es nur soviel wie die im alten Manuskript befindlichen *Lücken ausfüllen* . . . oder ist »ausschreiben« wörtlich zu nehmen, bedeutet es soviel wie *zu Ende schreiben* d. h. niederschreiben, was zwischen dem bereits Fertigen und dem, bis dahin nur gedachten, Ende und Schluß der Dichtung noch fehlt?

Graef läßt diese Frage *unentschieden.* — Nach Goethischem Sprachgebrauch kann jedoch *ausschreiben nur »zu Ende schreiben«* bedeuten. Dafür seien folgende *Belegstellen* genannt:

»Auch haben Sie da noch ein ander Stück, das ich nur in Ihrer Gegenwart *auszeichnen* (= fertig zeichnen) kann.« (Brief an Frau von Stein vom 10. August 1776.)

»Ich habe einen Everdingen (Zeichnung) angefangen, nach meiner gewöhnlichen Art, auf schlecht Papier, und nun dauert mich die Arbeit, da ich ans *Ausmachen* (= beendigen) komme.« (Brief an Frau von Stein vom 10. März 1781.)

»Könnte ich nur indessen meinen Wilhelm *ausschreiben*« (= zu Ende schreiben). (Brief an Frau von Stein vom 3. September 1785.)

»Ich habe unterwegs das sechste Buch (von Wilhelm Meister) *ausgesonnen*« (= bis zu Ende fortgedichtet in Gedanken [Graef]). (Brief an Frau von Stein vom 6. November 1785.)

»Soviel weiß ich, daß ich subito, wenn die acht Bände [der Schriften] absolvirt sind, den Wilhelm ausschreibe«. (Brief an Karl August vom 16. Februar 1788).

»Des Herzogs Fuß geht sehr viel besser, nur fürchte ich, er wird die Cur nicht ganz *auswarten*« (= bis zu Ende abwarten). (Brief an Frau von Stein vom 31. August 1788.)

M. Birnbaum.

---

8. Zeitgenössische Urteile über die Wahlverwandtschaften.

In der vom 1. März bis Ende Dezember 1810 von Friedrich Schlegel herausgegebenen Zeitung »der österreichische Beobachter« finden sich einige Äußerungen über Goethes Roman, die, soweit ich sehen kann, bisher gänzlich unbeachtet geblieben sind. Ich habe an anderer Stelle zu zeigen versucht, daß Friedrich Schlegel der alleinige Herausgeber der genannten Zeitung und wohl auch, bis auf wenige Ausnahmen, der alleinige Verfasser der literarischen Beiträge ist, die in den 32 Beilagen jenes Jahrganges zum Abdruck gelangen. An der genannten Stelle wird, wie ich gleichfalls anderwärts dargetan habe, Goethes wiederholt gedacht: drei seiner Karlsbader Gedichte, die zwei Zusatzstrophen aus dem Epilog zu Schillers Glocke und eine große Stelle aus dem Maskenzug von 1810 werden hier aus Karlsbader Drucken oder aus dem Morgenblatt wiederholt. Besondere Aufmerksamkeit wird aber den Wahlverwandtschaften zu teil. Schon in der ersten Beilage wird eine Stelle aus dem Roman »über den eigentümlichen Geist und Ausdruck der älteren Malerei« zum Abdruck gebracht und dazu bemerkt: »In den Gedanken und in der Schreibart vielleicht eine der schönsten in dem ganzen Werk, die hier als ein Beispiel stehen mag, durch welche schöne Einzelheiten und Stellen auch in dieser Dichtung des Verfassers der Leser für das Unbefriedigende des Ganzen schadlos gehalten wird«. Daß dieser kurze Begleitsatz von Friedrich Schlegel ist, bedarf wohl keines Beweises. Dagegen rührt eine in der zweiten Beilage abgedruckte Rezension schwerlich von ihm her. Sie ist . . . . . th. . . unterzeichnet und man müßte auf ein sonderbares Versteckspiel schließen, das der Autor mit seinen Lesern getrieben hätte, wenn man wirklich die Verfasserschaft Schlegels annehmen wollte. Auch spricht wohl Gesinnung und Ton der Besprechung gegen die Annahme seiner Urheberschaft. In dieser Besprechung wird von »jäher Unnatürlichkeit« der Charaktere geredet, ausführlich über Ottilie, kürzer über die Anderen. Mittler wird besonders getadelt, die einzelnen Beobachtungen werden gerühmt. Es wird ferner von Bemerkungen gesprochen, die in sittlicher Beziehung Anstoß erregen, »Aber nur wer die Sittlichkeit so verzerrt, daß sie

Eckel, Lachen oder Langeweile hervorbringt, wer Heucheley und Gleißnerey als triumphirend und beseeligend, wer ein Laster statt einer Leidenschaft malt, oder beide nicht zu trennen vermag, hat in einem Romane gegen die Moralität gefrevelt«. Der Beurteiler tadelt, daß bei der Ähnlichkeit des Kindes mit dem Major zu lange verweilt wird, er bemängelt ferner das Ende, indem er bemerkt, Goethe verfahre selten schonend mit seinen Lieblingen. Dagegen rühmt er einige Einzelheiten und verweilt bei gewissen sprachlichen Eigentümlichkeiten wie »sich streiten« für «streiten« »die Behäbigkeit« für »die Behaglichkeit«.

Wenige Nummern nachher, in No. 11, folgt ein längerer Artikel, den ich für Friedrich Schlegels Eigentum beanspruchen möchte. Beweisen kann ich dies nicht, da Dorotheens Briefe aus jener Zeit über den österreichischen Beobachter völlig schweigen und die sonst so aufschlußreiche Quelle Friedrichs Briefe an seinen Bruder Wilhelm uns hier im Stich läßt; aber der Gesinnung nach dürfte das folgende Stück von Schlegel sein, ja man möchte hinzufügen, daß kein anderer damals in Wien lebender Schriftsteller für solche Anschauungen in Anspruch genommen werden könnte. Der Artikel lautet:

Über Liebe und Ehe
in Beziehung auf Goethe's Wahlverwandtschaften.

Der Roman, wenn mit der Kunst der Darstellung auch Welterfahrung und Kenntniß der Gefühle verbunden ist, zieht alle Leser besonders an, weil er sie mit dem beschäftigt, was jedem für sich das Wichtigste und Liebste ist. Das lebhafte Gefühl der Jugend ahndet in der sinnvollen Welt des Dichters alle Räthsel, alle noch unbekannten Freuden und Schmerzen der wirklichen. Wer diese schon erkannt hat, versinkt von neuem mit dem Dichter gern noch einmal in den Traum der Jugend zurück. Die häuslichen und geselligen Verhältnisse, Freundschaft, Liebe und Ehe, die bald von dem einen, bald von dem anderen Gefühl ausgeht, auch wohl beyde umfassen möchte, das ist der Inhalt jedes guten und schönen, jedes gedankenvollen Romans. In *Goethes Wahlverwandtschaften*, über die schon so Vieles hin- und wiedergeschwatzt worden, ist der Hauptgedanke sehr einfach. Der sinnreiche Künstler stellt uns die *Ehe* dar, als begründet durch die Anziehung des Ungleichartigen; die *Liebe* durch Anziehung des Gleichartigen. Das ist das Geheimniß seines chemisch-moralischen Räthsels! Sehr wahr ist das alles, nach dem gemeinen Lauf der Welt. Wer eine Verbindung auf's Leben sucht und wem es Ernst ist mit dem Leben, der wird, sey es nach deutlichem Urtheil oder nach dunkelm Gefühl nicht bloß die Wiederholung seines eignen Selbst neben sich zu sehen wünschen, vielmehr wird

er gerade die Eigenschaften des Gemüths und des äussern Betragen aufsuchen und mit sich zu verbinden streben, die ihm fehlen, die ihn ergänzen. Wie oft sehen wir nicht einen kraftvoll geistreichen, aber leidenschaftlichen Mann durch die besonnene und gehaltene Festigkeit eines fühlenden, aber klugen Weibes in der rechten Bahn des Lebens erhalten? Das Beispiel des Gegentheils ist seltener, aber doch wird auch dieses gefunden; und wieviele ähnlich andere Verbindungen und Verhältnisse ließen sich nicht anführen. Ja, wo gäbe es wohl eine glückliche Ehe, die nicht auf der Zusammenwirkung und Ergänzung entgegen gesetzter sittlicher Eigenschaften und Fähigkeiten beruhte? — Anders ist es mit der leidenschaftlichen Liebe, die nicht aus dem gefühlten Mangel und Bedürfniß dessen, was uns in sittlicher Hinsicht fehlt, sondern eben aus dem Gefühl einer tiefen, innern Gleichheit und Einerleyheit entspringt, die, den Besitzern selbst verborgen, mit magischer Kraft sie umnebelt, unwiderstehlich magnetisch einen an den anderen und beyde an ihr oft unglückliches Geschick gegenseitig fesselt. Daher die zerstörende Wirkung und das meist tragische Ende der leidenschaftlichen Liebe; denn nur heftiger immer und tödtender wird die einseitige Richtung alle Fehler und jede Krankheit des Gemüths durch die geheime Einstimmung des Geliebten verstärkt, sich selbst und seinem Untergange immer mehr hingegeben. — Eben daher auch endet nach dem gemeinen Weltlauf so manche Ehe, die Anfangs glücklich schien, mit Abscheu oder mit Gleichgültigkeit; denn eben jene Ungleichartigkeit der Gefühle und der Eigenschaften, die so geeignet schien, was jedem allein mangelte zu ersetzen und aus beyden vereint ein ganzes Leben zu bilden; eben diese erzeugt (wo die gegenseitige Neigung nur scheinbar nicht in der Wahrheit und innern Tiefe des Herzene vorhanden ist) bey gemeineren Gemüthern oft Zwist und Zwiespalt, der Anfangs unbedeutend, immer häufiger wird, endlich Erbitterung, zuletzt Entfernung, Kälte und Haß erzeugt.

Gibt es aber keine Verbindung, wenngleich sie die seltenere wäre, wo der geheimnißvolle Zug und Hang der gleichen Natur mit verschiedenartigen sittlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die sich gegenseitig ergänzen, gepaart wäre? Sind Ehe und Liebe mit einem Worte *nie* vereint und sollte es nicht des Dichters würdiger seyn, diesen, wenngleich seltnen, doch in der Menschennatur wirklichen Verein darzustellen, als das gemeine Elend, da Liebe und Ehe sich ewig fliehen, die Liebe zerstörend ist und die Ehe gemein? —

Wenn das Urtheil der Welt daher den Geist und die innere Absicht der *Wahlverwandschaften* durchaus schlecht und unsittlich findet, so hat die Welt auch dieses Mal vollkommen

Recht, aber nur darum ist das Buch unsittlich und gemein, weil es nichts mehr als den gemeinen Gang und Lauf eben dieser streng urtheilenden, aber nach alter Gewohnheit leicht und leichtsinnig handelnden Welt mit so vieler Kraft als Kunst darstellt.«

9. Boie über Goethe.

Boie an Louise Mejer, Meldorf, den 7. Juni 1781.[1]

Unter anderen Briefen hatte ich gestern einen von Merck, ... sein Brief ist sehr gut »Goethe schreibt er, lebt still für sich in seinen Geschäften weg und entzieht sich dem Hofe so viel er kann. Seine Gesundheit ist nicht die beste. Ich wollte überhaupt, daß er aus dieser Galere wäre«. Er hat mit dem Herzog von Weimar Bürgern besucht. »Wie ist der gute Mensch abgespannt und in seiner Situation versunken. Wenn er noch zwei Jahre so außer den Menschen lebt und es besonders mit seinen häuslichen Umständen nicht besser wird, so ist physisches und intellektuelles Leben dahin. Die Wärme und Güte des Herzogs taute ihn auf einige Zeit auf, allein er versank bald wieder«.

10. Zu Goethe und Napoleon.

Das Berliner Tageblatt vom 11. Januar 1906 brachte folgenden Artikel u. d. T. »der Theaterdirektor von Weimar«.

»Der Kaiser, der von einer großen Truppenschau zurückkehrte, wurde bis zu den Toren des Erfurter Schlosses vom 103. Infanterieregiment begleitet. Als er die Treppe hinaufstieg, schritten neben ihm der Kaiser Alexander, mit dem er soeben einen Bündnisvertrag geschlossen hatte, der König von Sachsen, der König von Württemberg, den Großfürst Konstantin und der Prinz Wilhelm von Preußen. Mitten unter den Offizieren bemerkte man einen etwa fünfzig Jahre alten Mann in bürgerlicher Kleidung, der mit dem Marschall Lannes sprach. Oben auf der Treppe stellt Lannes, während der Kaiser in seine Gemächer geht, seinen Begleiter dem Kammerherrn vom Dienst vor.

»Auf des Kaisers Befehl«, sagt er, »v. Goethe«.

Goethe wird in einen großen Saal geführt. Der Kaiser sitzt am Tisch und frühstückt. Hinter ihm stehen die Minister und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und plaudern leise miteinander.

[1] Das Original befindet sich im Besitz von Frl. Else Mejer in Hannover.

»Ihr Name ist Goethe?« fragt der Kaiser ohne aufzublicken. — »Ja, Majestät.« — »Wie alt sind Sie?« — »Sechzig Jahre, Majestät.« — »Was für Tragödien haben Sie geschrieben?« — »‚Iphigenie‘, ‚Egmont‘, ‚Torquato Tasso‘.« — »Haben Sie mein Theater gesehen? Wie finden Sie meine Schauspieler?« — »Ausgezeichnet, Majestät.« — »Es freut mich, daß meine Schauspieler in Deutschland gefallen. ‚Mahomet‘ ist gut gespielt worden, aber das Stück ist schlecht.« — »Ich habe es übersetzt, Majestät.« — »Wirklich? Das beweist, daß Sie anders urteilen als ich. Ich habe Ihren ‚Werther‘ gelesen. Sie sind der Direktor des Theaters von Weimar?« — »Ja, Majestät.« — »Ich möchte gern noch einmal deutsche Schauspieler spielen sehen. Übermorgen will ich mit dem Kaiser von Rußland das Schlachtfeld von Jena besichtigen; von dort will ich nach Weimar kommen. Sagen Sie dem Großherzog, daß ich sein Theater sehen möchte. Talma und Duchesnois kommen mit. Duroc!«

Marschall Duroc tritt näher.

»Wie steht's in Polen? Ich habe keine Nachrichten erhalten. Machen Sie eine Aufstellung über die Bevölkerung des Landes, über seine Finanzkräfte, seine Ernten und seine Subsistenzmittel. Herr v. Goethe!« — »Majestät!« — »Was halten Sie von Talma?« — »Er ist ein hervorragender Künstler, die verkörperte Tragödie.« — »Wollen Sie seine Bekanntschaft machen?« — »Ich wäre glücklich darüber . . .« — »Warten Sie . . . Talma kommt jeden Tag nach dem Frühstück zu mir.«

Talleyrand tritt ein.

»Ah! Sie. Kommen Sie her. Ich habe von Fouché einen Bericht erhalten, der durchaus nicht für Sie spricht.« Der Kaiser springt auf, führt Talleyrand in eine Ecke und spricht lebhaft auf ihn ein. Ein Kammerherr meldet: »Der König von Württemberg?« Der Kaiser dreht sich um und sagt mit gelangweilter Miene: »Ich habe zu tun: dringende Geschäfte. Es wird mich freuen, den König abends im Theater zu sehen.« Der Kammerherr geht ab. Der Kaiser nimmt die Unterhaltung wieder auf, aber der Kammerherr erscheint von neuem.

»Majestät, der Schauspieler Talma.« — »Soll kommen, Lannes! Kommen Sie mal her. Morgen Revue über das 44. und das 103. Linienregiment. In die erste Reihe stellen Sie den Soldaten Girand von der 6. Kompagnie des 103. Regiments. Er war bei Marengo: ich will ihn sprechen, er soll das Kreuz haben. Die Truppen sollen in Gala erscheinen. Die Parade findet um fünf Uhr statt. Talma, was für ein Programm haben wir für heute?« — »Cinna« oder »Andromache« oder »Britannicus«. Majestät brauchen nur zu wählen, zu befehlen.« — »Gut, dann will ich »Cäsars Tod«. Einen

Augenblick noch . . . Herr v. Goethe . . . Talma . . . Guten Tag, meine Herren, ich muß eine Viertelstunde schlafen . . .«

Das im Vorstehenden abgedruckte Gespräch stand ursprünglich in dem Pariser Journal »La Liberté«, 6. Januar 1906 unter dem Titel: »Un Dejeuner de Napoleon«, mitgeteilt von Robert de Flers. Der erste Herausgeber stellt dem Gespräche eine Einleitung voran, in der er die früheren Schilderungen des französischen Kaisers zu charakterisieren versucht und mit der von ihm abgedruckten in Parallele setzt. Er sagt auch nicht bestimmt, woher er sie hat, sondern braucht nur die folgenden Worte »il n'en est pas qui me touche plus que celle-ci consignée par un témoin anonyme, sans doute un officier de service et que bien longtemps après publia notre confrère anglais le Standard«. Daraus geht sicher hervor, daß auch die Veröffentlichung in der französischen Zeitung gar nicht das Original ist, sondern aus einer englischen Quelle entnommen ist. Wann diese englische Publikation erschienen ist, wird nicht gesagt; die in so allgemeinen Ausdrücken gehaltene Anführung klingt etwas verdächtig.

Den Lesern des Goethe-Jahrbuchs braucht kaum gesagt zu werden, daß der Bericht für Goethe nicht viel Neues bringt. Die Frage des Kaisers nach dem Alter des Unterredners, die Bemerkungen über Talma, Mahomet, Werther, französisches Schauspiel waren in den beiden, bisher bekannten Erzählungen, nämlich Goethes allerdings in späteren Jahren gemachter Aufzeichnung und der Talleyrands bereits bekannt. Ich stehe trotz W. v. Biedermanns zwar heftigen, aber innerlich ganz haltlosen und unbegründeten Angriffen auf dem Standpunkt, daß Talleyrands Bericht eine Fälschung ist, nicht in dem Sinne, daß ein Späterer sich das Vergnügen machte in Talleyrands Aufzeichnungen Stücke einzuschieben, sondern in dem, daß der Berichterstatter selbst, um sich ein air zu geben, um sich als Mitspieler bei einer welthistorischen Scene hinzustellen, nach den Mitteilungen, die ihm von Anderen (Kanzler von Müller) zugegangen waren, eine Unterredung komponierte und sie mit eigenen Zusätzen verbrämte, sodaß hier Wahrheit und Dichtung seltsam gemischt hervortritt. Der neue Bericht macht, soweit man nach der fragmentarischen Überlieferung — es kann doch nur ein Stück aus einer längeren Erzählung sein — urteilen kann, nicht gerade den Eindruck des Erfundenen. Der Berichterstatter ist kein Literat, er hat auch kein rechtes Bewußtsein des welthistorischen Moments, den er schildert, er hat auch offenbar eine recht geringe Kenntnis von Goethe und seinen Werken. Daß Napoleon, der doch im großen und ganzen mit Goethes Tätigkeit vertraut war, den Angeredeten nicht zuerst fragen konnte, »welche Trauerspiele er geschrieben«, sondern vermutlich: »welche Stücke?« liegt ebenso auf der Hand, ferner,

daß Goethe auf eine solche Frage nach Trauerspielen, nicht antworten konnte, Iphigenie und Tasso, denn beides sind keine Trauerspiele, endlich daß er, nach seinen Dichtungen gefragt, schwerlich Faust zu nennen vergessen hätte, die Dichtung, deren erster Teil gerade damals erschienen war. Auch daß ein einfacher Offizier — denn ein solcher ist ja der Berichterstatter, — bei allen diesen offiziellen Empfängen, bei den vertraulichen Besprechungen dabei gewesen, ist mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlich stellt unsere Erzählung den Niederschlag dessen dar, was man unter den Bedienten höherer und niederer Gattung am Hofe klatschte. Man würde ihr zwar nicht eine antideutsche Tendenz beimessen können, eine persönliche Spitze gegen Goethe; aber man kann sagen: der Verfasser der Aufzeichnung gefällt sich darin, Napoleon als einen ewig tätigen, rücksichtslosen Selbstherrscher darzustellen und vielleicht ein klein wenig darin, dem großen Goethe den größeren Talma entgegenzusetzen.

Die Vermutung, die mir bei dem ersten Lesen der Erfindung aufstieg, man habe es hier mit einem literarischen Scherz zu tun, ist doch wohl kaum möglich; man könnte fragen, welcher Anlaß lag gerade jetzt vor, einen solchen Scherz zu veröffentlichen? L. G.

---

11. Zwei Goethe-Anekdoten.

Über Goethes Karlsbader Aufenthalt 1818 gibt es eine bekannte, auch bei Biedermann, Gespräche III, 340 fg. wiederholte Geschichte von dem Zusammentreffen Goethes mit der berühmten Sängerin Catalani, ein Zusammentreffen, das Goethe zwar die bekannten Verse entlockte, ihn aber nicht hinderte, den Gesang der Gräfin Bombelles sympathischer zu finden. Bei dieser Gelegenheit passierte eine Anekdote, die der Mitteilung wert ist und die den meisten Goethefreunden unbekannt sein dürfte. Fürst Metternich ist hier Erzähler; er hielt die Sache für wert genug, um sie in seine Memoiren aufzunehmen. In der französischen Ausgabe III, 106, 30. Juli 1818 erzählt er sie in folgender Weise: »Bei der ersten Wiederholung des Konzertes kommt Goethe. Ich stelle ihn der Catalani vor und sage: »Das ist ein Mann, auf den Deutschland stolz ist.« Valabrègue, der Mann der Catalani kommt hinzu und frägt: »Wer ist Goethe?« Ich sage ihm: »Der Verfasser des Werther«. Der Dummkopf vergißt das nicht, geht einige Tage später auf Goethe zu und sagt zu ihm: »Lieber Goethe! Wie schade, daß Sie nicht Potier in der Rolle Werthers spielen sehen konnten, Sie hätten sich tot darüber gelacht«.

Friedrich von Gentz, aus dessen Briefen (an Pilat) die am Anfang dieser Mitteilung erwähnte Geschichte entnommen

ist, weiß aus jener Zeit manches von Goethe zu berichten. Während dieser in seinem Tagebuch nur am 27. Juli, 18. bis 30. August den Namen des österreichischen Diplomaten nennt, ist Gentz in seinen Tagebüchern und Briefen ausführlicher. In jenen erwähnt er Goethe am 26. Juli, 6., 9. und 18. August. Am 16. schreibt er: »große Unterredungen mit und Diskussionen über Goethe«. Am 30. »sehr schmeichelhafter Abschied von Goethe« (vergl. darüber auch Goethes Brief an Metternich 12. September bei Sauer: Goethe und Österreich). In den Briefen (an Pilat) erwähnt er Goethes Anwesenheit beim ersten Konzert der Catalani, berichtete aber am 4. (Briefe I, 289): »Goethe scheint sich mit mir nicht einlassen zu wollen und ist überhaupt trockener und verschlossener als je«.

Recht merkwürdig ist aber das folgende. Am 25. Juli schrieb Gentz seinem Vertrauten (Briefe I, 285): »Der Großherzog gab ein Diner (in Weimar), wobei General Carikoff und sechs Studenten in voller altdeutscher Tracht waren. Der Herzog trank auf die Gesundheit der Universität Jena, worauf einer dieser Unholden mit dem Gegentoast antwortete: 'Dem einzigen deutschen Fürsten, der sein Wort gehalten hat'. 14 Tage später, am 7. August, fügte Gentz hinzu, »die Geschichte ist buchstäblich wahr; es war bei dem Tauffeste des neugeborenen Prinzen, selbst Goethe soll sich neulich gewaltig darüber erklärt haben (das habe *ich* jedoch nicht gehört, mit mir spricht er über solche Sachen nicht und ich fordere ihn auch nicht dazu auf).«[1] L. G.

---

12. Zu Goethe und Müllner.

Einen sehr merkwürdigen bisher unbekannten Brief des Ersteren an Letzteren druckt die W. A. Briefe 31, 248 fg. ab. Er ist vom 29. Juli 1819 datiert und beantwortet Müllners bisher nicht bekanntes Schreiben vom 24. Juli, womit »die Albaneserin« überschickt worden war. Goethe, der die zwei ersten Akte schon früher gekannt, bekennt die letzten Akte mit wachsendem Interesse gelesen zu haben und fährt fort: »ich wünschte nur, daß es in einer Zeit entstanden wäre, wo ich mit Ernst und Treue noch auf das Theater einwirkte, um von Ihnen wohlberathen, durch eine sorgfältige Vorstellung den Antheil thätig zu beweisen, den ich daran empfunden. — Unsere lieben Landsleute werden dieses vorzügliche Stück gewiß ehrenvoll empfangen und ich hoffe, sie sollen auch eine

[1] Für das Verhältnis zwischen Gentz und Goethe ist auch sehr merkwürdig die Äußerung vom 18. August und die heftige undatierte Stelle in den Briefen an Pilat II, 408.

so glücklich erfundene, gedachte und ausgeführte Arbeit nach Würden honoriren, damit der verdiente Autor bey dem höheren Gefühl etwas Bedeutendes geleistet zu haben, auch noch durch wohlerrungenen irdischen Vortheil billig erfreut werde. — Möge nach meinen Wünschen Alles zum Besten gedeihen«.

Daß dieser Brief wirklich abgeschickt wurde — er ist in der W. A. nach dem Konzept gedruckt, das Original ist nicht erhalten — zwei Tage nachdem er geschrieben worden, am 1. August, geht aus dem Tagebuch hervor. Sollte er nicht an den Adressaten gelangt oder schließlich im letzten Moment von dem Absender zurückgehalten worden sein? Dafür würde Müllners gänzliches Schweigen sprechen, denn er, der jedes Lob auch eines Geringern sorgfältig buchte und weiter verbreitete, sollte, so müßte man meinen, eine solche Verherrlichung rühmend erwähnt haben. Dies geschieht aber nirgends. Andrerseits wäre als Motiv zur Unterdrückung geltend zu machen, daß Goethe ungern ein solches Lob einem Schriftsteller zu Teil werden lassen wollte, der sich schon öffentlich als Antiweimaraner geriert hatte. Auch besteht, ganz abgesehen davon, daß das Lob der »Albaneserin« gewiß übertrieben ist, ein so merklicher Unterschied zwischen diesem Hymnus und der kühlen Art, mit der Goethe früher über Müllner und an ihn gesprochen hatte (G.-J. 26), daß man ein Zurückweichen des Briefschreibers für möglich halten könnte. Denn in dem Lob Ironie sehen zu wollen, geht doch nicht an.

L. G.

---

13. Goethe und Brockhaus.

Bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums der Firma F. A. Brockhaus ist ein größeres Werk von Heinrich Eduard Brockhaus erschienen, das zunächst nur für die Angehörigen der Firma und ihre Mitarbeiter bestimmt ist und schwerlich in weitere Kreise dringen wird. Da ich durch die Güte des Verfassers ein Exemplar besitze, so bin ich in der Lage den Lesern des Goethejahrbuches einige interessante Notizen zu geben, die in dieser Ausführlichkeit noch nicht bekannt waren, obgleich Rudolf Brockhaus in den von ihm herausgegebenen, aber gleichfalls nur für eine kleine Gemeinde bestimmten Tagebüchern seines Vaters Heinrich das Wichtigste schon bekannt gemacht hatte. Bereits der Begründer der Firma F. A. Brockhaus suchte Goethe zu »erobern«, doch gelang ihm dies nicht, er machte zwar bei seiner Reise nach Weimar 1812 des Dichters persönliche Bekanntschaft, konnte ihn aber nicht bestimmen, Erläuterungen zu den für die Urania bestimmten Kupfern nach Goethes Zeichnungen zu schreiben, sondern mußte sich mit Erläuterungen von Falk begnügen.

1822 übernahm die Firma die Restvorräte der 1792 bis 1800 bei Unger in Berlin erschienenen Sammlung »Goethes neue Schriften« 7 Bände; da sie indeß kein Verlagsrecht daran besaß, so scheint sie die vorhandenen Exemplare nur unter der Hand verkauft, jedenfalls nicht mit neuem Titel versehen zu haben. Für die Geschichte des Buchhandels und die Bewertung der Schriften unseres Meisters ist es allerdings höchst merkwürdig, daß noch 1822 seitdem also bereits 2 große Cotta'sche Gesamtausgaben erschienen waren, noch Exemplare jener alten Edition, die bekanntlich den Erstdruck von Wilhelm Meister enthielt, übrig geblieben waren. Als im Jahre 1825 bekannt geworden war, daß Goethe eine definitive Sammlung seiner Schriften herauszugeben beabsichtigte, versuchte Heinrich Brockhaus, der seinem 1823 gestorbenen Vater gefolgt war, mit Goethe persönlich zu verhandeln. Er reiste in Begleitung seines Bruders Friedrich nach Weimar und hatte am 5. Mai 1825 mit ihm die erste Unterredung. Darüber wie über die folgenden Verhandlungen gibt das angeführte Buch S. 79 bis 82 folgende Kunde.

»Der damals 76jährige Dichter machte auf den 21jährigen Verleger den mächtigsten Eindruck, den dieser nie vergessen hat. Goethe war sehr freundlich und liebenswürdig gegen die beiden Brüder, erkundigte sich nach ihrem verstorbenen Vater, der auch mehrmals persönlich mit ihm verkehrt hatte, sowie nach ihrem Geschäft und lobte mehrmals das »Literarische Conversationsblatt«; auch das »Conversations-Lexikon« benutzte er oft und hatte es auf seinem Arbeitstische stehen. Er schien sehr geneigt zu weiteren Unterhandlungen, teilte den Brüdern mit, daß die neue Ausgabe 40 Bändchen enthalten solle und er noch mit keinem andern Verleger abgeschlossen habe, und forderte sie auf, ihm schriftlich weitere Mitteilungen zu machen. Die beiden Brüder reisten noch denselben Abend nach Leipzig zurück, berieten sich mit dem dritten Administrator Bochmann und den Vormündern ihrer Geschwister, zogen aber vor, statt zu schreiben, am 13. Mai abends nochmals nach Weimar zu fahren, um auch die weiteren Verhandlungen lieber mündlich zu führen. Goethe empfing sie am 14. Mai wieder sehr freundlich und schien ganz bereit, mit ihnen abzuschließen, wie er selbst aussprach, teilte ihnen noch mehrere Einzelheiten mit und bat sie, das Weitere mit seinem Sohne, Geh. Kammerrat August von Goethe (damals 39 Jahre alt), zu verhandeln. Dieser traf am folgenden Tage aus Jena ein, und nach einer längeren Unterredung wurde eine Punktation vereinbart, nach welcher die Buchhandlung Brockhaus das Recht erhalten sollte, die neue Ausgabe der Werke Goethes in 40 Bändchen gegen ein Honorar von 50000 Talern 12 Jahre lang zu verlegen. Goethes Sohn

erbat sich 14 Tage Frist für die Entscheidung seines Vaters. Da bis zum 6. Juni keine Antwort erfolgte, wurde eine solche schriftlich erbeten, doch sei man bereit, nochmals nach Weimar zu kommen. Darauf antwortete August von Goethe am 10. Juni: zum Beweise, daß er ihrer bisher gedacht habe, schicke er hierbei vertraulichst eine Inhaltsangabe der beabsichtigten Ausgabe, sei aber nicht imstande, etwas Näheres in Absicht auf den Entschluß zu melden, da sein Vater noch immer jenen Vorschlag im Sinne habe, den er ihnen anfangs gleich mitgeteilt habe, nämlich auf eine Quote an den abzusetzenden Exemplaren zu kontrahieren; freilich stehe dieser Art von Behandlung manches entgegen, es lasse sich aber auch vieles dafür sagen, da das Honorar des Autors dadurch nach einer mäßigen Berechnung auf eine ebenso ansehnliche als billige Weise gesteigert werde; dies mit Offenheit vermeldend, versichere er zugleich, daß sie ihm alles Vertrauen eingeflößt und er wohl wünschte, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. In ihrer Antwort vom 20. Juni verhehlte die Firma nicht ihre Verwunderung darüber, daß die früher nur einmal hingeworfene Idee, das Honorar durch eine Quote am Erlös zu beziehen, bei den letzten mündlichen Verhandlungen gar nicht zur Sprache gebracht worden sei, und setzte ausführlich auseinander, daß eine solche Modalität nicht im Interesse des Verfassers liege, erklärte sich aber bereit, auch darauf eingehen zu wollen und bot 2 Taler für jedes abgesetzte Exemplar der Werke, von denen sie sehr wohlfeile Ausgaben zu veranstalten gedächte; jedenfalls bitte sie nunmehr um baldige endgültige Entscheidung und um Mitteilung von Geboten, die etwa von anderen Seiten getan worden wären, wie ihr durch Mund und Hand mit dem Versprechen zugesichert worden sei, daß sie bei gleichen Bedingungen das Vorrecht haben solle. Am 9. Juli antwortete August von Goethe: sein Vater habe in den letzten Wochen neue und höchst bedeutende Anträge erhalten, wodurch er zu dem Entschluß veranlaßt worden sei, eine Pause in sämtlichen Verhandlungen eintreten zu lassen, um mit ruhiger Überlegung sein eigenes Beste und noch mehr das seiner Familie zu überdenken. Nach zwei kurzen Anfragen der Firma schrieb er am 18. September: er vermelde schuldigst, obgleich mit einigem Zaudern, daß sein Vater nach vielfachen Verhandlungen den Kontrakt über die neue Ausgabe seiner Werke mit der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart abgeschlossen habe; wenn hierbei auch in Betracht gekommen sei, daß derselben, den früheren Verbindungen gemäß, das Recht zustand, sich den übrigen Anerbietungen gleichzustellen, so habe es doch kaum hier von einigem Einfluß sein können, da Herr von Cotta ein so entschiedenes Übergebot sowohl für die Gegenwart als für die

Zukunft getan habe, daß es Unrecht, ja vergebens gewesen wäre, anderweite Unterhandlungen anzuknüpfen oder zu erneuern. Er schloß: »Daß wir den Ernst, womit Sie das Geschäft begünstigt, aller Ehren und alles Dankes wert halten, sind Sie überzeugt, und wir werden Ihnen doppelt verpflichtet sein, wenn Sie fortfahren, sich für das Geschäft zu interessieren und zu der anzukündigenden Subskription kräftig beitragen, indem der Familie sowohl für jetzt als für die Zukunft ein ansehnlicher Teil des zu hoffenden Gewinns zugesagt ist«.

Die Firma war nach allem Vorhergegangenen begreiflicher Weise über diesen Brief nicht wenig erstaunt und hätte nunmehr gewiß auf alle weiteren Verhandlungen verzichtet, wenn ihr nicht von zuverlässiger Seite mitgeteilt worden wäre, daß entgegen der bestimmten Versicherung August von Goethe's der Kontrakt mit der Cotta'schen Buchhandlung damals noch nicht abgeschlossen gewesen sei. Dies meldete ihr nämlich am 15. November der bekanntlich mit Goethe nah befreundete Kanzler von Müller in Weimar und forderte sie auf, diesem ein neues erhöhtes Gebot zu machen. Die Firma folgte diesem Rate und schrieb am 19. November an August von Goethe: so höchst unangenehm und unerwartet ihr die Mitteilung vom 18. September gewesen sei, da sie nach seiner mündlichen Zusage fest darauf habe rechnen dürfen, daß er ihr die Bedingungen mit der Cotta'schen Buchhandlung mitteilen und wenn auch sie diese bewilligte, ihr das Vorrecht lassen werde, so habe sie sich dabei wohl beruhigen müssen; da sie aber jetzt die Nachricht erhalte, daß jene Verhandlungen noch immer nicht zu einem festen Resultate gediehen seien, so wolle sie in dieser Voraussetzung noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen; sie sei bereit, statt 50 000 Thaler unter den früher vereinbarten Bedingungen 70 000 Thaler zu zahlen, werde auf Wunsch aber auch auf eine Beteiligung am Absatze oder auf Ausführung des Unternehmens für den Verfasser eingehen. Hinzugefügt war, daß die Firma hoffe, daß durch sie ein größerer und schnellerer Absatz zu bewirken sei als durch die Cotta'sche Buchhandlung, die durch das Verfahren bei Schiller's Werken Publikum und Buchhändler aufs höchste gegen sich aufgebracht und jederman mit großem Mißtrauen erfüllt habe. Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht vor, aber jedenfalls hatte er keinen Erfolg. Kanzler von Müller schrieb am 22. November an Heinrich Brockhaus, der ihm seine Enttäuschung über das Verhalten Goethe's ausgesprochen hatte: »Es tut mir weh, was Sie über Goethe sagen. Gern stimme ich in dem Wunsche ein, daß nur C. nicht das Verlagsrecht erhalten möge. Lange Bekanntschaft und Gewohnheit des Verkehrs mit ihm, die Furcht vor mühselig neuen Verbindungen und des Herrn Boisserée's dringende Fürsprache wirken freilich allzu mächtig auf Goethe«.

Seitdem fand eine direkte Beziehung der Firma zu Goethe nicht statt. 1836 wurden Eckermanns »Gespräche« übernommen, die, wie bekannt, recht unerquickliche gerichtliche Auseinandersetzungen zur Folge hatten. Es dauerte fast 30 Jahre, ehe dies Werk ein wirklich guter Verlagsartikel wurde. Schon vor 1868 und auch nachher bemühte sich die Firma in ihren vielfältigen Unternehmungen auch Goethe zu berücksichtigen. Einzelne Briefsammlungen, eine Goethegallerie, Lichtstrahlen, Übersetzungen des Faust ins Englische erschienen bei ihr. Als die Enkel Goethes sich entschlossen Mitteilungen aus des Dichters handschriftlichem Nachlasse zu edieren, wurde gleichfalls die Firma Brockhaus mit dem Verlage betraut. Aber eine große Ausgabe von Goethes Schriften ist auch später nach dem Freiwerden der Klassikerprivilegien von der Firma Brockhaus nicht unternommen worden. L. G.

---

14. Goethe und Staegemann.

Wenn auch Staegemanns Name in Goethes Werken und Gesprächen nicht vorkommt, so darf der Mann doch in Beziehung zu dem Meister gesetzt werden, weil er nach F. A. Wolfs Zeugnis ein besonderer Verehrer Goethes war[1] und weil sich ein Brief Goethes an ihn erhalten hat.[2] Dieser Brief ist eine Antwort auf Staegemanns Zusendung seiner »historischen Erinnerung in Gedichten.«[3]

F. A. Staegemann (1763—1840, Staatsmann und Dichter, ein gründlich gebildeter und vielseitig tätiger Mann) wird früh von Goethe gehört haben. Die erste Notiz, die wir über seine und seines Kreises Stimmung erfahren, wendet sich freilich eher gegen den Meister. Es handelt sich um die Xenien, wo der Staegemannsche Kreis in Königsberg durchaus auf dem Standpunkt des ihm eng befreundeten Reichardt stand, geneigt, die Xenien als ein freches Werk Schillers zu bezeichnen, der dabei Goethes Verführer gewesen sei.[4] Zu seiner Kriegs-

---

[1] Vgl. G.-J. XV, 84; Staegemanns Teilnahme an der Goethefeier 1824 wird bezeugt G.-J. XIV, 133. (Zu Wolf u. St. vgl. oben S. 52. 90.)

[2] Dieser Brief, der schon mehrmals gedruckt war (vgl. Strehlke s. v.) ist jetzt nach dem Original veröffentlicht in: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. von Staegemann, herausgegeben von Franz Rühl, 3 Bände, Leipzig 1899, 1900, 1902. Dazu: Aus der Franzosenzeit. Ergänzungen zu den Briefen etc. Leipzig 1904. Dieser Anhang wird als Bd. IV bezeichnet.

[3] Von einem dieser Gedichte ist die Rede in Varnhagens Brief, G.-J. XIV, 68.

[4] Vgl. Elis. Staegemann, Erinnerungen an edle Frauen. Leipzig, 1845, II, 224. 226.

erklärung gegen Schiller suchte Reichardt Bundesgenossen in Königsberg und wünschte eine Erklärung Kants; Frau Elisabeth Staegemann sollte die Mittelsperson sein. Von dieser ihrer Tätigkeit und Gesinnung handelt der folgende Brief der Frau Staegemann an Reichardt, 20. Januar 1797, den ich aus der Handschriftensammlung von Rudolph Brockhaus vor Jahren abgeschrieben habe. Der Brief lautet so:

»Sie haben mir durch die Übersendung Ihrer Lieder und des letzten Stück Deutschlands zu viel Freude gemacht, mein werther Freund, als daß ich meinen Dank dafür länger aussetzen könnte. Am liebsten zeigte ich ihn dadurch, daß ich diesem Briefe ein Schreiben unseres ehrwürdigen Kants beilegte. Da ich das aber nicht kann, so sollen Sie doch wenigstens erfahren, daß ich Ihren Auftrag mit der größten Pünktlichkeit ausgerichtet. — Ich selbst habe Kant in dieser Zeit nicht gesehen, denn er ist alle 6 Wochen nur, in einem Kränzchen mit Krause, Scheffner, Deutsch — deren Sie sich vielleicht noch erinnern, — bei uns. Einem unserer Hausfreunde, der auch zu diesem Zirkel gehört, und auf welchen Kant sehr viel hält, gab ich diesen Brief zur Besorgung. Er nahm zugleich das 10. Stück Deutschlands für ihn mit und brachte mir den Tag darauf die Nachricht, daß Kant nächstens selbst an Sie schreiben würde; daß er mit dem unwürdigen Benehmen von Schiller und Goethe höchst unzufrieden, vorzüglich aber gegen den Erstern erzürnt wäre und daß er Ihre Art, sich gegen den bösartigen Angriff des Letzteren zu vertheidigen ganz vortrefflich fände. Überhaupt hat dieser Aufsatz allgemeine Sensation gemacht und wenn es nicht unbescheiden wäre, daß auch *ich* mein Urtheil darüber von mir gebe, so würde ich Sie herzlich gerne versichern, daß Sie mir keine größere Freude machen können als sich in diesem Fall grade mit der Würde und Ruhe zu nehmen, als Sie es gethan haben. Der Aufsatz von Schlegel scheint Kant ungemein viel Vergnügen gemacht zu haben, vielleicht eben so viel als mir, in einer andern Art die Beschreibung Ihres Zusammentreffens mit *Richter*, einem Mann, der in Königsberg nur Wenigen bekannt, aber diesen Wenigen desto merkwürdiger ist.«

Der Brief bedarf keiner langen Erklärung. Die letzten Worte über Jean Paul, hervorgerufen durch eine lange sehr enthusiastische Stelle in Reichardts »Briefen auf einer Reise durch Franken« (»Deutschland« Heft 10, S. 35—44) zeigen deutlich, wie gering die Jean Paul-Begeisterung damals noch im äußersten Osten Deutschlands war. Schlegels Aufsatz ist der gegen Schlosser gerichtete »Der deutsche Orpheus, ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte«. Die Genossen des Kantschen Kränzchens sind Kraus, nicht Krause, Philosoph und Kameralist, langjähriger Tischgenosse Kants, Scheffner,

Kriegsrath, Politiker und Dichter, der weniger durch seine schriftstellerischen Leistungen als durch sein edles menschliches Tun und durch seine vielfachen Beziehungen zu berühmten Männern sich eine bedeutende Stellung erwarb; Deutsch, der in der Allg. d. Biogr. fehlt, war Kriegsrat, vgl. Hamanns Brief an Jacobi 30. Jan. 1787.

Aber man würde irren, wenn man meinte, daß die Gesinnung des Staegemannschen Kreises irgendwie eine anti-Goethische gewesen wäre. Vielmehr erkennt man aus den Briefen desselben Reichardt, daß Goethe, zunächst die Kompositionen des Musikers zu des Dichters Opern häufig genannt und der Bericht Reichardts über seinen längeren Aufenthalt in Weimar und über Goethes damalige Tätigkeit in Königsberg mit Interesse gelesen wurden.[1] Aber auch aus den Aufzeichnungen der Elisabeth selbst, die vom Ende des XVIII. Jahrhunderts herrühren, erkennt man die Goethefestigkeit der Genannten. Sie zitiert häufig Goethesche Stellen, stärkt sich in trüben Momenten an Goethe, macht seine Worte zur Grundlage ihrer Erziehungstätigkeit und weiß namentlich den »Faust« voll und ganz zu würdigen.[2] Diese Empfindung kann durch Staegemann direkt beeinflußt sein, jedenfalls war sie der seinigen nicht fern.

Als er im Jahre 1808 sich rüstete nach Weimar zu gehen, hoffte er einen Brief von Wolf zu empfangen, um dadurch Zugang zu Goethe zu erhalten. Von Erfurt aus schrieb er am 9. Oktober »Goethe ist seit gestern hier, ich werde ihn wohl noch heute besuchen. Napoleon hat viel mit ihm und *Wieland* gesprochen. Worüber habe ich noch nicht gehört«. Am 26. Oktober aber mußte er von Berlin melden »habe ich doch auch Goethe nicht gesehen, die beiden Kaiser haben ihn und Wieland dekoriert«.[3] Zu einer persönlichen Zusammenkunft kam es wohl überhaupt nicht.

Staegemann war Anfang Oktober 1815 wiederum in Weimar, besuchte das Theater, sprach auch die Großherzogin, sah aber Goethe nicht.[4] Sein Reisebegleiter Koreff ging sofort zu Goethe, und dieser schnelle Besuch hinderte, wie er es darstellt, seinen eigenen Besuch. Vielleicht lernte er damals ein paar Verse kennen,[5] die er am 17. März 1816, als schon vor

[1] A. a. O. 230ff., II, 235ff. (7. Dezember 1807). Der Brief ist sehr wichtig und ist sehr wenig beachtet.

[2] In den erwähnten »Erinnerungen« I, 22, 217, II, 29, III, 143, 208.

[3] Die Stellen sind den Briefen an die Frau entnommen und stehen Briefen und Aktenstücken IV, 102, 104, 107.

[4] Briefe von Staegemann, Metternich usw. aus Varnhagens Nachlaß, Leipzig 1865, S. 18.

[5] Es sind die Verse: »Nun loben sie den Faust« Zahme Xenien, 5. Reihe. Die Stelle ist schon zitiert von Ellinger, Ausgabe des Bibliographischen Instituts, III, 430. Staegemann zitiert die Verse ziemlich frei, vermutlich, weil er sie nur vom Hörensagen kannte; statt »In

einiger Zeit entstanden, ziemlich frei zitierte,[1] und bemerkte dazu, Goethe habe sie bei Gelegenheit der ihm bekannt gewordenen Anfeindungen und Verunglimpfungen der Herren Schlegel und Konsorten gemacht.

Daß aber der preußische Diplomat die literarische Tätigkeit des Weimaraners aufmerksam verfolgte, geht aus seinen nur spärlich erhaltenen Briefen hervor. 1813 meldete er einem vertrauten Freunde:[2] »Die Rede, die Goethe Wieland in der Loge zu Weimar gehalten hat, haben Sie gewiß gelesen im Morgenblatte. Es ist auch die Beschreibung der ganzen Feier mit allen Vorträgen dabei gedruckt, aber wohl nur in wenig Hände gekommen. Das Ganze ist äußerst schön und sinnreich«.

In der Beurteilung Goethescher Schriften äußerte sich Staegemann aber nicht immer so enthusiastisch wie in der zuletzt angeführten Stelle. Namentlich in politischen Dingen traten seine Ansichten lebhaft hervor und so äußerte er sich nach der ersten Verbannung Napoleons folgendermaßen:[3] »Goethe wird sich über den Fall seines Helden, der ganz wie ein Kotzebuescher endet, gewiß schwer ärgern und seine Verse hoffentlich den Flammen übergeben«. Er teilt mit diesen Worten, die sich natürlich gegen die bekannte Lobpreisung Napoleons in den sog. Karlsbader Gedichten wendet, durchaus die Gesinnung der deutsch gesinnten Kreise, die auch in manchen andern neuerdings bekannt gewordenen Äußerungen von Patrioten zutage tritt.

Auch eine andere nicht uninteressante Notiz (die im Register unter Goethe nicht verzeichnet ist) verdient eine Hervorhebung, weil sie zeigt, welch' lebhaftes Interesse in Staegemanns Kreise für Goethe existierte. Friedrich Cramer berichtet (1822, III, 104): Varnhagen scheine sich »die ihm angeschuldigte Autorschaft der Pseudo-Meisterschen Wanderjahre« sehr zu Herzen zu nehmen und fährt dann fort: »der mir unbekannte Verfasser scheint mir durch Vielschreiberei selbst dafür zu sorgen, daß er in Vergessenheit gerate«. Von dem großen Interesse, das dieses seltsame Elaborat in dem

---

meinen Schriften braust« sagt er: »In mir braust«; statt »das Alte Mick und Mack das freut sich sehr« heißt es bei ihm: »Der alte Mick und Mack gefällt gar sehr«. Einige Wochen später, am 20. April, a. a. O. S. 36 heißt es, er hoffe ihm Goethes Gedicht in extenso zu schicken, Zelter besitze es. Aber das ist auch nicht richtig, denn das Gedicht ist gar nicht länger, als Staegemann es mitteilt. Wenn es Zelter besaß, so hatte er es von Goethe bei einem Besuche erhalten, denn im Goethe-Zelterschen Briefwechsel kommt es nicht vor.

[1] Briefe von Staegemann, S. 27, 36.
[2] A. a. O. I, 310.
[3] 24. April 1814, a. a. O. IV, 269.

Staegemannschen Kreise hervorrief, zeugt auch eine Frage Schoens, 30. August 1822 (a. a. O. III, 601): »Wer ist der After-Goethe?«

Auch in den Briefen der Korrespondenten spielt der Meister eine Rolle. So berichtete Friedrich Cramer (Halberstadt 4. Juni 1818): »Goethe hat mir (zu einer Arbeit über Hamann) tätige Hilfe verheißen, aber noch nicht erfüllt«.

Ein anderer, Wißmann, frägt am 5. Februar 1823,[1] »was sagt denn Freund Schultz zu seiner Erhebung durch Goethe? Die Stelle ist doch wieder sehr schön geschrieben«.

Von Weimarischen Korrespondenten wurde Staegemann über Goethes Befinden unterrichtet:[2] »Goethe ist sehr leidend. Sein Arzt fürchtet Wassersucht. Noch vor wenigen Wochen, als die liebenswürdige Szymanowska da war, sah ich ihn mit jugendlicher Fantasie Freude an dieser graziösen Künstlerin finden und glühende Gedichte hervorbringen. Möge uns Apoll solche Jugend des Geistes erhalten«.

Diese Hoffnung ging in Erfüllung, und gerade infolge der Genesung Goethes war die Freude seiner Verehrer eine allgemeine. Sie äußerte sich bei den folgenden Geburtstagen oft in einer Weise, die einem geschmackvollen Beurteiler übertrieben schien. Zu diesen gehörte auch Staegemann. Am 15. September 1825 schrieb er seinem Freunde Friedrich Cramer:[3] »Die Goethesche Idolatrie, die sich bei der diesjährigen Feier seines Geburtstages an allen Orten erwiesen, ist mir etwas anstößig durch die Art, wie sie sich geoffenbart hat. Die Verse sind mehrenteils doch gar zu schlecht, was mich eben deshalb verletzt, weil ich zu den entschiedensten Verehrern Goethes gehöre und ihm bessere Huldigungen wünsche.«

Auch die Geburtstagsfeier des folgenden Jahres spielt in der Korrespondenz eine Rolle. Staegemann meldete: »Die pomphafte Anzeige des Goethe-Hegelschen Geburtsfestes in unseren Zeitungen hat den Allerhöchsten Befehl veranlaßt, daß dergleichen Anzeigen nicht mehr in die Zeitungen auf-

---

[1] A. a. O. III, 120. Die Frage bezieht sich auf Goethes Aufsatz: Berliner Dramaturgie, wo eine bekannte Stelle über Schulz vorkommt.

[2] Fr. Müller von Gerstenbergk an Staegemann 7. Dezember 1823 a. a. O. III, 167.

[3] Dieser Brief steht in der Sammlung: Briefe von Chamisso, Gneisenau u. a. nebst Briefen Varnhagens von Ense, Leipzig 1867, II, 131. — Bei der Gelegenheit sei hingewiesen auf den Brief desselben an denselben, 4. Dezember 1825 a. a. O. 132. Er dankt für die Sendung des Baretti »der mir bisher unbekannt geblieben, selbst auch durch Goethe nicht bekannt geworden war«. Gemeint muß sein Giuseppe Baretti, der bedeutende Kritiker und Schriftsteller 1719—89; sollte mit Goethe dessen italienische Reise gemeint sein? Aber Baretti lebte seit 1766 nicht mehr in Italien, sondern in England.

genommen werden sollen. Die Hegelianer waren zum Teil auch ganz verrückt«.[1]

Bei dieser Hinneigung zu Goethe ist es ganz unbegreiflich, wie er am 1. Februar 1817 an Rahel schreiben konnte: »Daß Herr von Goethe unseren Verkehr geschrieben,[2] habe ich wirklich nicht gewußt, aber es sieht ihm ganz ähnlich«, denn diese, in jüdisch-deutschem Kauderwelsch geschriebene Posse durfte wirklich keiner, der Goethes Art und Wesen kannte, ihm zuschreiben. Wenn er auch in seiner Jugendzeit einmal eine jüdisch-deutsche Predigt verfaßt hatte, von derartigen Torheiten war er im Jahre 1815 völlig zurückgekommen.

Recht interessant ist die folgende Stelle, 26. März 1816:[3] »Über Goethes 'Kunst und Altertum' geht es hier sehr her, es hat aber köstliche Stellen, obschon hin und wieder einige Steifheit des Alters. Das schadet aber nichts«. Gemeint ist das erste Heft der Goetheschen Zeitschrift, das sich speziell mit den Kunstschätzen Frankfurts und Umgegend beschäftigt. Woher die Anfechtungen gegen das unschuldige, liebenswürdige, meist herzlich anerkennende Buch entstanden, ist nicht recht klar, denn die heftigen Angriffe gegen das Nazarenertum, die auch scharfe Erwiderungen hervorriefen, gehören erst dem folgenden Hefte an.

Ob Staegemann in den nächsten Jahren einmal in Weimar war und Goethes persönliche Bekanntschaft machte, vermag ich nicht festzustellen; jedenfalls war er mit Kanzler von Müller bekannt und durfte sich, wie vorher erwähnt, erlauben, seine Gedichtsammlung mit einem Briefe dem Meister zu übersenden. Die Antwort, die er darauf erhielt, in der auf frühere Zeiten hingewiesen und ein freundliches Wort sowohl über Staegemanns frühere dichterische als damalige staatsmännische Tätigkeit eingeflochten war, befriedigte den Empfänger nicht völlig, wie aus einer Notiz an einen Vertrauten hervorgeht, »Goethe hat mir nach seiner Art freundlich geantwortet«.[4]

---

[1] An J. v. Olfers, 23. September 1826. Briefe und Aktenstücke, III, 267. In der Anmerkung wird verwiesen auf Varnhagen, Blätter zur preußischen Geschichte IV, 102 ff., 127. Aus diesen Stellen ersieht man, daß der Grund des Verbotes nicht etwa in einer Abneigung des Königs gegen Goethe zu sehen ist; eher möchte sie sich gegen Hegel richten. Vermutlich widerstrebte es aber dem monarchischen Sinne des Königs, daß Privatfeiern in ähnlicher Weise angezeigt wurden wie Ereignisse in der königlichen Familie.

[2] Briefe (s. o. S. 265, A. 4) S. 30. Über diese Posse vgl. mein Werk über Berlin II, 394. Sie rührt von Sessa her; Treitschkes Angabe, daß nicht dieser, sondern K. A. Mertens der Verfasser sei, habe ich als irrig aufgezeigt in der Allg. Ztg. d. Judenth., Jahrg. 67, 1903, 13. Febr.

[3] Briefe S. 34.

[4] An Friedrich Cramer, a. a. O. II, 184.

Staegemann überlebte den Meister. Am 9. April 1832 meldete er: »Goethes Tod hat, wie zu erwarten, auch hier große Teilnahme erregt. Die Anzeige, die das Journal des Débats davon macht, stellt die Franzosen in ihrer Blöße dar, aber es ist wohl kein Zweifel, daß auch unsere Konstitutionellen glauben, durch die Preßfreiheit eine neue Literatur erschaffen zu können«.[1] Und an denselben Freund schrieb er ein paar Tage später:[2] »einen Nachtrag zu Goethes Begräbnis erzählte mir Nikolovius. Man hatte bei dem Großherzog angefragt, ob es bei der Verfügung des verstorbenen Vaters Goethe neben ihm beizusetzen, verbleibe, worauf die Großherzogin in Abwesenheit ihres Gemahls geantwortet: »Allerdings! es gereiche ja der ganzen Familie zur Ehre«. Zum Schluß bedauert er, daß die Königliche Bühne dem Dichter keine Ehre erweisen werde, wie es doch das Königstädtische Theater getan habe. Ludwig Geiger.

---

15. Ein englischer Faustroman und ein englisches Faustdrama.

I.

In seiner Zusammenstellung der Faustschriften (2. Aufl., 1885) verzeichnet K. Engel unter No. 1377 einen englischen Faustroman, über den meines Wissens noch nicht ausführlicher gehandelt worden ist. Engel nennt ihn »eine sehr freie Bearbeitung der Faustsage im Gewande einer Vehm- und Rittergeschichte, welche wahrscheinlich im ersten Viertel dieses Jahrhunderts gedruckt wurde«. Diese Angaben bedürfen einer Berichtigung; aber auch abgesehen davon mag eine kurze Betrachtung des Werkes am Platze sein, da uns nichts unbekannt bleiben darf, was mit dem Fauststoff irgendwie in Beziehung steht.

Der Verfasser, George William Macarthur Reynolds[3] (geb. 1814, gest. 1879) war zuerst für die militärische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber nach längerem Aufenthalt auf dem Kontinent der Journalistik. Auch in der Politik hat er längere Zeit als einer der Hauptführer der Chartistenbewegung eine Rolle gespielt. Seinen Namen trägt ein noch heute in London erscheinendes ultraradikales Sonntagsblatt.

Reynolds ist der Verfasser von etwa zwei Dutzend Romanen, die wohl sämtlich der Gattung des Sensations- und Schauerromans zuzurechnen sind. Er steht hier wesentlich unter französischem Einfluß. Schon 1836 hatte er die Chants du Crépuscule von Victor Hugo übersetzt, denen er 1840

---

[1] An J. v. Olfers, 9. April 1832, III, 495.
[2] A. a. O. III, 498 fg.
[3] Ich folge hier den Angaben des Dictionary of National Biography.

»le dernier jour d'un condamné« von demselben Autor folgen ließ. Dazwischen fällt die Publikation eines Werkes über die moderne französische Literatur (1839). Sehr bezeichnend für seine Richtung sind die »Mysteries of London« (1846), eine offensichtliche Nachahmung des bekannten Romans von Eugène Sue, die in dem von Reynolds geleiteten »London Journal« erschien.

Auch sein Faustroman (1847) verdankt im Einzelnen gewiß sehr viel französischen Vorbildern, was hier nicht näher zu verfolgen ist. Der erste Anstoß ging aber ohne Zweifel von Goethes Werk aus, das ja schon damals in mehreren Übersetzungen verbreitet war. Aber wie weit ist der Abstand zwischen beiden! Faust ist bei Reynolds ein armer Student in Wittenberg, der es gewagt hat, ein Liebesverhältnis mit der Tochter eines mächtigen Barons in der Nachbarschaft anzuknüpfen. Zur Strafe wird er in den Kerker geworfen und sieht seiner Hinrichtung entgegen. In seiner Not läßt er sich dazu hinreißen, den Teufel zu beschwören; dieser erscheint und verspricht Faust, ihm 24 Jahre (wie im Volksbuch) zu dienen, wofern er ihm dann angehören wolle. Faust gelobt es und wird durch das Dach des Gefängnisses entführt. Dies ist sicherlich die Nachahmung einer durchaus ähnlichen Szene in dem bekannten Schauerroman von M. G. Lewis (the Monk). Faust gelangt dann durch die Hilfe des Dämons zu Macht und Reichtum und gewinnt die Hand der Geliebten. Indeß erweist er sich bald als ein schwacher, haltloser Charakter, der nichts kennt, als die Erfüllung seiner Wünsche und Begierden und doch seines Lebens nicht froh wird, der sich in Jammern und Klagen ergeht, so oft er an das schreckliche Schicksal denkt, das ihm bevorsteht. Im weiteren Verlauf der Handlung verschwindet Faust fast ganz vor dem Gegenspieler Otto Pianalla, einer vom Autor frei erfundenen Figur. Dieser ist ein Muster von Edelmut und Hochherzigkeit, stets bereit, sich für die verfolgte Unschuld aufzuopfern; er setzt sich dadurch der Verfolgung durch unwürdige Mitglieder der heiligen Vehme aus, die er schließlich überwindet. Im Gegensatz zu Faust widersteht er ebenso der Versuchung durch den Teufel wie den Verlockungen der Lucrezia Borgia, die in dem Buche eine nicht unwichtige Rolle spielt. Auf den Gedanken, sie hier einzuführen, mag der Verfasser durch Klingers Roman gekommen sein, den er durch die Übersetzung von George Borrow (1825) kennen gelernt haben konnte. Die Schilderung furchtbarer Naturereignisse, eines Orkans auf der Höhe des Brockens (!), eines Vesuvausbruchs, einer Pestepidemie geben dem Verfasser erwünschte Gelegenheit, in krassen Effekten zu schwelgen. Die Schlußszene von Lewis' Monk hat für unsern Roman wieder das Muster abgegeben. Wie dort mit

Ambrosio auf der Höhe der Sierra Morena, so steht hier der Teufel mit Faust auf dem Gipfel des Vesuv; hier wie dort eröffnet der Dämon seinem Opfer mit Hohn, daß im letzten Moment noch eine Rettung möglich gewesen wäre; dann folgt der Sturz in die grausige Tiefe.

Wie man sieht, ist von dem ursprünglichen Stoff der Geschichte wenig übrig geblieben. Fausts Name ist nur das Aushängeschild für ein Buch, das unselbständig in der Erfindung, banal in der Charakteristik, lediglich durch eine Menge abenteuerlicher Ereignisse auf den Leser zu wirken sucht. Eine gewisse Bedeutung hat es immerhin, insofern es für den Fauststoff auch in solchen Kreisen Interesse erweckt haben muß, in die Goethes Meisterwerk kaum gedrungen ist.

II.

Im Sommer des Jahres 1822 erhielt Goethe von dem Londoner Buchhändler Bohte die ersten Bogen einer englischen Übersetzung seines »Faust«. Der Übersetzer war George Soane (geb. 1790, gest. 1860), der schon vorher Fouqués »Undine« und »Dichterliebe« in seine Muttersprache übertragen hatte. Die Druckbogen enthielten den Anfang des Werks (bis v. 575 des Originals) und sind vor kurzem von L. Mackall in Herrigs Archiv (Bd. 112, p. 277 ff.) publiziert worden. Die Übersetzung ist nie vollendet worden; daß Soane aber im ganzen etwa ein Drittel des Werkes übersetzt hat, wissen wir durch ein anderweitiges Zeugnis (a. a. O., p. 293, 294). Die Anfangsszenen hat Goethe hohen Lobes gewürdigt, und wir werden nicht anstehen, uns seinem Urteil anzuschließen, schon mit Rücksicht auf die frühe Zeit, in der die Übersetzung entstanden ist.

Diese hatte übrigens noch eine Nachwirkung. Drei Jahre später, im Mai 1825, brachte Soane auf der Bühne des Drury-Lane-Theaters ein »romantisch-musikalisches Drama Faustus«, in drei Akten, mit einigem Erfolg zur Aufführung (später »the Devil and Dr. Faustus« betitelt; gedruckt u. a. im 33. Bande von Cumberlands British Theatre). Es ist dies ein Zeugnis von der unverwüstlichen Anziehungskraft, die der Stoff bis in die neueste Zeit in England bewährt hat. Eine kurze Analyse des Stückes mag hier folgen.

Die erste Szene spielt am Rhein, am Fuße des Drachenfels, also in einer Gegend, die dem englischen Publikum durch vielfache Schilderungen (u. a. durch die berühmten Verse Byrons im Childe Harold) vertraut war. Hier beschwört Faust den Teufel, dessen erste Erscheinung er (wie bei Goethe) nicht ertragen kann. Mephisto zeigt sich ihm dann in menschlicher Gestalt, verspricht ihm zu dienen auch ohne Vertrag. Er sagt:

You think the devil must needs
Have wax and parchment surety. Tut! he wants
No bond from man or women but their actions.

Der Teufel bringt ihn dann auf sein Verlangen nach Venedig. Dort lebt Adine, die er einst in Wittenberg verführt hat (sie vertritt hier die Stelle von Gretchen). Sie liebt ihn immer noch; als er aber in ihrer Gegenwart Mephisto zitiert, erhebt sie das Kreuz gegen diesen, und er verschwindet schaudernd unter der Erde. Inzwischen hat Adines Bruder, Enrico, durch Fausts Famulus Wagner, der hier lediglich eine komische Rolle spielt, erfahren, wie die Sache steht. Vor dem Hause Rosolias, einer Verwandten Adines, trifft er Faust, der durch Mephisto verführt, Rosolia ein Ständchen bringen will. Sie fechten und Enrico fällt (wie wir sehen, ein genaues Seitenstück zur Valentinszene, wobei es sogar an wörtlichen Anklängen nicht fehlt). Nun wendet sich Adine von ihm ab, nachdem sie gehört, daß er der Mörder ihres Bruders ist. Faust läßt sich in ein Liebesabenteuer mit Rosolia ein und entführt sie mit Mephistos Hilfe gegen ihren Willen nach Mailand. Hier wird Faust ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Mephisto erscheint dort und verspricht, ihn zu befreien, wofern er sich dazu hergeben will, den König von Neapel zu töten. Faust, nachdem er erst lange mit dem Dolch in der Hand gezaudert (Anklang an Macbeth!), ermordet den König, dessen Gestalt er sogleich annimmt. Durch diese Freveltat hat er sich selbst in Mephistos Gewalt gegeben. Aber bald ist er es müde, diese Rolle zu spielen, nachdem er alle Genüsse des Lebens gekostet hat. In der letzten Szene finden wir ihn (wie im Goetheschen Vorbild) in Wald und Höhle; dort wird er von einer Schlange gestochen. Jetzt erscheint Mephisto und verkündet ihm, daß sein Ende nahe und daß er der Hölle verfallen ist. Aber Adine rettet ihn, sie bringt ihn dazu, daß er reuevoll den Himmel um Gnade anfleht, und indem sie das Kruzifix über ihn hält, schützt sie ihn davor, das Opfer des Teufels zu werden. Danach stirbt sie zugleich mit ihm.

Soanes Drama kann irgend einen literarischen Wert nicht beanspruchen, die Motivierung der Ereignisse ist mangelhaft, der Zuschnitt des Ganzen konventionell. Von den Charakteren kann höchstens Mephisto in einigen seiner Äußerungen originell genannt werden, obwohl man überall das Vorbild durchschimmern sieht. Faust ist wie bei Reynolds ein elender Schwächling, Wagners Auftreten ist jedesmal das Signal für eine platte und niedrige Komik; Adine ist nichts als ein blasser Schatten. Zweierlei muß man aber dem Verfasser zugute halten; erstens den Umstand, daß der zweite Teil des

Goetheschen Faust ihm nicht bekannt war, aus dem er u. a. die Anregung für eine bessere Gestaltung des Schlusses hätte entnehmen können; dann ferner seine Verdienste um die Einführung der deutschen Literatur in England, da er außer den oben genannten Stücken (ein Jahr vor Carlyles gleichnamiger Publikation) »Specimens of German Romance« herausgegeben hat (darin Werke von Hoffmann, Laun, Oehlenschläger u. a.).

GEORG HERZFELD.

---

16. Notizen über Goethe aus der Spenerschen Zeitung.

Ein eifriger Sammler, Herr Hofrat S. Siehe in Steglitz bei Berlin hat aus mehreren Jahrgängen der Spenerschen Zeitung 1822 ff. fleißig alles ausgeschrieben, was sich auf Goethe und Weimar bezieht: Bücherannoncen, Todes- und Geburtsanzeigen, z. B. die von Frau von Stein, oder die Anzeige von August von Goethe und seiner Frau, die Geburt eines Kindes, Beschreibungen von Festen, bei denen Goethe und sein engerer oder weiterer Kreis beteiligt war. Das Meiste davon verdient, da es ziemlich allgemein bekannt ist, keine nochmalige Veröffentlichung; einige Notizen dagegen, die von allgemeinem Interesse und in weiterem Kreise wenig bekannt sind, mögen hier folgen, weil sie wichtige und wenig bekannte Tatsachen bezeichnen.

Nr. 90. Sonnabend, den 27. Juli 1822.

Aus Böhmen vom 14. Juli.

Unsere berühmten Badeorte Karlsbad, Töplitz, Marienbad u. s. w. sind ungeheuer stark besucht; besonders gewinnt letzteres von Jahr zu Jahr größere Aufnahme. Göthe befindet sich daselbst. Zu Prag verlautete: »Goethe werde hierher kommen«, und siehe da! Göthe erschien, stieg im Gasthofe zum schwarzen Rosse ab und sollte von einer Deputation Studirender mit oratorischem Prunke bewillkommt und ihm ein Ständchen gebracht werden, als plötzlich die begeisterte Schaar, Trübsinn verkündend heimkehrt; indem es sich gezeigt, jener angekommene Fremde sey nicht der gefeierte sondern der Kaufmann Göthe aus E. gewesen, welcher zu rechter Zeit von dem Huldigungsplane in Kenntniß gesetzt, das komische qui pro quo aufklärte.«

Nr. 8 vom 9. Januar 1824.

Wir können auf eine direkte Weise allen Lesern unserer Zeitung, die sich für Goethe interessiren, die Nachricht von seiner Wiederherstellung und Wohlbefinden versichern, denn er selbst hat die im 4ten Stück unserer Zeitung von diesem Jahre

enthaltene Inhaltsanzeige[1] seines neuesten noch nicht einmal erschienen Heftes

über Kunst und Alterthum

einem seiner hiesigen Freunde u. Blutsverwandten zugesandt, damit er solche unsrer Zeitung zur Bekanntmachung überliefern möchte, mit dem Bemerken, daß ihn unsere Anzeige[2] von dem neuen vor kurzem auf unsrer Bühne erschienenen Drama »Der Paria« auf diesen Wunsch gebracht habe.

Nr. 24 vom 28. Januar 1826.

Madrid 11. Januar.

Schreiben des Ministers des Auswärtigen an den Finanzminister Ballesteros: Der französiche Gesandte bei Sr. katholischen Majestät meldet mir in einem Briefe vom 5. v. M., daß eine große Menge anstößiger und gottloser Bücher von Paris nach Spanien und Amerika befördert werden, indem man, um den Schwierigkeiten an der Grenze auszuweichen, statt der wirklichen Titelblätter andere vordruckt, die irgend einem andächtigen Buche angehören; so wird z. B. .... in Spanien eingeschwärzt .... Werther unter dem Titel: Leben der heiligen Cäcilie.

Nr. 81 vom 5. April 1827.

Die erste Lieferung der Taschenausgabe von Goethes Werken, bestehend in fünf Bänden kleinerer Gedichte, erscheint zu Ostern versprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der ersten Anzeige völlig überein, und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor selbst mit Beihülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerksamen thätigen Verlagshandlung möglichste Sorge getragen.

Nun verliert sich wohl auch die unfreundlichst immer wiederholte Hindeutung auf die letzte Ausgabe der Schillerischen Werke, die der würdige Verfasser leider nicht selbst besorgen konnte. Übrigens soll Lieferung nach Lieferung in den angekündigten Terminen erfolgen, wobei man sich vorbehält, manches, von dem bis jetzt keine Kenntniß gegeben worden, nach und nach eingeschaltet mitzutheilen. Die Ausgabe in Octav wird möglichst gefördert werden.

Weimar, den 29. März 1827. Goethe.

---

[1] »Inhaltsanzeige«: Die in Nr. 4 vom 5. Januar 1824 enthaltene Anzeige betrifft das dritte Heft des vierten Bandes von Kunst und Alterthum mit dem Inhalt: Das Paria-Gebet. Legende. Dank der Paria usw.

[2] Die Kritik über das Drama Michael Beers befindet sich in Nr. 154 vom 25. Dezember 1823 der Spenerschen Zeitung, die Goethe gern las. Verfasser ist Friedrich Schultz.

Nr. 123 vom 29. Mai 1827.

Weimar, den 22. Mai.

Heute war der schmerzliche u. festliche Tag, an welchem uns Ihre Hoheit die Prinzessin Marie verließ, um dem schönsten Geschick, das ihrer wartet, entgegen zu gehen. [Braut des Prinzen Karl von Preußen. 300 Jungfrauen in weißen mit blauen Bändern geschmückten Kleidern hatten sich auf den beiden Seiten der Burgstraße aufgestellt. Um 3/48 Uhr fuhr Prinz Karl ab. Gegen 8 Uhr erschien auch Ihre Hoheit zur Abfahrt bereit auf der Stiege des Schlosses. Ein Myrthenkranz mit Rosen durchflochten wurde von 8 hiesigen Bräuten überreicht]; auch war der Wagen inwendig mit den schönsten Blumen ausgeschmückt und in demselben zwei Gedichte vorhanden, von denen das eine, wie man sagt, von Goethe sein soll. Ehe der Wagen abfuhr, umzogen ihn Jungfrauen auch von außen mit Blumenguirlanden [folgt Beschreibung des Wagenzuges].[1]

In der Stadt, und soweit deren Bezirk reicht, fuhr der Wagen durch dichte Reihen von Menschen. An einem Wäldchen, an der Grenze des Stadtbezirks überreichten nochmals 20 Jungfrauen der fürstlichen Braut einen Vergißmeinnichtkranz. Am Ende der vierfachen Lindenallee, welche durch dieses Wäldchen führt hielt plötzlich der Wagen an, denn Goethe, zu Fuß, bloß von einem Bedienten im dichten Menschengedränge begleitet erwartete dort die ihm theure Scheidende, welche ihn erst wenige Tage vorher mit einem Besuche erfreut hatte. Er überreichte der Herzogin ein Abschiedsgedicht und diese wäre zu dem gefeierten Greise aus dem Wagen gestiegen, wenn derselbe nicht dagegen Vorstellungen gethan und sich mit herzlichem Glückwunsch schnell entfernt hätte. Goethe ging darauf zu Fuß durch das Menschengedränge nach der Stadt zurück; es war seit Jahren zum ersten Male, daß er sich wieder auf belebter Straße zeigte.

[folgt weiterer Verlauf der Reise.]

Nr. 154. Donnerstag, den 5. Juli 1827.

Den zahlreichen Verehrern Goethe's in unserer Stadt dürfte es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß gegenwärtig das am besten getroffene Bildniß des unsterblichen Dichters sich in Berlin befindet. Herr Sebbers, Inspektor der herzoglichen Porzellan-Fabrik zu Braunschweig, hat dasselbe in höchster Kunstvollendung nach dem Leben auf eine Tasse (und zwar gleich auf das Porzellan) gemalt, welche künftig eine Hauptzierde des Museums in Braunschweig seyn wird. Der Künstler

[1] Die in [ ] Klammer befindliche Stelle ist nur ein kurzer Extrakt aus dem langen Artikel der Spenerschen Zeitung.

wird sich, ehe er dahin zurückkehrt, einige Zeit hier aufhalten und wir hoffen, daß ihm werde Gelegenheit dargeboten werden, sein Werk öffentlich für die Freunde der Kunst auszustellen, wie er dasselbe schon in einigen Privat-Zirkeln bereitwillig gezeigt hat. Statt jeder anderen Empfehlung theilen wir zwei Briefe von Hrn. Hofrath Meyer zu Weimar und von Goethe selbst mit.

»Sie wünschen, hochverehrter Herr und Freund! von mir zu vernehmen, wie ich Ihr Bildniß von Herrn Sebbers auf einer großen porzellanen Bechertasse, nach der Natur gemalt, befunden. Ruhige Haltung im Ganzen, bestimmte Umrisse ohne Härte, Rundung, übereinstimmende Züge, belebter Ausdruck, kräftiger warmer Ton der Fleischtinten und löbliche geschmackvolle Behandlung der Haare, sowie der Gewänder, will ich als preiswürdige Eigenschaften bloß anzudeuten mich begnügen, weil sie den kunstverständigen Beschauern des Werkes von selbst sich offenbaren. Doch ein Umstand, und zwar in gewisser Hinsicht der wichtigste, der diese Malerei besonders bei Auswärtigen empfehlen und ihren Werth erhöhen dürfte, muß bezeugt werden, nämlich die überaus wohlgetroffene Aehnlichkeit. Es ist mir kein Bild von Ihnen bekannt, welches Ihre Züge, Ihre Gestalt und sittliches Wesen, wahrhaftiger aufgefaßt, darstellte.

Mit Verehrung und treuer Liebe, Ihr ergebener

Belvedere, den 16. August 1826. Meyer.

Über diesen Brief seines Freundes äußerte sich Goethe selbst folgendermaßen: (Strehlke II, 220) »Daß ich der Ueberzeugung des Herrn Hofrath und Direktor Meyer vollkommen beipflichte, versichere gern, und füge hinzu, wie ich mit Vergnügen an Herren Sebbers einen jungen Mann gefunden, der entschiedene Naturgaben mit musterhaftem Fleiß praktisch ausbildet, indem er einen Weg verfolgt, worauf man jeden jungen Künstler zu sehen wünscht. Allem Guten auf einem gleichmäßig fortgesetzten Lebensgange, zur Freunde seiner Gönner und Beschützer, wie zu seinem eignen Wohl mit Vertrauen entgegenblickend.«

Weimar, den 23. August 1826. J. W. v. Göthe.

---

17. Peucers Tafellied zum 74sten Geburtstage Goethes.

Unterm 29. August 1822 sandte »Hofrat und Leibarzt« Dr. Schwabe in Weimar folgendes gedruckte (ein Blatt in 8°) Gedicht an Böttiger (»Briefe an C. A. Böttiger« auf der k. ö. Bibliothek zu Dresden, Bd. 186, Nr. 1b) und bemerkt dazu: »Gestern feyerten wir hier bey einem fröhlichen Mittagsmahl im Erbprinz den Geburtstag unsers Göthe. — Von 3 herr-

lichen Liedern, die dabey *Ihm* gesungen wurden, nehme ich mir die Freiheit Ihnen das von Peucer (die 2 andern von Riemer und Schütz [St. Schütze] sind mir nicht zur Hand —) als einen geistigen Leckerbiszen bey zu legen«.

»Am 28. August 1822.

Nach der Weise: Mich ergreift, ich weiß nicht wie etc.
(Manuscript für Freunde.)

1.

Jetzo lasset allzumal
Ihn, DEN HOHEN, leben!
Gute Freunde mögen gern
Wunsch' in Töne weben:
Laßt sie denn am *frohen Tag*
Deutend ihn umschweben,
Daß ihm Lebens Well' und Strom
Rinne voll und eben.

Alle:

Lebens Welle, Lebens Strom,
Rinn' ihm voll und eben!

2.

Wort und Farbe, Ton und Bild,
Alles Groß' und Schöne,
Dient dem allgewaltigen
Fürsten der Camöne.
Wie zur Sonne, schau'n zu IHM
Deutscher Gauen Söhne:
Tausend Hände sind bereit,
Daß ihn Lorbeer kröne.

Alle:

Tausend Hände sind bereit,
Daß ihn Lorbeer kröne.

3.

Weil er leuchtet, nenn' ich ihn
Leuchtthurm in die Ferne;
Weil er fest steht, nenn' ich ihn
Pyramide gerne;
Weil er alles überstrahlt,
Ist er Stern der Sterne;
Universum ist er, daß
Jeder aus ihm lerne.

Alle:

Universum ist er uns;
Jeder aus ihm lerne!

4.

Und so ist er nicht umsonst
Von des Rheines Wogen
Einst, dem Heere zugesellt,
Nach Champagn' gezogen.
Wie er damals treu bedacht,
Daß die Korke flogen, —
In den Becher ströme nun
Perlenschaum in Bogen.

Alle:

Ström' in jeden Becher nun
Perlenschaum in Bogen.

5.

Lebe lange, lebe hoch
Aller Dichter König!
Ihn zu preisen nach Gebühr
Ist ein Lied zu wenig;
Erd' und Himmel thun es mehr,
Die ihm unterthänig:
Lebe lange, lebe hoch
Unser Dichter-König!

Alle:

GOETHE lebe, lebe hoch!
Unser Dichter-König!«

Blasewitz. Theodor Distel.

---

18. Der Goethestein bei Haslau im Deutschböhmerlande.

Zu wiederholten Malen berührte Goethe bei seinen Reisen nach Karlsbad, Franzensbad und Marienbad den nordwestlichen Winkel des Böhmerlandes, in dem sich der Ascher Bezirk ausbreitet. Im Posthause zu Asch nahm er des Öfteren Nachtherberge und der gesprächige Postwirt Langheinrich wurde ihm in der Jahre Reihe eine bekannte Persönlichkeit. Im Jahre 1898 ward auf Anregung des Ascher Verschönerungsvereins an dem Gasthause »Zur Post« eine Gedenktafel angebracht. Auf einer Marmorplatte, umgeben von einer recht hübschen Sandsteinfassung, lesen wir die Worte: »In diesem Hause weilte Wolfgang von Goethe in den Jahren 1806, 1811, 1819, 1820, 1821, 1822 und 1823.«

Über den Aufenthalt daselbst im Jahre 1806 wissen wir nach Riemers Mitteilung über Goethe II. Band, S. 697, daß der Dichter am 30. Juni auf der Heimreise von Karlsbad in Asch übernachtete und am Abend der Vorstellung einer wan-

dernden Schauspielergesellschaft, die ihren Thespiskarren in einer Scheune aufgeschlagen hatte, beiwohnte. Gegeben wurde Aug. von Kotzebue's »Hussiten vor Naumburg«. »Des Spasses halber sahen wir«, so erzählt Riemer, der Goethe begleitete, »einen Act mit an und Goethe sagte: Er könne mit Recht hier anwenden: Und hätt' ich Flügel der Morgenröte und flög' an die äußersten Enden der Erde, so würde seine Hand (K.) mich doch treffen usw. Übrigens sei Kotzebue ein vortrefflicher Mann; was für eine Menge Menschen er abspeise, die wie hungrige Raben auf ihn warteten.«

Von Asch aus führte Goethes Weg die Egerer Straße hinan durch einen wunderschönen Wald. Am Ausgange desselben bemerkt man mächtige Quarzblöcke, die Goethe wiederholt besuchte und in seinem tagebuchartigen Berichte an August von Goethe auch erwähnte. Diese Felsen gehören zur sogenannten »Rommersreuter Schweiz«. Bei dem ersten Blocke ließ Goethe fast immer den Wagen halten; man lagerte sich und nahm einen Imbiß ein. Darnach bestieg er den Felsen und erquickte sich an dem herrlichen Rundblick, der sich vor ihm öffnete. Das gesegnete Egerbecken mit seinen Feldern, Wiesen und Wäldern, mit seinen Teichen und den zerstreut liegenden Ortschaften. Den Abschluß bilden die Egerer Berge und das Fichtelgebirge. Als sich die Großfürstin Maria Paulowna im Jahre 1846 in Franzensbad aufhielt, machte der Rat und Bürgermeister-Stellvertreter von Eger Josef Sebastian Grüner, mit dem Goethe die Fahrten zum Kammerbühl, nach Franzensbad und Haslau[1] unternommen hatte, die Fürstin auf diesen Punkt aufmerksam. Eine gemeinschaftliche Fahrt dahin wurde unternommen. Auf dem Fels stehend, erfreute sich die Fürstin an dieser herrlichen Fernsicht und gedachte in bewegten Worten des heimgegangenen Dichters.

Kurze Zeit darnach ließ Grüner eine Schieferplatte an diesem Felsen anbringen mit nachstehendem Wortlaut:

»Auf diesem Felsenstücke stand
Die edle Fürstin tiefbewegt,
Weil Goethe aus dem Hoheitskreise schwand,
Der hier so gern der Ruh' gepflegt.

Die regierende Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach Maria Paulowna, geborne Großfürstin von Rußland, ehrt das Andenken des großen Dichters durch den Besuch des Goethesteines im August 1846.«

---

[1] Der Anfang des Gedichtes »Geognostischer Dank« lautet:
»Haslaus Gründe, felsensteile,
Vielbesucht und vielgenannt
Seit der Forscher thät'ge Weile
Uns den Egeran genannt.«

Mit der Zeit verblaßten die Schriftzüge bis zur Unleserlichkeit, da ließ der verstorbene Bezirkshauptmann von Asch J. Tillmann, der ein Verehrer Goethes gewesen, am 28. August 1894 eine Marmorplatte mit derselben Inschrift in den Stein einfügen und veranstaltete an diesem Tage in Beisein der Bürgermeister von Asch, Franzensbad und Eger eine schlichte, aber ergreifende Feier.

Der Großherzog Karl Alexander, von der Feier in Kenntnis gesetzt, schrieb an den Bezirkshauptmann aus Scheveningen am 4. September 1894 warme Worte des Dankes und der Anerkennung.

So klingt für alle Zeiten in diesem Teile von Deutschböhmen der Name »Goethe« von unzähligen Lippen unserer biederen Bevölkerung.

Kommt der Geburtstag des Dichters, so schmücken zarter Sinn und innige Verehrung diesen Fels mit Laubgewinden als Zeichen der stets gleichbleibenden Liebe und Verehrung für den großen Toten. Ed. Wunderlich.

19.[1] *Zu dem Gedicht »Amor. Zum 30. Januar 1782«.*

Goethe hat am Schluß des Schreibkalenders, dessen er sich als Tagebuch für 1809 bediente, eine Tabelle angelegt »Druckfehler meiner Werke in der Cottaischen Ausgabe« (Weim. Ausg. III 4, 374 f.). In dieser Tabelle sind, von Riemers Hand, 12 Druckfehler zu den Bänden 3. 5. 6. 8 vermerkt; zu Band 9 hat Goethe eigenhändig notiert: »S. 382 Z. 16 erster lies ernster«, d. h. in Vers 14 des oben genannten Gedichts aus dem pantomimischen Ballet »Der Geist der Jugend« ist statt »erster Jugendtrieb« zu lesen »ernster Jugendtrieb«. Diese Verbesserung geriet nachmals offenbar in Vergessenheit, denn die beiden späteren Cotta'schen Ausgaben der Werke brachten wieder das fehlerhafte »erster« (1816 8, 366; 1828 13, 204). Erst die Herausgeber des Nachlasses haben 1836 in der Quartausgabe 1 (1), 152, ebenso 1840 in der 40bändigen Ausgabe das von Goethe gewollte »ernster« eingeführt, von wo Eckermann es 1843 in seinem Abdruck des Gedichts (Lewalds »Europa« 1843 1, 407) übernahm. Dieser Überlieferung sind G. v. Loeper, Hempel 11, 289, und Schröer, Kürschner 11 (2), 468 gefolgt. Alle diese oben angeführten Drucke haben in Vers 18 die Lesart »erster Gruß«.

Demgegenüber stehen die Handschrift (eine Abschrift Herders) und der erste Druck von 1782, die beide gerade

[1] Die Miscellen 19—21 wurden nachträglich eingefügt und stehen daher nicht an den Stellen, an die sie ihrem Inhalte nach gehören.

umgekehrt in Vers 14 lesen »erster Jugendtrieb«, in Vers 18 dagegen »ernster Gruß«; und ihnen, nicht Goethes ausdrücklicher Verbesserung, folgt die Weimarer Ausgabe, indem sie (ohne die eigenhändige Korrektur Goethes auch nur zu erwähnen) zu Vers 18 »erster« kurzweg als Druckfehler bezeichnet. Dieses Verfahren wäre nur dann berechtigt, wenn man annehmen dürfte: Goethe habe zwar das »erster« *in Vers 18* in »ernster« verbessern *wollen*, habe aber aus Versehen dasselbe Wort in Vers 14 verbessert. Daß diese Annahme schwere Bedenken hat, liegt auf der Hand. Jedenfalls hätte Goethes Verbesserung in den Lesarten der Weimarer Ausgabe eine Erwähnung verdient. HANS GERHARD GRÄF.

---

20. *Ein philologisch verunstaltetes Divangedicht.*

Im Buch der Betrachtungen lautet das achte Gedicht (Werke 6, 74):

Haben sie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und für wahr sie zu erzählen
Vielfach sich gequält.
Hätten sie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken
Wie man Bess'res wählt;
O gewiß! das Allerbeste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Clause zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Mensch gefehlt.

Das ist unverständlich, wie auch der Herausgeber Burdach (Werke 6, 388) erklärt. Die gegenwärtige Form des Gedichts ist nun aber erst bei Göttlings Revision für die beiden Ausgaben letzter Hand durch Abänderung der folgenden ursprünglichen Fassung entstanden:

Haben sie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und für wahr sie zu erzählen
Vielfach sich gequält.
Hätten sie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken
Wie man Bess'res wählt;

O gewiß! das Allerbeste
Blieb ihm nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Clause zählt[,]
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Und mich lehrt der Buße Frommen,
Wenn der Mensch gefehlt.

Göttling verstand das nicht und schrieb deshalb an Goethe, 8. April 1825: »Eins der zu Tefkir Nameh hinzugekommenen Lieder, welches beginnt *Haben sie von deinen Fehlen Immer viel erzählt* usw. habe ich wieder und wieder gelesen, ohne daß sich mir der Sinn ganz in der letzten Hälfte aufgedekt hätte; daran wird wohl eine gewisse grammatische Obtusion die Schuld tragen, welche an mir haftet und so den Sinn verschließt in dem Übergang der Personen aus der zweiten durch die dritte in die erste«. So erheblich, wie Göttling meint, ist diese Schwierigkeit wohl nicht. Der Leser sieht ja leicht, daß die drei Personen in gleicher Weise den Dichter bezeichnen. Goethe erwidert: »Vielleicht könnte man dem bezeichneten Gedicht dadurch helfen, daß man aus der zweiten Person gleich in die erste überginge und das dazwischen liegende *ihm* in *mir* verwandelte, so daß der durch den Tadel gleichsam entzweite in persönlicher Einheit seine Rechtfertigung ausspräche«.

Durch diese Änderung war im ersten Druck (Band 5 der Taschenausgabe letzter Hand, 1827) das Verständnis immerhin etwas erleichtert. Gleichzeitig war es aber erschwert durch einen falschen Punkt, der dort in Vers 12 hinter *zählt* erscheint und die letzten vier Verse aus dem Satzgefüge gelöst in der Luft schweben läßt. Dieser Punkt rührt nicht von Goethe her. Julius Wahle teilt mir auf meine Anfrage freundlich mit: ‚In H[14] hat Goethe nach »zaelt« gar keine Interpunktion gemacht. Riemer hat später hier mit Bleistift einen Punkt gesetzt. Daß es Riemer war, ergibt sich daraus, daß Riemer oben auf das Blatt geschrieben hat »bereits gedruckt« und daß er im vorletzten Verse »Buse« in Buße korrigiert hat‘. Der sinnstörende Punkt hat sich also zunächst in den Druck eingeschlichen und ist danach von Riemer in die Handschrift eingesetzt worden.

Bei der Revision dieses schon getrübten Textes für den 1828 erschienenen entsprechenden Band der Oktavausgabe führte Göttling noch eine weitere Verschlimmerung ein. Er schreibt an Goethe, 25. November 1827, mit Bezug auf Vers 14: »Hier scheint mir das Verbum regens zu fehlen: ich erwartete etwa: *hat man auserwählt* oder wenn *auserwählt* Accusativ

ist, vermutete ich: Lehret mich der Buße frommen«. Obwohl nun diese Interpretation falsch ist, hat Göttling doch die letzte vorgeschlagene Fassung in den Text gesetzt und so das Verständnis völlig unmöglich gemacht. Der Sinn des Gedichts in seiner ursprünglichen und allein richtigen Form ist nicht zweifelhaft. Zum Überfluß mag er hier in Prosa paraphrasiert werden: Immer hat man viel von meinen sittlichen Fehlen zu erzählen gewußt. Hätte man mir freundlich von dem Guten gesprochen, was an und in mir ist, und auf's Bessere hingedeutet, das zu erreichen bleibt, so hätte ich auch das Allerbeste erkannt, das nur wenige Bekenner zählt, das mich gewürdigt hat, ihm als Schüler zu nahen, das mich Buße lehrt, wo ich als irrender Mensch gefehlt habe. — Die in Vers 11 beginnende Personifikation des Allerbesten, des Inbegriffs der Heiligung, wird also bis zum Schlusse festgehalten.

Es ist keineswegs nötig, in Vers 10 *Blieb'* zu lesen, denn Burdach bemerkt zutreffend (Werke 6, 388): »*Blieb* Indicativ des Präteritums als modus irrealis neben Konjunktiv im Vordersatz, ganz gewöhnliche, speziell thüringisch-obersächsische Redeweise.«

Das arg mißhandelte Gedicht wird hoffentlich in künftigen Ausgaben wieder in seiner reinen Gestalt erscheinen. Nur die von Goethe selbst angeordnete und dem Verständnis förderliche Änderung ist aufrecht zu erhalten. Max Morris.

21. Fausts Selbstmord in den älteren Phasen der Faustdichtung.

Zur Entscheidung oder doch Klärung der schwierigen Frage nach der ursprünglichen ersten Einführung des Mephistopheles hat schon W. Scherer (aus Goethes Frühzeit 84) die Versreihen aus dem 2. Teil herangezogen, wo der Held seinen Mut, in die geheimnisvolle Öde des Reiches der »Mütter« einzudringen, mit seiner langen Gewöhnung an Leere und Einsamkeit begründet:

»Mußt ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren?
Sprach ich vernünftig, wie ichs angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt ich sogar von widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildernis entweichen;
Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.«

Wann der Gang zu den Müttern gedichtet ist, läßt sich bis jetzt mit Sicherheit kaum entscheiden und wird erst dann zu sagen sein, wenn die einschlägigen Gedankenreihen nicht

bloß mit Bezug auf die bekannte Stelle bei Plutarch (Pniower, Nr. 758), sondern im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Philosophie genauer untersucht sind. Jedenfalls läßt sich aus der Vorlesung der Scene noch nicht auf ihre gleichzeitige Abfassung, aus dieser noch weniger auf die gleichzeitige Konzeption schließen. Und das ist sicher, daß unsere Scene »Voraussetzungen enthält, welche sonst verlassen sind«. Daß die »Wildernis« nicht, wie Scherer meinte, mit der Scene »Wald und Höhle« in Verbindung gebracht werden kann, versteht sich nach dem, was wir jetzt über die Entstehung des Faust wissen, von selbst; auch ergibt sich ja der Held durchaus nicht erst in dieser Scene dem Teufel. Ebensowenig kann seine Erklärung verfangen: »Was ihn dahin getrieben hatte, waren widerwärtige Universitätsstreiche: er hat seine höheren Einsichten kühn vorgetragen und darüber Verfolgungen erdulden müssen. Ich meine, daß hierfür eine Disputationsscene entscheidend war« usw. Von eigentlicher Verfolgung kann doch wohl kaum die Rede sein. Auch Niejahr, der übrigens Scherers Ansicht billigt (G.-J. XX, 161, Anm.) weist darauf hin, daß der Schüler sonst nicht gut sagen könnte: »Ich komme voll Ergebenheit, einen Mann zu sprechen und zu kennen, den alle mir mit Achtung nennen.« Die Schwierigkeiten des akademischen Amtes traten bei Faust wohl mehr innerlich hervor. Mephistopheles sind sie wohlbewußt und er spielt mehrfach darauf an (1840. 3040 ff.) Der Widerspruch der Kollegen brauchte gar nicht bis zur offenen Feindschaft oder gar zur Verfolgung überzugehen, um Faust den Umgang mit ihnen zu verbittern und ihn schließlich in die Einsamkeit, auf öde Spazierwege hinauszutreiben, wo dann, wie es in der Scene »Trüber Tag Feld« geschildert ist, der Teufel in Pudelsgestalt seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, seine Gedanken auf das Magische zu lenken wußte. Gerade für den jungen Goethe mußte das Motiv nahe liegen, daß in der völligen, selbstgewollten Einsamkeit finstere Gewalten des eigenen Herzens über den Menschen Herr werden. Entstanden doch am Anfang der Weimarer Jahre die Strophen:

Seelig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit ihm geniest,
Was dem Menschen unbewust
Oder wohl veracht,
Durch das Layrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

In einem engen Zusammenhang mit diesem Entweichen in die »Wildernis«, wo sich Faust dann schließlich dem Teufel

übergeben mußte, steht nun die andere Frage nach der Intervention des Teufels bei Fausts Selbstmord.

Niejahr (a. a. O. 160) lehnt die (neuerdings wieder von Minor, Goethes Faust I 363 vertretene) Ansicht ab, als bezöge sich die Stelle 3270 f.: »Und wär' ich nicht, so wärst du schon von diesem Erdball abspaziert« ganz allgemein auf das neue Interesse am Leben, das Faust im Umgange mit Mephistopheles gewonnen hat. Ob es sich aber wirklich um »einen bestimmten einzelnen Fall«, prägnanter um die momentane Verhinderung eines Selbstmordversuchs handelt, ist mir doch zweifelhaft. Jedenfalls ist Goethe davon überzeugt, daß die immer wachsende Einsamkeit Faust schließlich auf den Gedanken an den Selbstmord bringen mußte, wenn sich ihm nicht rechtzeitig der Böse als Begleiter anbot. Offenbar spielte also bei der ersten Einführung des Teufels das Motiv mit, das in der jetzigen Paktzene angeschlagen wird (1635 ff.: Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen, daß du ein Mensch mit Menschen bist), nur sollte augenscheinlich die Scene ursprünglich im Freien spielen.

Niejahr sucht die ursprüngliche Intention des Dichters so zu ergänzen: »Faust hatte nach der mißglückten Beschwörung des Erdgeistes seinem magischen Trachten keineswegs entsagt, war aber darin nicht weiter gekommen und dadurch in eine immer tiefere Seelenverstörung geraten. Um endlich seinem anhaltenden Flehen zu genügen, sendet ihm der Erdgeist den Mephistopheles, der sich zunächst in Pudelgestalt einführt. Erst als sich Faust zum letzten verzweifelten Schritte anschicken will, wirft er die Maske ab und enthüllt sich in seiner eigentlichen Gestalt, um sich als Geselle und Diener für die Weltfahrt anzubieten« (a. a. O. S. 161). Aber beabsichtigt denn Faust eine Weltfahrt? Erst muß doch die Freude an der Welt und am Leben wieder in ihm erweckt werden! Auch sonst kann ich diesem Interpretationsversuch nicht zustimmen; daß der Pudel nicht auf Veranlassung des Erdgeistes erscheint, braucht wohl nicht weiter erörtert zu werden; aber die ganze tragische Bedeutung der Scene geht verloren, wenn wir eine freiwillige Selbstenthüllung des Mepistopheles annehmen. Für die Verantwortlichkeit Fausts ist die Beschwörung des gespenstischen Pudels eben ganz unerläßlich. Faust, der anfangs sich der Magie nur im höchsten, idealen Sinne bedienen wollte, macht hier, halb spielerisch, den Versuch einer Geisterbeschwörung, einer selbst- und genußsüchtigen Benutzung der Naturkräfte und verfällt damit ganz dem Bösen.

Wie verhält sich nun dazu die Osterscene, insbesondere der Spaziergang? Der geheimnisvolle Bericht C. Rößlers (s. jetzt Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, 5. Abdruck LXIV) reimt sich damit garnicht übel. Faust

fühlt sich unter den Kollegen vereinsamt, ihn drängt es hinaus in die Natur, er tritt mit Wagner »an eine Gruppe Studenten heran, die sich an den Kunststücken eines Pudels ergötzen. Nach einem kurzen Aufenthalt gehen die Wanderer weiter, aber der Pudel folgt ihnen, springt bald vor ihnen her, bald zur Seite«. Noch scheint der Anruf Fausts an die Geister in der Luft zu fehlen, aber Mephistopheles hat natürlich längst das Bedürfnis Fausts nach einem anderen Umgang, als seinem bisherigen gewittert. Es kann keine Rede davon sein, daß bereits auf diesem Spaziergange die Beschwörung erfolgt wäre; das konnte in Gegenwart Wagners nicht geschehen. Vielmehr ist an eine häufige Wiederholung dieser Gänge in immer wilderen, abgelegeneren Gegenden und in völliger Einsamkeit zu denken, nachdem auch die Versuche Fausts im Verkehr mit Nichtkollegen reinere Befriedigung zu finden, gescheitert sein mochten. Immer wunderbarer wurden dabei die aufdringlichen Künste des stets wieder auftauchenden Pudels, bis endlich Faust aus seinen selbstquälerischen Gedanken gerissen und zur Beschwörung verlockt wurde.

In der heutigen Ausführung mit ihrem wirklichen Selbstmordversuch sehe ich durchaus nicht mit Niejahr »eine Veredlung des Motivs *auf Kosten der dramatischen Anlage,* ein Schließen des Aktes ohne Folge, die lässige Technik des Alters« usw., sondern eine feinere und bedeutsamere poetische Darstellung des psychologischen Zusammenhangs. Faust, der sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurückgezogen hat, muß schließlich das Verständnis für den Wert des Umgangs ebenso eingebüßt haben, wie seine Manneskraft eingetrocknet ist und der Verjüngung bedarf. Ähnlich wie der Trank aus der Hexenküche wirkt nun hier das Einsetzen der Osterglocken und -Gesänge in dem Augenblicke, wo der Held wirklich die Konsequenzen seiner bisherigen Erfahrungen ziehen und sich den Tod geben will; in reinster, abgeklärtester Form und darum mit nachhaltiger Wirkung auf sein Gefühl regt sich in ihm das Bewußtsein der Menschheit, der Drang zur Menschenliebe, wovon ja noch in dem zweiten Monolog, in Gegenwart des Pudels die Rede ist. Nun erst, nachdem Fausts redliches Bemühen, mit den Menschen in neue Verbindung zu treten, einerseits an der liebenswürdigen Beschränktheit der Kleinbürger und Bauern, andererseits an der Verbohrtheit Wagners gescheitert ist, nimmt er mit der Gesellschaft vorlieb, die Mephistopheles ihm anbietet. Hatte er doch schon den Hund mit ins Zimmer genommen, den »trefflichen Scholaren«, um nur ein lebendiges Wesen in seiner Nähe zu haben.

Robert Petsch.

B. Nachträge und Berichtigungen.

Zu G.-J. Bd. XXVI, S. 55, Brief 8 muß das Datum »*Ende 1799*« heißen (statt Juli 1799), wie aus den Anmerkungen S. 78 hervorgeht.

Zu S. 66, Brief 21: Der Brief läßt sich wohl *genauer* datieren. Denn *Iffland* schrieb an *Kirms* am *28.* Mai 1814, er freue sich über den »zusagenden, liebevollen Brief des Herrn von Goethe« (vom *20.* Mai an Kirms). Am 2. Juni schrieb Iffland an Goethe: »Mit der größten Freude habe ich am 31. Mai den Aufsatz (das Programm des »Epimenides Erwachen«) erhalten.« Es sind die versprochenen »Decorations-Notizen«. (G.-J. S. 68, Z. 8 v. o.) Demnach muß der Brief, in dem er schreibt, er bitte um diese Notizen, vom 29. oder 30. Mai 1814 sein. (Der Brief Goethes an Iffland mit dem Programm war etwa am 24. Mai aus Berka abgegangen.)

Zu S. 87, Z. 24 v. o.: ... »entwickelte sich *allmählich* der Drang ...«. In dem Brief vom *18.* Mai (abgegangen am *19.* Mai) an Kirms lehnt Goethe den Antrag ab; etwa am *20.* Mai (Brief an Kirms) übernimmt er die ehrenvolle Aufgabe.

Zu S. 90: Pahl und *Renner* sind, worauf mich R. Leitzenau aufmerksam macht, nicht französische Emissäre, wie ich aus der Stelle S. 71 schließen zu müssen meinte, sondern Persönlichkeiten niederen Ranges, in Mannheim vielleicht mit dem Theater in Verbindung stehend.

Zu G.-J. Bd. XXVII, S. 258 fg.: Über Müllner vgl. jetzt auch Briefe Bd. 34, S. 184.

2. BIBLIOGRAPHIE.

A. WEIMARER GOETHE-AUSGABE.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

Siehe G.-J. XIII, 259 Anmerkung. Der diesjährige Bericht umfaßt den Ertrag des Jahres 1905 und auch die Bände, die nach Schluß des Jahres 1905 vollendet wurden und bei Abfassung dieses Berichtes im Reindruck fertig vorlagen. Es sind folgende Bände: I. Abteilung, Band 32: Italiänische Reise 3. Teil (Redaktor *Erich Schmidt*, Herausgeber *Julius Wahle*). IV. Abteilung, Band 30: »Undatirtes und Nachträge«, mit Register zu Band 19—30 (Redaktor *Bernhard Suphan*, Herausgeber *Carl Schüddekopf*); Band 31: Briefe 2. November 1818 bis 25. August 1819 (Redaktor *Bernhard Suphan*, Herausgeber *Max Hecker*); Band 32: Briefe 30. August 1819 bis 22. April 1820 (Redaktor *Bernhard Suphan*, Herausgeber *Max Hecker*); Band 33: Briefe 25. April bis 31. Oktober 1820 (Redaktor in Stellvertretung *Carl Schüddekopf*, Herausgeber *Max Morris*); Band 34: Briefe November 1820 bis Juni 1821 (Redaktor in Stellvertretung *Carl Schüddekopf*, Herausgeber *Hans Gerhard Gräf*).

BERICHT DER REDAKTOREN UND HERAUSGEBER.

ERSTE ABTEILUNG.

Band 32. Italiänische Reise, III Teil. Der Text dieses letzten Bandes der Italiänischen Reise umfaßt den zweiten Römischen Aufenthalt und aus der Sammlung der im Teutschen Merkur erschienenen kleinen Aufsätze »Über Italien, Fragmente eines Reisejournals« die zwei Stücke: »Stundenmaß der Italiäner« und »Volksgesang«. Der Herausgeber war bei der Textgestaltung dieses Bandes in einer günstigeren Lage als bei der

der beiden anderen Bände. Nicht nur hat sich eine stattliche Reihe von Teilhandschriften in Goethes Nachlaß erhalten, sondern das Archiv der Cottaschen Verlagshandlung bewahrt auch das von Schuchardt und John geschriebene, von Goethe zumeist gemeinsam mit Riemer durchgesehene Druckmanuskript auf, und namentlich dieses ist dem Texte sehr zu statten gekommen. Da von der Ausgabe letzter Hand in Weimar keine Korrektur gelesen worden ist, mußten alle Abweichungen derselben von der Druckhandschrift als Fehler oder Eigenmächtigkeiten der Offizin angesehen werden, und der in der Druckhandschrift niedergelegte letzte Wille des Dichters mußte wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Auch der im ersten Druck durch zahlreiche Fehler entstellte Text des »Römischen Carnevals« wurde gesäubert. Ein Verzeichnis der Stellen, in denen die Weimarische Ausgabe von der Ausgabe letzter Hand abweicht, bietet auf 337 Seiten 173 Fälle gebesserten Textes. Einige dieser Änderungen haben schon frühere Herausgeber eingeführt.

Besonders reich ist für diesen Band die Ausbeute an Paralipomena. Alle Aufzeichnungen, die nicht einem bestimmten Bande zugewiesen werden konnten, sind hier vereinigt; sie umfassen Niederschriften, die in Italien auf losen Blättern und in Notizheften gemacht wurden, Vorarbeiten aus der Zeit der Ausführung, teils Schemata, die Hauptereignisse der einzelnen Monate zusammenfassend, teils kalendarische und tabellarische Übersichten über die ganze Reise oder die Hauptabschnitte derselben, und als Nachtrag zur zweiten italiänischen Reise des Jahres 1790 drei flüchtige Niederschriften, die vielleicht Bruchstücke eines Briefes — wahrscheinlich an Knebel — sind. Das Vorgelegte ist nur ein Teil, und zwar der größere von dem, was sich erhalten hat; mehr aber als dieses ist leider von Goethe selbst vernichtet worden. Wenn auch manche dieser Aufzeichnungen, für sich allein betrachtet, wertlos zu sein scheinen, so bilden sie doch in ihrer Gesamtheit eine willkommene Ergänzung zu dem Bilde, das Goethe in Briefen und in dem ausgeführten Reisewerk von seiner italienischen Existenz entworfen hat. Wir sehen ihn im heiteren Verkehr mit den Landsleuten, die er durch humoristische »Unnamen« (S. 451) charakterisiert, und in verständnisvollem Umgang mit dem Volke, aus dessen Munde er Redensarten, Sprichwörter, Lieder, Anekdoten aufzeichnet. Der Sinn von manchem Wort, das er so aufgelesen hat, war nicht zu enträtseln. Malerische und poetische Motive, die er auf der Straße beobachtet, zeichnet er mit wenigen Worten in sein Skizzenbuch ein. Zu dem reichen Beobachtungsmaterial aus den Erscheinungen und Vorfällen des täglichen Lebens kommt natürlich das weite Gebiet der bildenden Künste, mit denen er sich nicht bloß genießend, beobachtend und spekulierend abgibt, sondern denen

er auch in ihren technischen, handwerksmäßigen Voraussetzungen nachgeht. In kurzen Charakteristiken von Kunstwerken, die gewiß vor den Objekten zu Papier gebracht worden sind, umschreibt er mit nur wenigen Worten die Umrisse ihrer äußeren Erscheinung. Zwischen Schlagworten, die Erlebtes für die Erinnerung festhalten und auf Vorzunehmendes hinweisen sollen, stehen wertvolle, tiefgehende Bemerkungen über das Wesen der Kunst und ihrer Ausübung (S. 437, 5 ff., 455, 10 ff.), so besonders die von anatomischen Studien ausgehenden Beobachtungen über gewisse künstlerische Grundgesetze der Alten (Paralipomenon 23, S. 447 f.). Neben den Titeln literarischer Werke künstlerischen, ethischen, kulturhistorischen Inhalts lesen wir Aphorismen, die in die ethische Abteilung der »Sprüche in Prosa« gehören (S. 449). Von den naturwissenschaftlichen Bemühungen geben botanische und optische Beobachtungen Zeugnis; diese sind in der Hauptsache den betreffenden Bänden der zweiten (naturwissenschaftlichen) Abteilung zugewiesen worden. Des Dichters Freude an schematischer Veranschaulichung großer Zusammenhänge zeigt das weitumfassende Schema über die Kultur Roms (Paralipomenon 13, S. 442 f.), das seiner Art nach auf die Collectaneen hinweist, die Goethe für die geplante Reise des Jahres 1797 angelegt hat. Auch das Schema über Michel Angelo (Paralipomena 15, S. 444) gehört hierher. Für die poetischen Werke des Dichters kommen Aufzeichnungen zu den Gedichten, zum Ewigen Juden, zu Wilhelm Meister, Iphigenie und Tasso in Betracht, die zumeist an der zuständigen Stelle benutzt worden sind. In die Vorbereitungen zur Heimkehr gibt das als Paralipomenon 25 (S. 455 ff.) gedruckte Heft Einblick, verschiedene Etappen der Heimreise (Parma, Mailand, Constanz, Nürnberg) verfolgen wir in Paralipomenon 26 (459 ff.). Besonders interessant in ethisch-psychologischer Hinsicht sind außer dem Zornausbruch gegen Lavater (Paralipomenon 18, S. 446) die auf der Heimreise notierten Verhaltungsmaßregeln (S. 460), durch die Goethe den ihm im Geiste vorschwebenden Unannehmlichkeiten der ersten Zeiten nach der Heimkehr durch bestimmtes Handeln entgegen zu wirken sich vornimmt. Ein besonderes Interesse erregt auch eine Stelle aus den Nachträgen zur Reise von 1790 (S. 491): die Beschreibung einer pomphaften Leichenfeier, der Goethe am 18. März in Augsburg beigewohnt hat — nach B. Suphans sicherer Vermutung war es eine Totenfeier für den kurz vorher verstorbenen Kaiser Joseph II. — und daran anschließend eine Charakterisierung des Wirkens der Jesuiten als Meister in der Kunst »die Menschen zum Besten zu haben«. Ökonomische Notizen (Geldrechnungen, Ausgaben und ähnliches) sind aus diesem Bande wie aus den früheren ausgeschlossen geblieben. J. WAHLE.

VIERTE ABTEILUNG.

Der 30. Band der vierten Abteilung bildet einen Abschnitt in der Reihe der Briefbände; er bringt, wie Band 7 und 18, Nachträge zu allen früheren Bänden und daneben ein umfangreiches Gesamtregister über Band 19 bis 30.

Die Nachträge, aus 223 Nummern bestehend, setzen sich zusammen aus den seit 1895 veröffentlichten Briefen, aus neu aufgefundenen bisher ungedruckten Schriftstücken und einem Anhang von undatierten Nummern, die sich mit Sicherheit dem Zeitraum von 1773 bis 1818 zuweisen lassen; die beiden letzten Gruppen enthalten 114, also über die Hälfte, bisher unveröffentlichte Briefe und Billetts.

Unter den bereits gedruckten Stücken, die zum Teil wertvolles biographisches Material zuführen, konnten mehrere genauer datiert oder ihrem richtigen Adressaten zugewiesen werden; so ist der im G.-J. XXV, 208 abgedruckte Brief vom 4. Juni 1774 sicher an *Boie* gerichtet und der gleichfalls im G.-J. XXIV, 49 mitgeteilte Brief nach dem Tagebuch auf den 10. Oktober 1808 fixiert und mit einem bisher nicht bekannt gewordenen Aufsatze Goethes »Wegen des Nachdruckes und der Anonymität« in Verbindung gebracht. Auch ein in den Werken XVI, 457—459 als ein Brief C. W. v. Fritschs an Goethe abgedruckter »kleiner Aufsatz« wurde als Goethisches Eigentum nachgewiesen.

Unter den bisher ungedruckten Briefen befinden sich aus den siebziger Jahren Billetts an Reich, Steinauer, v. Bechtolsheim und den Grafen Heinrich XXVI. zu Reuß-Ebersdorf; seit 1780 setzt eine größere Gruppe von Briefen an den Eisenacher Kammerpräsidenten und Geheimrat Carl Christian v. Herda ein, die inzwischen in Alexander Meyer Cohns Sammlung zur Versteigerung gelangten. Später folgen zahlreiche Briefe an die Hoftheater-Kommission, an Kirms und an Anton Genast, größere Berichte an den Herzog Carl August, besonders über das freie Zeicheninstitut in Weimar, und andere Nachträge aus den Akten des Kultusministeriums. Als Kuriosa seien noch zwei Briefe vom 5. und 7. März 1810 an den Weimarischen Polizeipräsidenten Carl Wilhelm v. Fritsch erwähnt, in denen Goethe sehr energisch gegen die Konzessionierung einer Wirtschaft mit Kegelbahn in der Nähe seines Wohnhauses protestiert — auch ein Beitrag zum Kampf um Goethes Gartenmauer!

Das Register, mehr als dreizehn Bogen in selbständiger Paginierung stark, hatte einen weit umfangreicheren Stoff zu bewältigen als das des 7. oder 18. Bandes. Es haben sich in Folge dessen einige über Gebühr umfangreiche Rubriken nicht vermeiden lassen; doch ist in einzelnen Fällen, z. B. bei Jena und Weimar, durch Einführung von Unterrubriken die Übersichtlichkeit erhöht. Auch Goethes und Schillers

Schriften sind wiederum einzeln verzeichnet worden. Durch ein Versehen sind einzelne Briefnummern bei den Empfängern weggefallen, so Nr. 7566 bei J. V. Teichmann, Nr. 6270 bei Caroline Riemer, geb. Ulrich, 5438 (?) bei J. C. v. Manlich, 7689/90 bei Eduard Genast; dagegen ist unter Carl August die Nummer 8155/6 zu streichen, da das betreffende Bruchstück zu Goethes Briefe vom 3. September 1819 gehört.

CARL SCHÜDDEKOPF.

Zwischenrede des Redaktors. Für die vierte Dekade und die weitere Folge wurde auf meinen Antrag eine Änderung beschlossen, welche der äußeren Gleichmäßigkeit einen kleinen Abbruch tut, dafür aber einen großen Vorteil bietet. Die Briefabteilung konnte mit der übrigen nicht gleichen Schritt halten, so lange an der bisherigen Durchführung der Ziffer festgehalten wurde, und diese allein stellte sich einer raschen Förderung entgegen, die doch in Anbetracht der noch ausstehenden Bändezahl ein dringendes Erfordernis war. Jedem Bande also mußte seine eigene Bezifferung verliehen werden, um vier bis fünf als Jahresertrag darbieten zu können. Damit hängt nur eine unerhebliche Änderung in der Überschrift zusammen: beim ersten Auftreten eines Adressaten wird von jetzt an Band für Band der Name mit allen Vornamen ausgestattet. Sonst aber wird die neue Ordnung nur noch einige zweckgemäße Modifikationen im Register bedingen. Nicht eine Änderung, sondern eine genaue Anwendung der Grundsätze bedeutet es, daß das rein Geschäftliche (Amtlich-Dienstliche) immer strenger ausgeschlossen wird; diese mit den Jahren sich immer mehr breit machende Masse darf dem echten Bestande eigentlicher Briefe nicht Luft und Licht benehmen. Eine gebotene Ökonomie ist es schließlich, wenn auf Wahrung des Wertverhältnisses zwischen dem Texte und der Zutat des Herausgebers mit Genauigkeit gehalten wird. Von einem fortlaufenden Kommentar darf ohnehin, dem Grundsatze unserer Ausgabe zufolge, nicht die Rede sein. Es soll in der Regel zu den Lesarten im engeren Sinne und den Paralipomenen (Konzepten und nicht abgesandten Stücken) nur dasjenige hinzutreten, was aus unsern örtlichen, für die Auswärtigen also schwer zu erreichenden Quellen bezogen wird; um so eher wird es gelingen, die Bestände des Goethe- und Kanzler Müller-Archivs, ingleichen die Schätze der verwandten Weimar-Jenaischen Anstalten zum Zwecke auszuwirken. B. S.

Band 31 umfaßt mit seinen 267 oder, die in den Apparat verwiesenen Schreiben mitgezählt, 273 Briefen, von denen 178 bisher ungedruckt waren, den Zeitraum vom 2. November 1818 bis 25. August 1819. Den Höhepunkt dieser Periode bildet der Besuch der Kaiserin-Mutter von Rußland in Weimar, der demgemäß auch in Goethes Korrespondenz vielfach nachwirkt. Zur Entstehungsgeschichte des großen Maskenzuges, mit dem Goethe die Hoffeste bei dieser Gelegenheit zu krönen bestellt ward, zur Veröffentlichung des für den Druck durchgefeilten Gedichtes, zu seiner Wirkung auf Zuschauer und Leser ergeben sich wertvolle Bemerkungen. Und so ist auch die Folgezeit reichlich bezeichnet mit den Mühen und Erträgnissen schriftstellerischer Arbeit. Die zweite Cottasche Gesamtausgabe gedeiht zu erwünschtem Ziele und wird in ihrer Anordnung durch einen besonderen Aufsatz gerechtfertigt; trotz der Saumseligkeit der Druckerei, über die Goethe an zahlreichen Stellen seinen Unmut äußert, wird der Divan abgeschlossen, mit dessen prosaischem Teile sein Verfasser selbst nur spät erst zustande kommt. Das erste Heft des zweiten Bandes von Kunst und Altertum kann verschickt und ein folgendes alsbald in Angriff genommen werden; für ein neues Heft der Morphologie sind alte grundlegende Abhandlungen über Osteologie zu redigieren. Die schriftstellerische Vergangenheit tritt nicht nur bei dieser Gelegenheit lebendig hervor. Wie der Dichter zum Geburtstag der Prinzessin Marie das alte Festspiel »Paläophron und Neoterpe« wiederum zur Erscheinung bringt, so hat er zu gleichem Zwecke einer Neuaufführung dem Grafen Brühl, dem Berliner Intendanten, seinen Rat zu erteilen. Auf das »Römische Carneval« lenkt sich sein Blick, als ihn der Kurfürst von Hessen-Cassel um ein Exemplar der Quartausgabe von 1789 ersuchen läßt. Aus weit entlegener Zeit stürmischer Jugend taucht »Prometheus« auf: in Lenzens Nachlaß findet sich das Manuskript, das Goethe durch Seebecks Vermittlung zu erlangen sich bemüht. Szenen aus dem »Faust« werden vom Fürsten Radziwill am 24. Mai 1819 im Schloß Monbijou aufgeführt; Graf Brühl berichtet darüber, ausführlicher aber August von Goethe, der mit seiner Gattin bei Probe und Darstellung zugegen war und aus dessen Briefen zum ersten Mal eingehende Mitteilungen über das wichtige Geschehnis gegeben werden können. Zu einer auf den 13. Juni als den Geburtstag des Fürsten Radziwill (nicht, wie es in Teichmanns Literarischem Nachlaß, S. 248, heißt, auf den 10. Juni als den Geburtstag der Fürstin) angesetzten Wiederholung gibt Goethe sein Gutachten über die von Radziwill beliebte Darstellung des Erdgeistes ab; am 13. Juli sendet er dem Schauspieler P. A. Wolff den für die Paktszene neugedichteten Geisterchor: »Wird er schreiben?«, dessen Entstehungszeit hierdurch endlich bestimmt wird.

Neben den dichterischen Interessen stehen die künstlerischen. Die Briefe unseres Bandes, die Goethe in diesem Sinne schreibt, hat er vornehmlich als Mandatar des Großherzogs abgelassen. Eine rege Korrespondenz mit Fritz Schlosser dreht sich um Kunstwerke, die Carl August aus der Hinterlassenschaft des Frankfurter Sammlers Aloys Hohwiesner zu erwerben gedenkt; hier weiß Goethe auch für sich einiges zu sichern. In den Kreis der durch die Hohwiesnersche Auktion angeregten Bestrebungen tritt dabei als Briefempfänger eine Persönlichkeit, über die bei Bearbeitung des Bandes von keiner Seite etwas Näheres zu erkunden war, ein Professor Weise; ich halte jetzt diesen Weise für identisch mit dem »Privatlehrer bei der Universität Halle« Dr. Adam Weise, dessen »Versuch« über »Albrecht Dürer und sein Zeitalter«, Leipzig bei Joh. Fr. Gleditsch, 1819, in Nr. 30 des Cottaschen Kunst-Blattes vom 13. April 1820 eine scharfe Ablehnung erfahren hat. Während bei der Frankfurter Versteigerung Goethes Bemühungen erfolgreich sind, ist er minder glücklich bei dem Versuch, Gemälde und andere Kunsterzeugnisse für Carl August aus der Sammlung des Bonner Canonicus Franz Pick zu erwerben, zu welchem Zwecke er sich mit Rehfues und Nees von Esenbeck in Verbindung gesetzt hatte.

Daß über diesen literarisch-künstlerischen Tendenzen die amtliche Tätigkeit nicht vernachlässigt wird, die sich in erster Linie auf die Neuordnung der Jenaer Bibliothek richtet, lehrt ein genauer Bericht an den Großherzog vom 11. Juli 1819. Wie der Abbruch des Löberthores vorschreitet, läßt sich in den Zuschriften an Weller verfolgen; die Bereicherung der Naturalienkabinette ist der Gegenstand des Briefwechsels mit C. F. A. von Schreibers. Auch die Veröffentlichung der Hammerschen Erklärung der Heilsberger Inschrift hatte amtlichen Charakter getragen; der Widerspruch, den die Entzifferung Hammers findet, läßt einen schriftlichen Verkehr mit C. F. Grotefend entstehen. Hier aber, in seiner Sphäre als Beamter, erleidet Goethe zu dieser Zeit den empfindlichsten Verlust: am 22. März 1819 stirbt Christian Gottlob von Voigt, der ihm freilich mehr als Amtsgenosse geworden war. Voigts ergreifender letzter Brief an den Freund, mit der erlahmenden Hand eines Sterbenden geschrieben, hat in den Lesarten Aufnahme gefunden; zu einer Antwort rafft sich Goethe erst nach vierundzwanzig Stunden auf, nicht ohne ein Konzept zu entwerfen, das im Apparat in extenso mitgeteilt wird. Noch lange hallt in seinen Briefen die Trauer um den Abgeschiedenen nach. Und um so mehr ist der Verlust des treuen, gewissenhaften, weltkundigen Mannes zu beklagen, als eben jetzt die demagogische Bewegung die Universität Jena und das ganze weimarische Staatswesen in immer schärfere Konflikte zwischen

sich selbst und zu den Regierungsmaximen Metternichs stürzt. Welche Stellung Goethe den leidenschaftlichen Forderungen der Zeit gegenüber einnahm, ist bekannt, sie verleugnet sich auch in unseren Briefen nicht. Nachdem er sich schon in einem Schreiben an Fritz von Stein vom 11. März 1819 in unmutigen Betrachtungen über die verworrenen, widerspruchvollen Tendenzen der Gegenwart ergangen hat, entwirft er Mitte Juli für den Regierungspräsidenten von Welden, dem die Aufsicht über die Universität Erlangen obliegt, in großen Zügen eine überaus charakteristische Darstellung des historischen Entwicklungsganges deutscher Hochschulen und des augenblicklich herrschenden Geistes der Unbotmäßigkeit, die in ihrer entschiedenen, offenherzigen Sprache sogleich den Zweifel nahe legte, ob sie überhaupt abgegangen sei, einen Zweifel, der durch einen Brief der Folgezeit seine Bestätigung gefunden hat. In diesem Zusammenhang ist fernerhin des interessanten Briefes an Julie von Bechtolsheim vom 30. Juli 1819 zu gedenken, worin sich Goethe nach den näheren Verhältnissen eines Comte de Laisère erkundigt, den er kennen gelernt; daß die Gefragte mit ihrer Antwort in den Lesarten so ausführlich zu Worte gekommen ist, wird man angesichts der hier sich ergebenden Tatsache nicht bemängeln, daß ein politischer Emissär der Machthaber seiner Zeit, eine höchst fragliche Persönlichkeit, durch Kenntnisse, Geist und den Zauber gewinnenden Wesens selbst bei Goethe eine mehr als gewöhnliche Teilnahme zu erregen verstand.

An sich von dieser Sorge um das Gemeinwohl durch die erregende Ursache um ein Unendliches verschieden, gesellt sich zu ihr, lebhaft genug empfunden, die Kümmernis um ein Mißgeschick, das die zukünftigen höchsten Repräsentanten des Gemeinwohles betroffen hat: Noehden, der Erzieher der erbgroßherzoglichen Kinder, legt von Italien aus, wohin er mit Urlaub gegangen, unerwartet sein Amt nieder; um bald möglichst Ersatz zu schaffen, muß sich Goethe an Eichhorn in Göttingen, ja an Noehden selbst wenden.

Mit um so größerer Zufriedenheit und Ruhe darf der Dichter die Zustände des eigenen Hauses betrachten. An Ehrungen seiner selbst fehlt es nicht: der Huld, mit der ihn die Kaiserin-Mutter von Rußland bedacht hat, wird an manchen Stellen unserer Briefe Erwähnung getan, und am 7. Mai 1819 trifft das Diplom zu seiner Ernennung als Offizier der Ehrenlegion ein. Die Dekoration hatte Goethe bereits früher erhalten, das Dankschreiben dafür an den Kanzler der Ehrenlegion, den Herzog von Tarent, gehört jedoch unserem Bande an. Um eine reine würdige Form des wichtigen Schriftstückes zu erzielen, wird neben dem gewöhnlichen Helfer bei französischen Briefen Lavés sogar Graf Reinhard aufgeboten, zu-

letzt aber bringt die von Goethe selbst oft beklagte Unfähigkeit, korrekt abzuschreiben, ihn um die Frucht so vieler Mühe. Im Mai trifft der englische Maler Georg Dawe ein, um Goethes Bild zu malen, durch warme Empfehlungsschreiben sucht ihm Goethe auch in Göttingen und Berlin eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Das ökonomische Fundament des Hauses wird gesichert und befestigt: nicht nur, daß ein Kapital, das Frau Rat vor Zeiten ihrer Schwester Joh. Maria Melber für deren ganze Lebensdauer vorgestreckt hatte, noch vor dem Verfalltermin an Goethe zurückgezahlt wird, es gelingt auch den Bemühungen des treuen Schlosser, die leidige Angelegenheit der Frankfurter Vermögensverhältnisse Goethes endlich zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Eine Reise Augusts und Ottiliens nach Berlin und Dresden belebt und kräftigt die Beziehungen zu alten Freunden und neuen Verwandten, die Briefe, mit denen Goethe die Reiseberichte des Sohnes beantwortet, gehören zu den wertvollsten des Bandes, ein sehr scharfer Ausfall gegen Böttiger, dessen Freundlichkeiten in Dresden August gegebenenfalls ablehnen soll, ist aus dem Konzept nicht ins Mundum übergegangen. In der Abwesenheit der Kinder wird das Haus durch mancherlei willkommenen Besuch belebt: Fritz von Stein, Cogswell, Nees von Esenbeck stellen sich ein. So ist es begreiflich, daß Goethe sich in seiner Häuslichkeit nicht nach dem Badezustand sehnt, und spät erst, am 26. August, tritt er von Jena aus die ärztlich verordnete Reise nach Carlsbad an.

Band 32. Indessen Goethe die Fahrt nach Carlsbad vollbringt, begeht in Frankfurt eine begeisterte Festversammlung am 27. 28. August die Feier seines siebzigsten Geburtstages. Nicht in Frankfurt allein: in zahlreichen Städten des Vaterlandes, in Weimar, Jena und Rudolstadt, in Heidelberg, Mainz und Worms, in Hamburg und Rostock, unter freiem Himmel auf dem Glauberg in Hessen treten die Verehrer des Dichters zusammen, um seiner zu gedenken. Glückwunschschreiben treffen in großer Menge ein, entweder unmittelbar in Carlsbad oder in Weimar, von wo August sie dann an den Vater weiter befördert; Goethe hat aus ihnen ein starkes Fascikel gebildet: »Auf den achtundzwanzigsten August 1819 bezüglich«, dessen gründliche Verwertung in unserem Bande zum ersten Male Umfang und Verlauf des bedeutsamen Ereignisses ganz erkennen läßt. In der Carlsbader Einsamkeit entwirft Goethe seine Danksagungen, die zum Teil aber erst in Jena, wo geschicktere Schreibhülfe zur Hand ist, vollendet werden; sie bilden den wertvollsten Teil des Bandes. *Ein* Grundgedanke ist ihnen allen eigen: aus dem Zusammenklang so vieler Stimmen schöpft Goethe die stärkende Gewißheit, einen rauhen, aber richtigen Pfad geschritten zu sein, mit einem großen

Pfunde gebührend gewuchert zu haben — im einzelnen ist die Ausführung fern von jeglichem Schematismus. Die Krone aller dieser Dankbriefe möchte vielleicht das Schreiben an die Lesegesellschaft in Mainz sein, das die überrheinische Feier aus ihrer literarischen Sphäre in eine politische erhebt, die eigene, individuelle Sache zu einer nationalen macht.

Haben sich auch die meisten Gratulanten nicht mit leeren Händen eingestellt, und wäre es auch nur mit einem wohlgemeinten Gedicht gewesen — Willemer schenkt unter anderem einen Schoppen Siebzehnhundertneunundvierzigers und vierundzwanzig Flaschen des köstlichen Eilfers, Marianne einen Spazierstock mit »Hudhud« auf der Krücke, die Lithographen Henschel in Berlin ihre »Scenen aus Goethes Leben« —, so kommen von zwei Seiten Gaben, denen an innerem Werte selbst der goldene, edelsteinbesetzte Lorbeerkranz, womit die Frankfurter Festgenossen ihrer Verehrung einen prunkhaften Ausdruck verliehen, weit nachstehen muß: die Mecklenburger Stände, die den treuen Berater bei Herstellung der Rostocker Blücherstatue mit einem Schreiben vom 20. Juli 1819 (nicht 10. Juli, wie Goethe irrtümlich im Briefe an Preen vom 30. August schreibt) vergebens zur Aufstellung des Denkmals eingeladen hatten, bescheren eine Gedächtnismünze in Gold, wie sie in gleichem Material nur noch dem Großherzog von Mecklenburg überreicht wurde, die neugegründete »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« sendet ein Diplom als Ehrenmitglied, das niemand geringerer als der Freiherr vom Stein verfaßt hatte. Es ist dieses Diplom mehr denn eine bloße Ehrung, es ist das von den besten Männern der Zeit abgegebene Bekenntnis, daß zur Aufrichtung des gesunkenen deutschen Volkes das Lebenswerk Goethes nicht weniger tauglich sei als die Kunde ruhmvoller Vergangenheit, und in diesem Sinne hat der Gefeierte selbst es sich freudig angeeignet.

In Carlsbad, wo er sich und seinen geologischen Studien lebt, weilt Goethe bis zum 26. September. Er sendet von dort aus eingehende Berichte über sein Leben an August, in denen lange Tagebuchabschnitte (solche hat er vermutlich auch dem Großherzog mitgeteilt) mit eigentlichen brieflichen Partieen wechseln; eine drastische Zeitungsanzeige wird eingeschoben, vielleicht, um einer ernsten Mahnung eine scherzhafte Form zu geben. Am 28. September ist er wieder in Jena, erst am 24. Oktober in Weimar. Noch immer will der Festjubel nicht völlig schweigen. Zwar die häusliche Feier, die man daheim plant, um ihm den Frankfurter Kranz bei seiner Ankunft mit der gebührenden Weihe zu überreichen, wird durch seine Ungeduld, das Schaustück schon nach Jena zu erhalten, vereitelt, aber noch am 25. März 1820 hat er dem Freiherrn von Wedekind, dem Meister vom Stuhl der Darm-

städter Freimaurerloge, für Übersendung eines Buches zu danken, das eine Schilderung der Wormser Logenfeier zum 28. August enthält, und nachdem schon Cotta am 14. Dezember 1819 dahingehende Äußerungen getan, macht am 1. Januar 1820 Boisserée dem Dichter die Mitteilung von dem Plane, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Wie gemischt auch die Gefühle sind, mit denen Goethe dieser Absicht gegenüber steht, so will er doch von seiner Seite dem Unternehmen nichts in den Weg legen. Inzwischen macht der Alltag seine Rechte allmählich wieder geltend. In Jena ist noch vieles zu tun, bevor der lange Bericht vom 1. Dezember 1819 an Carl August abgehen kann; ein kürzerer, der nicht mehr vorliegt, wird dem Herzog von Sachsen-Coburg und Altenburg erstattet. Die neubegründete lithographische Anstalt, die Goethes spezieller Aufsicht unterstellt wird, erfordert vielerlei Expeditionen, nicht weniger die erste größere Aufgabe derselben, die »Weimarische Pinakothek«, für die Goethe eine bislang in allen Ausgaben fehlende »Ankündigung« (vergl. Werke Bd. 49, I, 417, 12) verfasst und bei Frommann drucken läßt. Manche Verhandlungen, mündliche und briefliche, mit Carl August, Eichstädt und Bertuch, ergeben sich in Gefolg der Herausgabe des Belvederer Pflanzenkatalogs. In eine rege Verbindung tritt Goethe auf des Großherzogs Wunsch mit dem Historiker und Publizisten Friedrich Alexander Bran in Jena, dem er zu Auszügen in seinen Zeitschriften geographische und ethnographische Werke zur Verfügung stellt. Zu allen seinen sonstigen amtlichen Lasten möchte ihm der Großherzog, in berechtigter Sorge um seine Universität, noch eine neue, schwerwiegende aufladen: durch den Staatsrat Schweitzer läßt er ihm am 10. Oktober 1819 das Amt eines Kurators für Jena antragen, wie es gemäß Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819 für alle Universitäten zwecks Überwachung demagogischer Umtriebe angeordnet worden; am 13. Oktober lehnt Goethe ab, eine eingehende Motivierung seines Entschlusses wagt er der Reinschrift nicht anzuvertrauen: sie bleibt in einem bei Seite gelegten Konzepte stecken. Goethe fühlt sich nicht mehr die Kraft, in den widerwärtigen Streit persönlich einzugreifen, er begnügt sich, von dem geschmeidigen Weller mit Notizen über den Jenaer Schwarmgeist ausgibig versorgt, ein ängstlicher Zuschauer zu bleiben. Und wenn zu dieser Zeit die wieder entdeckte Prometheus-Handschrift anlangt, so weckt sie in dem Dichter nur das peinliche Gefühl, die »sansculottischen« Tendenzen der eigenen Vergangenheit greifbar vor sich sehen zu müssen, und dem Vorschlag Friedr. Daniel Partheys, für eine Neuauflage der »Patriotischen Phantasien« seine Worte über Möser aus Dichtung und Wahrheit zu einem Vorwort zu erweitern, kann er nicht entsprechen,

weil die Gegenwart den konservativen Prinzipien Mösers nicht hold sei.

Auch die Sorge wegen Neubesetzung der Lehrerstelle in der erbgroßherzoglichen Familie kommt nicht zur Ruhe, lebhaft äußert sie sich in einigen Briefen an Heinrich Meyer, dem die Sache nicht weniger am Herzen liegt. Zwei Persönlichkeiten, die in Aussicht genommen werden, erscheinen nicht als empfehlenswürdig. Auffällig ist die Heimlichkeit, womit Goethe die Angelegenheit umgibt: in dem diktierten Konzept des Briefes an Meyer vom 13. Oktober werden durchweg fingierte Namen genannt, um erst im eigenhändig geschriebenen Mundum den richtigen zu weichen. — Fremdes Schicksal regt ihn auch hinsichtlich Riemers an, der zu Ostern 1820 seine Stelle am Weimarer Gymnasium zu Gunsten einer anderen, nicht näher bestimmbaren aufgeben will und unter dem 19. März zu seiner Empfehlung einen Brief mit einem gedrängten Resumé seiner Beziehungen zu Goethe empfängt.

Zwischendurch eine Fülle einzelner Geschäfte. Das Verhältnis zur »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« fördert ein historisch-antiquarisches Interesse, dem eben in dieser Zeit reichliche Nahrung dargeboten wird. Grotefend, auch ein Mitglied jener Gesellschaft, möchte seine Erklärung der Heilsberger Inschrift in ihrem »Archiv« veröffentlichen; auf seine Bitte sendet Goethe die schon früher versprochenen Abbildungen des Steines, zugleich mit einer eigenen Enträtselung der beiden letzten Zeilen der Inschrift, die leider in dem Concepte, das allein zu Gebote stand, nicht enthalten ist. Eine mittelalterliche Taufschale, von der Erbgroßherzogin aus den Schätzen des Canonicus Pick erstanden, verlangt zur Deutung ihrer Bildnisse und Schriftzüge eingehendes historisches Studium, dessen Ergebnis der »Gesellschaft« unterbreitet wird. In heidnische Germanenzeit führt der Archivar des Fürsten zu Solms-Braunfels, J. C. Schaum, der als Gegengabe für seine Publikation »Die fürstliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels« und zu näherer Bestimmung eines darin dargestellten Fundgegenstandes die Zeichnung des von Goethe in den »Curiositäten« beschriebenen Klanginstrumentes (vgl. Werke Bd. 48, 151, 5) erhält, in noch entlegenere Perioden Dorow, dem für den Schwefelabguß eines altpersischen Talismans zu danken ist. Zu eigenem Ergötzen beschäftigt sich Goethe mit der Lektüre eines zufällig erworbenen Manuskripts aus dem 15. Jahrhundert, das in lateinischer Sprache die Legende der Heiligen Drei Könige behandelt. Bei seinen Forschungen nach dem Verfasser findet er Hülfe bei Boisserée, dem er ausführliche Nachricht über seinen Erwerb gegeben hatte, und als Boisserée sich eine deutsche Fassung der Legende zu verschaffen weiß, bietet er willig durch Darleihung

seines Manuskriptes die Hand zu einer modernisierenden Bearbeitung der anmutigen Erzählung. Preusker, ein Autographenfreund in Leipzig, bittet um ein Gutachten darüber, wie weit die Handschrift den Charakter des Schreibenden offenbare; Goethe stellt die Möglichkeit nicht in Abrede und verheißt ausführlichere Antwort in Kunst und Altertum. Kosegarten wünscht eine Inschrift für das Grab seines Vaters, die Gebrüder Henschel in Berlin ersuchen durch August als Mittelsperson um einige Verse unter ein lithographiertes Bildnis des Fürsten Hardenberg, Graf Adolph von Einsiedel, bei dessen Tochter Goethe Patenpflicht übernommen, geht ihn um einige Gedächtniszeilen an: in diesen Fällen zwar erweist sich die Muse als willfährig, im allgemeinen aber ist bei der Menge sonstiger Obliegenheiten, die auch dadurch nicht sonderlich gemindert wird, daß Goethe weder über Manzonis »Conte di Carmagnola«, noch über Pyrkers »Tunisias«, noch über Houwalds »Bild« ein briefliches Urteil abgeben mag, die schriftstellerische Produktion nicht bedeutend.

Außer den drei erwähnten Gedichten entstehen noch einige andere: neben neckischen Rätselversen für Marianne von Willemer die Verdeutschung des Hymnus »Veni creator spiritus«, die an Zelter zur Komposition geschickt wird. Dem Datum nach wird das Gedicht: »Die Feier des achtundzwanzigsten Augusts dankbar zu erwiedern« in Carlsbad verfaßt, es wird in Jena sodann gedruckt und in verschwenderischer Fülle an Freunde und Gönner ausgeteilt. Das zweite Heft der Morphologie gelangt zu Abschluß und Versendung: angesichts der Aufsätze aus alter Zeit, die Goethe hier veröffentlicht, beschleicht ihn das Gefühl, dem er wiederholt Ausdruck verleiht, als sei er nur mehr der »Redakteur fremder Hinterlassenschaft«. In des zweiten Bandes zweitem Heft von Kunst und Altertum, das gleichfalls an die Freunde abgehen kann, nehmen Aufsätze Meyers einen breiten Raum ein; über seine »Kunstnachrichten« wird eifrig zwischen Jena und Weimar hin und her verhandelt. Eine Selbstanzeige beider Hefte erhält Cotta zum Abdruck in der »Allgemeinen Zeitung«. Für beide Organe ergibt sich aus der Korrespondenz mit Frommann die wichtige Tatsache eines bisher unbekannt gebliebenen Wiener Nebendrucks; da derselbe nicht etwa auf dem Jenaer Erstdruck, sondern auf Goethes Manuskript beruht, so wird man auf ihn als auf ein wertvolles Mittel zur Gewinnung eines sicheren Textes zu fahnden haben. Für Kunst und Altertum existiert ein solcher Nebendruck vielleicht bis einschließlich des fünften Bandes zweitem Heft. Im Oktober 1819 wird die »Campagne in Frankreich« in Angriff genommen; zu einer biographischen Tatsache gibt Schlosser, zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen Nees von Esenbeck die erbetene Auskunft. Zahlreiche

Begleitbriefe zu Divanexemplaren werden geschrieben; das Werk findet begeisterte Aufnahme, doch mag wohl auch ein unselbständiges Gemüt, ein unfertiges Wesen wie das Schubarths sich durch den Anblick einer anscheinend zwiespältigen Dichternatur bedrückt fühlen. Zu einer sonderbaren Erscheinung sieht Goethe seinen »Egmont« die Veranlassung geben: Friedrich Mosengeil, der Erzieher des Herzogs zu Meiningen, möchte Beethovens Egmontmusik von dem Drama loslösen, und um sie trotzdem verständlich bleiben zu lassen, bringt er den Inhalt des Stückes in Verse, deren Rezitation mit den einzelnen Partieen der Musik abwechseln solle. Goethe erfreut ihn mit einem merkwürdig günstigen Urteil, erwartet von solcher »Art zu epitomisiren« sogar ein »Analogon der ältesten griechischen Tragödie«, indessen Knebel sich weder mit Absicht noch Ausführung des schwächlichen Machwerks befreunden kann.

Am 24. April tritt Goethe von Jena aus seine dießjährige Badereise nach Carlsbad an. Am 22. April 1820 schreibt er den letzten Brief unseres Bandes, der erste war am 30. August 1819 verfaßt worden. Von den 223 Schreiben, wobei fünf im Apparat gedruckte mitgezählt sind, waren 146 bisher ungedruckt; bei Nr. 164 fehlt der Stern. Max Hecker.

Band 33 umfaßt die Zeit vom 25. April bis 31. Oktober 1820 und enthält 240 Briefe. Davon waren bisher 93 bekannt oder vielmehr 94, unter Hinzurechnung des irrtümlich nach dem Konzept gedruckten Briefes No. 54 an Krug von Nidda vom 24. Juni, der schon in des Adressaten »Gedenkbüchlein oder Blicke durchs Leben«, Leipzig 1829, S. 166 gedruckt vorliegt. Es ist deshalb unserem Text die Unterschrift »Goethe« hinzuzufügen. Teilweise schon gedruckt ist der Brief Nr. 211 an Thomas Johann Seebeck (Erinnerungen an Moritz Seebeck, herausgegeben von Kuno Fischer, Heidelberg 1886, S. 147 f.) Danach ist der Text S. 294 durch die Unterschrift »treulichst Goethe« zu ergänzen.

Der Band beginnt mit der Badereise, die Goethe in diesem Jahre sehr früh, am 25. April, antritt. Umfangreiche Briefe an Sohn und Schwiegertochter lassen seine Existenz in Carlsbad genau verfolgen. Am 31. Mai ist er schon wieder in Jena und bleibt dort während der übrigen von dem Bande umfaßten Zeit. Ein Brief an Carl August vom 6. September zeigt, daß Goethe sich noch zu einer zweiten Badereise im Herbst Urlaub erbat — ein ganz vereinzelter Fall — aber auf seine Benutzung verzichtete. Unter den alten Hauptadressaten sind Meyer und Schultz besonders reichlich vertreten, was mit Meyers Reise nach Berlin im Oktober 1820 zusammenhängt. Eine Stelle im Brief an Meyer vom 6. Juni

gestattet, einen von Goethe in einen Meyerschen Aufsatz eingefügten Satz herauszuheben. Umgekehrt ergibt sich aus einem Briefe Meyers (vgl. zu 109, 27), daß der in den Werken 49 I, S. 385 gedruckte Aufsatz »Landschaften von Carus« von ihm herrührt. Goethe hat nur einige Zeilen hineingesetzt.

Zwei der größeren naturwissenschaftlichen Briefwechsel aus Goethes Alter werden in diesem Bande eröffnet: der mit Grüner und der mit dem Grafen Sternberg. Für den letzteren Briefwechsel liegt eine neue, die Originale ersetzende Ausgabe von August Sauer vor, für die Briefe an Grüner konnte eine Collation desselben Forschers benutzt werden. Von bedeutenderen Empfängern einzelner Briefe sind zu nennen: v. Schreibers (Nr. 16, 24, 163), Schlosser (44, 59, 111), Büchler (45, 63, 204), Nees v. Esenbeck (53, 86), Carus (64), Schubarth (73, 124), Noehden (75), Sartorius (82), Tomaschek (83), Wilbrand (102), Brockhaus (114), v. Münchow (194), v. Leonhard (159), Adele Schopenhauer (198), Nicolovius (201), Seebeck (211), Hegel (212), Blumenbach (227), Kosegarten (230). Dazwischen laufen zahlreiche Briefe, die den Verkehr mit Weimar aufrecht erhalten. Wie fast in jedem Bande, erscheinen auch hier die typischen Briefe, in denen sich Goethe zudringlicher Dichter, die ihn um sein Urteil angehen, freundlich erwehrt (Nr. 38, 56). Einer davon wünscht sogar von Goethe zu erfahren, was er etwa für sein Manuskript vom Verleger fordern könne. Andere Unbekannte bitten um Goethes Bild zur Erinnerung (Nr. 222) oder um es in Stahl zu schneiden (Nr. 205). Mit einem eigenartigen Anliegen für einen Schützling wendet sich Goethe an den Ober-Konsistorial-Direktor Peucer (Nr. 98).

In den Apparat sind vier nicht abgesandte Briefe und vier Empfehlungskarten und Sendezettel verwiesen worden.

MAX MORRIS.

Band 34. Einen Zeitraum von 8 Monaten umspannend: November 1820 bis Juni 1821, enthält der Band 317 Briefe im Text, 14 in den Lesarten; von diesen insgesamt 331 Schriftstücken wurden, mehr als die Hälfte, 196 hier zum ersten Male gedruckt, 3 Briefe (31, 42, 177) konnten in wesentlich vervollständigter Gestalt gegeben werden. Die meisten der 117 Adressaten sind wohlbekannte Persönlichkeiten: an erster Stelle, nach der Anzahl der Briefe, nicht nach deren Gehalt, steht der Großherzog Carl August mit 33 Briefen, von denen 22 bisher ungedruckt waren. Es folgen J. H. Meyer mit 21, Riemer mit 15 Briefen, sämtlich ungedruckt, durch die unsere Kenntnis der Arbeit an »Wilhelm Meisters Wanderjahren« willkommene Bereicherung erfährt; dasselbe gilt von den 11 Briefen an Wesselhöft, die gleichfalls alle ungedruckt sind. Die in unsern Zeitraum fallenden 13 Briefe an Knebel haben,

obgleich sämtlich schon bekannt, ein besonderes Interesse durch Goethes Teilnahme an Knebels Übertragung des Lucretius. Das zu dieser von Goethe geplante Vorwort ist leider nicht zu Stande gekommen, doch enthält das 127, 20 von Goethe genannte Faszikel »Herrn von Knebels Übersetzung des Lukrez 1821«, außer den Konzepten der Briefe an Knebel und mehreren unbekannten Briefen Knebels an Goethe, ein höchst interessantes Schema (»Methode zu beobachten bey der Unterhaltung übern Lukrez«) und sonstige Vorarbeiten, die insgesamt in Band 42, 2 der Werke ihre Stelle finden werden.

Eine Bereicherung durch je 1 bisher ungedruckte Nummer erfahren die Briefe an d'Alton (19), Blumenbach (93), Cotta (310), Kosegarten (225), G. H. L. Nicolovius (134), F. C. Perthes (230), Schubarth (314), Schultz (56), J. J. v. Willemer (301), durch je 2 diejenigen an Antonie Brentano (282 und S. 370—372), Graf Brühl (221, 232), Nees v. Esenbeck (34 und S. 379f.), Großherzogin Louise (61, 311), durch je 3 die Briefe an v. Schreibers (72, 133, 249). Als ganz neue Adressaten treten in diesem Bande auf: E. L. Große (118), Mosengeil (4, 195), v. Nagler (123), Rehbein (303), Schmeißer (100), J. B. Voigt (297), v. Wiebeking (306), Winkler (167).

Für die Ernennung zum Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften brieflich zu danken fand Goethe in diesem Zeitraum dreimal Gelegenheit (21, 87, 238).

Von Goethes wissenschaftlicher und dichterischer Tätigkeit sind, außer jenem Vorwort zu Knebels Lucretius, zu nennen: die Arbeiten für seine Zeitschriften »Zur Naturwissenschaft« IV, 2 und »Kunst und Altertum« III, 1 und 2, sodann »Wilhelm Meisters Wanderjahre« und der »Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821«.

Zum Schluß sei noch besonders hingewiesen auf Goethes Bemühungen für die würdige Erhaltung von Wielands Grabstätte (141, 191, 282), auf die in den Lesarten (S. 338) mitgeteilte allerliebste Stelle aus einem Briefe von David Heß an Goethe, sowie auf einen wegen seines scharfen Tones nicht abgesandten Brief an Nees v. Esenbeck (S. 379f.), in dem Goethe sich zu leidenschaftlichen Äußerungen hinreißen läßt, aber auch das, nicht bloß auf die neusten unter den »Naturforschern« passende, wahre Wort ausspricht: »Die herrliche Wissenschaft scheint ihnen kein Gemeingut; jeder sucht nur das Quellchen bemerklich zu machen, woraus er den Ocean zu vermehren glaubt, daher jener kümmerliche Streit über Priorität, als wenn wir, bey dem Stück- und Flickwerk unseres Wissens, nicht von Alten und Neuen, von Großen und Kleinen immerfort lernen müßten.« (S. 308 zu Brief 5 lies: »Vgl. zu Bd. 33, Nr. 71.) Hans Gerhard Gräf.

B. ENGLISCH-AMERIKANISCHE BIBLIOGRAPHIE.

ZUSAMMENGESTELLT

VON

RUDOLF TOMBO, JUN., COLUMBIA UNIVERSITY

1905.

I. NEUE AUSGABEN, ÜBERSETZUNGEN etc. VON GOETHE.

The Life of Goethe. By Albert Bielschowsky. Authorized translation from the German by William A. Cooper. Illustrated. G. P. Putnam's Sons: New York & London. Volume I. — Notiz hiervon, von Hamilton Wright Mabie in *The New York Times* (Literary Section), Dec. 2, 1905, p. 841.

Goethe's Works. Edited by K. Heinemann. 15 Bände. T. Fisher Unwin: London.

Goethes Romane und Novellen. Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe, herausgegeben im Auftrage von Alfred Walter Heymel. Band 1. Im Inselverlag: Leipzig und London.

Goethe's Faust. Translated by Anna Swanwick, LL. D. Revised edition, with an introduction and bibliography by Karl Breul. George Bell & Sons, London; The Macmillan Company, New York.

Goetz von Berlichingen, Edited with introduction and notes by A. R. Hohlfeld. D. C. Heath & Co., Boston, Mass., 1905.

Goethe's Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction and notes by Max Winkler. Henry Holt & Co., New York, 1905.

TwoGerman Tales—Goethe: Die neue Melusine; Zschokke: Der tote Gast. Edited, with vocabulary, by A. B. Nichols. Henry Holt & Co., New York, 1905.

The Sorrows of Werther; with a biographical sketch of the author. (Remarque edition of Literary Masterpieces, Band 48.) H. M. Caldwell Company, Boston and New York, 1905.

Six Idyls after Goethe. (New edition, revised and augmented by the composer.) By Edward MacDowell.

Goethe'sMignon.Translation by M. The Trinity Tablet, February 21, 1905. Vol. XXXVIII, No. 6, p. 145.

The Legend of Fair Helen. As told by Homer, Goethe, and others. A study. By Eugene Oswald. E. P. Dutton & Co.: New York.

Schiller and Goethe. By Hugo Münsterberg. Address delivered at Harvard University at the exercises held in commemoration of the one hundredth anniversary of the death of Friedrich Schiller.

II. HINWEISE IN BÜCHERN.

Studies in Modern German Literature. By Otto Heller. Ginn & Company: Boston, London, etc. Goethe: pp. 3, 4, 9, 146, 186, 204, 274, 66, 18, 125, 172, 192, 193, 175, 33.

Bilder aus der deutschen Litteratur. Von J. Keller. Revised edition. American Book Company: New York, etc. Goethe: pp. 95—118.

Among the Great Masters of Literature. Descriptive and biographical text by Walter Rowlands. Dana Estes & Co.: Boston, 1903. Goethe: pp. 217—226.

Translation of German Poetry in American Magazines, 1741—1810, together with translations of other Teutonic poetry and original poems referring to the German countries. By Edward Ziegler Davis. Americana Germanica Press: Philadelphia, Pa. Goethe: 1, 5, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 34, 35, 80, 140, 181, 129, 141, 125—127, 130, 158.

Deutsche Volkslieder. A selection from German Folksongs. Edited with introduction and notes by Horatio Stevens White. Revised edition. G. P. Putnam's Sons: New York and London — The Knickerbocker Press.

X Songs of Germany. By M. Spicker. G. Schirmer: New York. Includes Goethe's »Heidenröslein« and »Schweizerlied« (Uf em Bergli).

Laurence Sterne in Germany: A contribution to the study of the literary relations of England and Germany in the eighteenth century. By Harvey Waterman Thayer. Columbia University Germanic Studies, Vol. II, Nr. 1. The Columbia University Press: New York. Goethe: pp. 40, 41, 59, 75, 77, 85, 91, 97—109, 126, 153, 156, 167, 168, 170, 180.

Types of Weltschmerz in German Poetry. By Wilhelm Alfred Braun. Columbia University Germanic Studies, Vol. II, No. II. The Columbia University Press: New York. Goethe: pp. 4, 5, 6, 7, 19, etc.

Deutsche Bildungszustände in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von Karl Biedermann. Edited with notes by John A. Walz. Goethe: pp. 2, 6—9, 51, 85, 92, 97, 112, 119.

The Riddle of the Universe at the close of the Nineteenth Century. By Ernst Haeckel. Translated by Joseph McCabe. Harper & Brothers: New York and London. Goethe: pp. 20, etc., 331.

The Wonders of Life. A popular study of biological philosophy. By Ernst Haeckel. Translated by Joseph McCabe. Harper & Brothers: New York and London. Goethe: pp. 440—442.

III. ZEITSCHRIFTEN.

Goethe's Love Affairs in his Life and his Poems. By Charles Harris. Publications of the Modern Language Association of America. New series, Vol. XIII, No. 4, Decemb. 1905, p. X.

Parke Godwin's Translation from the German. By John Preston Hoskins (including an account of Godwin's translation of Goethe's »Dichtung und Wahrheit«). Publications of the Modern Language Association of America. New series, Vol. XIII, No. 4, Decemb. 1905, pp. XVI—XVII.

The »Blessed Boys« in Faust and Klopstock. By Kuno Francke. Modern Philology, Vol. II, April 1905, pp. 461-462.

The Etymology of Mephistopheles. By J. Goebel. Transactions and Proceedings of the American Philological Association, Boston, 1904, p. XXXV.

A passage in Hermann und Dorothea. By Charles Julius Kullmer. Modern Language Notes, Vol. XX, No. 8, December 1905, pp. 239—240.

Goethe's Hermann u. Dorothea and Voss' Iliad. By Clarence Willis Eastman. Modern Language Notes, Vol. XX, No. 1, January 1905, pp. 13—15.

Letters and Diaries of George Bancroft. I. Student Days in Europe. Edited by M. A. De Wolfe Howe. Scribner's Magazine, Vol. XXXVIII, No. 3, September 1905, pp. 279—280, Visit to Goethe, Jena, October 12, 1819; p. 272, portrait of Goethe by Stieler.— II. Vol. XXXVIII, No. 4 October 1905, pp. 488—489, Visit to Goethe, March 7, 1821.

Margaret Fuller's Criticism of Goethe. By Karl D. Jessen. Paper read at the 23. annual meeting of the Modern Language Association of America, Haverford, Pa., December 29, 1905.

Goethe's Mother. By Janet Trevelyan. The Quarterly Review, October 1905.

Frankfurt and Cassel in Goethe's Time. A contemporary's opinion on Gottsched. From an unpublished letter of Johann Matthias Dreyer to Joh. Wilh. L. Gleim. By Richard Riethmüller. German American Annals, New series, Vol. III, No. 10, October 1905, pp. 404—409.

Weimar, the Athens of Germany. By R. W. Deering. Chautauquan, Vol. XLI, March 1905, pp. 26—40; with portrait of Goethe.

Suggestive Programs for Local Circles. Chautauquan, Vol. XLI, March 1905, pp. 89—90.

The Educational Theories of Herbart and Froebel. By John Angus MacVannel.

Teachers College Record, Vol. VI, No. 4, September 1905, 114 pages. Numerous references to Goethe.

Poe's Knowledge of German. By Gustav Gruener. Modern Philology, Vol. II pp. 125-140. Goethe: pp. 129, 133.

Portrait. The Critic, Vol. XLV, May 1905, p. 428.

German Literature in American Magazines from 1800 to 1845. By S. H. Goodnight. Paper read at the 11. annual meeting of the Central Division of the Modern Language Association of America, Madison, Wisc., December 29, 1905.

The Historic Drama before Grabbe. By Louise Kueffner. Paper read at the 11. annual meeting of the Central Division of the Modern Language Association of America, Madison, Wisc., December 27, 1905.

Friedrich Schlegel u. Goethe, 1790—1802: A Study in Early German Romanticism. By Dr. John W. Scholl. Paper presented at the 23. annual meeting of the Modern Language Association of America, Haverford, Pa., December 1905.

The Gothic Revival in England and Germany. By Camillo von Klenze. (References to Goethe's enthusiasm for the Middle Ages.) Publications of the Modern Language Association of America. New series, Vol. XIII, No. 4, December 1905, p. XXVIII.

IV. RECENSIONEN.

Atkin's Johann Wolfgang Goethe. The Nation, Vol. LXXIX, Nr. 2061, December 29, 1904, p. 522; The Academy and Literature, Vol. LXVII, No. 1698, November 19, 1904, p. 481.

Abeken's Goethe in meinem Leben: Erinnerungen und Betrachtungen. The Athenaeum, No. 4039, March 25, 1905, p. 366.

The Early Life of Goethe (1904). The Athenaeum, No. 4018, October 29, 1904, p. 588; The Academy and Literature, Vol. LXVII, No. 1692, October 8, 1904, p. 313.

Gräf's Goethe über seine Dichtungen. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Modern Language Notes, Vol. XX, No. 5, May 1905, pp. 154—156 (von Adolph Gerber).

Türck's Eine neue Fausterklärung. 2d edition (Berlin, 1901). The Journal of English and Germanic Philology, Vol. V, No. 4, pp. 549—553 (von Paul Reiff).

V. SCHILLER-SCHRIFTEN.

Friedrich Schiller. A sketch of his life; an appreciation of his poetry. By Paul Carus. The Open Court Publishing Company: Chicago.

Schiller's Poems; selected and edited with introduction and notes, by J. Scholte Nollen. Henry Holt & Comp.: New York.

Gleim and Schiller. By Richard Riethmüller. German American Annals, New series, Vol. III, No. 6, June 1905, pp. 234—246.

Schiller's Theory of the Lyric. By J. Scholte Nollen. Modern Philology, Vol. II, pp. 383-402. Goethe: pp. 388, 389, 394 etc.

Literary Work of Schiller. Living Age, Vol. 245, June 10, 1905, pp. 674—679.

Personality of Schiller. By J. P. Worden. Outlook, Vol. LXXX, May 6, 1905, pp. 37-45.

J. C. F. von Schiller. (London Times.) Eclectic Magazine, Vol. CXLV, August 1905, pp, 174—179.

Zur Würdigung Schillers in Amerika. Erinnerungsblätter an die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag. Herausgegeben von dem Comité der Chicago Schiller Gedenkfeier, Mai 1905. Koelling & Klappenbach: Chicago.

Schiller's Message to the Twentieth Century. Address delivered at Fairmount Park at the celebration of the centenary of Schiller's death, by D. B. Shumway, May 8, 1905. German American Annals, New series, Vol. III, No. 6, June 1905, pp. 191—201.

Rede, gehalten Sonntag, den 7. Mai, zur Feier am Schillerstandbilde im Fairmount Park zu Philadelphia, von Dr. Karl Detlev Jessen. German American Annals, New series, Vol. III, No. 6, June 1905; pp. 182—183, Goethes Epilog zur Glocke.

The Evolution of Schiller's Idea of Freedom. The English memorial address delivered by M. D. Learned at the centenary of Schiller's death, May 9, 1905, in the Academy of Music, Philadelphia. German American Annals, New series, Vol. III, No. 6, June 1905, pp. 218—233.

Celebration of the Schiller Centenary. Columbia University Quarterly, Vol. VII, No. 4, September 1905, pp. 448—462 (von R. T., Jr.). References to Goethe in W. H. Carpenter's Festrede.

The Centenary of Schiller's Death. By Wolf von Schierbrand. North American Review, Vol. CLXXX, April, 1905, pp. 566—575.

Schiller's Message to Modern Life. By Kuno Francke. Atlantic Monthly, Vol. XCV, May 1905, pp. 611—616.

Schiller's Ideal of Liberty. By William Roscoe Thayer. Atlantic Monthly, Vol. XCV, May 1905, pp. 616—620.

Centenary of Schiller's Death. By Mary C. Crawford. Critic, Vol. XLVI, May 1905, pp. 424—437.

The Schiller Centenary: Current Literature, Vol. XXXVIII,

May 1905, pp. 422—424. — The Outlook, Vol. LXXX, May 6, 1905, pp. 11—13. — Review of Reviews Vol. XXXI, June 1905, pp. 722—723.

Why Schiller is not more popular in America. Current Literature, Vol. XXXIX, July 1905, pp. 44—45.

Schiller Celebration in Chicago. Dial, Vol. XXXVIII, May 1, 1905, pp. 327—328.

Schiller Centenary: Don Carlos. By J. J. O'Shea. American Catholic Quarterly, Vol. XXX, July 1905, pp. 436—449.

America's Tribute to Schiller. Public Opinion, Vol. XXXVIII, May 20, 1905, p. 790.

Schiller after a Century. By John G. Robertson. Blackwood: London. Review in The Saturday Review, Vol. XCIX, No. 2591, June 24, 1905, pp. 842—843.

Die sonstige Bibliographie für 1905 muß wegen Raummangels unterbleiben; sie wird im nächsten Jahrgang nachgetragen.

Register zu Band XXVII.

I. Personen-Register.

Die hinter den cursiv gedruckten Namen stehenden Zahlen geben die Seiten an, auf denen Abhandlungen oder Mitteilungen des Betreffenden gedruckt sind.

II. Register über Goethes Werke und Leben.

1. Biographische Schriften.

2. Briefe an:

3. Briefe an Goethe von:

4. Dramen und dramatische Entwürfe, Bearbeitungen etc.

5. Episches.

6. Erzählendes.

7. Gedichte.

8. Kunst.

9. Naturwissenschaftliches.

10. Sonstige prosaische Schriften.

11. Biographische Einzelheiten, Lebensbeziehungen, Verhältnisse (persönliche und literarische) zu:

12. Verschiedenes.

GOETHE DER BILDNER.

VON

HENRY THODE.

FESTVORTRAG
GEHALTEN IN DER 21. GENERALVERSAMMLUNG DER GOETHE-GESELLSCHAFT
IN WEIMAR AM 9. JUNI 1906.

Goethe der Bildner.

Kern und Wesen aller Individualität, unerforschlich dem Verstande, offenbart sich nur der Anschauung, denn nur für diese gilt der Satz:

> Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
> Denn was innen, das ist außen.

Und nur im Bilde, nicht durch Definition vermag daher das Individuelle verdeutlicht zu werden: alle Analyse ist berechtigt und förderlich einzig, wenn sie der Synthese, die das Erste und Entscheidende bleibt, dient. Je einseitiger eine Persönlichkeit, je hervorstechender einzelne Fähigkeiten in ihr, desto leichter darf es dünken, sie in zusammenfassender und scharf bestimmter Weise zu charakterisieren — je reicher und je harmonischer gebildet der Komplex der in ihr waltenden und webenden Kräfte, desto schwieriger ist die Gestaltung ihres Bildes und desto mehr scheint sich dieses über das Besondere hinaus zu einem Allgemeinen zu erheben. Das Individuelle nähert sich in einem solchen Falle dem Typischen.

In höherem Grade als von irgend einem großen Menschen gilt dies von Goethe. Und so erklärt es sich, daß trotz der fast unübersehbaren Manifestationen seines Wesens, trotz der unvergleichlich ausführlichen Kunde, die er uns über sein Leben und Schaffen, über sein Denken und Fühlen in Einzeltatsachen, wie in Übersichten hinterlassen hat, trotz aller ihm gewidmeten unzähligen Forschungen und Studien die Vorstellung, die sich unser Volk von ihm macht, der Schärfe und Deutlichkeit entbehrt. Als Dichter und Schriftsteller für uns alle ein Befreier, Tröster und Führer, wie kein zweiter, scheint er als Mensch, wie schon so vielen Zeitgenossen, so auch vielen in unseren

Tagen unnahbar, als vergönne er es nicht, traulich zu ihm zu kommen, als habe er sich selbst durch weite Entfernung dem Blick und der Berührung entrückt. Noch immer kann das ihm verliehene Beiwort des »Olympischen« mit einem Vorwurf, nämlich dem kalter selbstischer Absonderung, ja mehr als dies, darf sinnlos das empörende Wort: Egoist ausgesprochen werden. Der edel Menschlichste aller Menschen ein dem Menschlichen Fremder! Man möchte angesichts solch unwürdigen Verkennens der Einheit von Wesen und Wirken an der Macht des Guten und des Geistes verzweifeln, suchte man nicht im Sinne des alles Verstehenden auch hier eine beschwichtigende Erkenntnis und fände man sie nicht in der Tatsache, dass eine so unermeßlich begnadete Persönlichkeit die Grenzen des Individuellen zu durchbrechen und damit dem beschränkten Vertraulichkeitsbedürfnis des Einzelnen sich zu entziehen scheint. Ist sie doch nicht minder ein »heilig öffentlich Geheimnis«, wie die Natur selbst, und wie bei der Anschauung dieser hat sich unser Blick zu erweitern, wenn das Geheimnis offenkundig werden soll, hat der Betrachter zu verschwinden, »um sich im Grenzenlosen zu finden«.

Denn unermeßlich gleich der Natur war dieses Wesen! Wie sie gesetzmäßig in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Manifestationen einheitlicher Kraft, wie sie eine vollkommene Offenbarung des Unerforschlichen, wie sie

immer wechselnd, fest sich haltend,
nah und fern und fern und nah,
so gestaltend, umgestaltend —
zum Erstaunen bin ich da.

Auch in ihm lebendig »der schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maaß, von beweglicher Ordnung«. —

Zu einer Betrachtung von solcher Allgemeinheit erweiterte sich dem, der heute die Ehre hat, das Andenken des Großen feiern zu dürfen, die Beschäftigung mit der Frage, welche Bedeutung die bildende Kunst in Goethes Leben gehabt! In dem engeren Bereich zu verharren, machte mir die magische Gewalt des Wortes: »Bilden« unmöglich: sie riß mich hinab in die wundervollen Tiefen, in welchen das Urphänomen dessen, was unter »Goethe« verstanden wird, einzig erschaut werden dürfte. Denn dieses Urphänomen muß ich, sobald ich mir die Einheit des Goethe'schen Wesens vergegenwärtige, in dem *Bildungstrieb* erkennen. Damit scheint zunächst freilich nicht viel gesagt zu sein, denn es ließe sich geltend machen, daß dieser Trieb jedem Künstler eigentümlich sei. Wie viel

es bedeutet, wird sich aber sogleich ergeben, wenn wir Bildungstrieb in einem weiteren Sinne, nicht nur auf dichterisches Formen, sondern auf Formen überhaupt sich erstreckend, verstehen, also nach Analogie des in der organischen Natur allgemein waltenden Dranges. Und wir dürfen hierbei einem von Goethe selbst gegebenen Hinweise folgen, der meine Ansicht bestätigt. In jener merkwürdigen Selbstbeurteilung, betitelt »Problematisch«, die von Suphan der Vergessenheit entrissen worden ist (im XVI. Bande des Goethe-Jahrbuches), lesen wir folgendes höchst Beachtenswertes:

»Immer thätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen gerichtet entgegenwirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum thätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drey bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalt und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte. Seine theilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er giebt nach oder widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten. Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfniß, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geistes, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt: seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war,

hat er dieser Geistesthätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr regulirt und lieber gewonnen: so wie er sich jenen anderen beiden Tendenzen, die ihm theils habituell theils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zu statten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indeß die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstande empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften: er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sey ihm so wenig eigen als möglich, thätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt.«

Wie weit das strenge Urteil, das Goethe über seine zeichnerische, praktische und wissenschaftliche Tätigkeit fällt, gerechtfertigt erscheint oder nicht, braucht uns zunächst nicht zu beschäftigen — was für uns von größter Bedeutung, ist die Enthüllung des ihn ganz erfüllenden Strebens. Gekennzeichnet wird der Bildungstrieb — es ist, wie man aus der gesamten Darlegung sieht, Bildungstrieb im allgemeinen, nicht bloß poetischer gemeint — als eine Gegenwirkung der produktiven Geisteskraft gegen die Wirkung, welche die Dinge auf seine Sinnlichkeit und Einbildungskraft ausüben, als die schöpferische Antwort auf die ungemein starken und feinen Eindrücke, welche sein höchst reizbares Anschauungsvermögen, sein empfänglicher »innerer Sinn« erhält. Wie Einatmen und Ausatmen — ein Gleichnis, das er so gerne angewandt! — entspricht sich, wenn auch zeitlich oft weit getrennt, Eindruck und Ausdruck, entspricht der Einbildungskraft die Ausbildungskraft. Als Knabe Wagenlenker leitet die Phantasie sein Wollen und Streben, sie schwebt nicht, »nach Idealen springend«, in den Lüften, sondern bleibt auf das unmittelbarste und natürlichste mit dem Leben verbunden. »Eine grenzenlose Lust am Hervorbringen« entlodert immer von neuem der lebhaftesten Teilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen, welches mit

schnellem Verständnis und mit dem Gefühl williger Bildsamkeit erfaßt wird. Der ununterbrochene Zusammenhang innerer und äußerer Anschauung mit der Realität, der ihn bewog, sich so irriger Weise einen Realisten zu nennen, diese Antäusnatur, die ihn dem Reiche der Abstraktionen fern hielt, gibt ihm die Gewähr unerschöpflicher Tätigkeit. Das Erleben weckt und beschäftigt ohne Unterlaß den Bildungstrieb, der Bildungstrieb formt ohne Unterlaß das Erlebnis. Genau betrachtet also ist dieser Trieb *ein Verlangen der Aneignung durch liebende Hingebung*, ein Sichbemächtigen und Sicheinverleiben des »Unendlichen, in das wir gesetzt sind«, ist er das Streben nach einem steten Ausgleich von Geist und Welt. Wie hätte er, in dieser seiner Unbedingtheit und in dieser seiner Beziehung zu aller Erfahrung, auf ein einzelnes Gebiet, auf dasjenige künstlerischer Gestaltung beschränkt bleiben können! Macht er doch, das Wesen durchdringend und beherrschend, dessen Ganzheit aus. Er richtet sich mit der gleichen Energie, die er auf künstlerische Formung verwendet, auf die Formung des Sittlichen, des real Praktischen und der Erkenntnis und steigert damit das geistige Leben, indem er dessen Gesetzmäßigkeit normiert, bis zu einem Gleichnis des Makrokosmus. Die dichterische Produktion ist in Goethe nur ein Teil, wenn auch der bedeutendste und unvergänglichste, eines allumfassenden Schaffens und Wirkens: der Dichter ist ein Bildner im weitesten Sinne, ein *Bildner des Menschentumes in sich und in andern!* Dies ist es, was ihm seine einzigartige Größe, seine gesonderte Stellung in der Geschichte der Kunst, in der Geschichte der Menschheit verleiht. Und nur aus solcher Erkenntnis ergibt sich das wahre Verständnis für die mit keinem anderen zu vergleichende Besonderheit seiner Tätigkeit als Dichter. Diese will in eine höhere Einheit einbezogen sein.

Goethe als Bildner seiner selbst, seine Persönlichkeit als künstlerische Schöpfung seines Bildungstriebes: dies ist die Erscheinung, der unsere Betrachtung gewidmet sein soll.

Die Einheit dieser Schöpfung — ich sagte es schon — umschließt die sittliche, die ästhetische und die Wissensbildung, und als Kunstwerk bedingt sie sowohl die Einheitlichkeit jeder dieser Bereiche in sich, als auch deren Verbindung zu einem harmonischen Ganzen. Als Gehalt solchen persönlichen Kunstwerkes dürfte das Sittliche, als sein Stoff der Vorstellungenkomplex, als seine Form das Ästhetische bezeichnet werden. Als seine Faktoren aber haben wir dementsprechend Gefühl, Intellekt und Sinnlichkeit zu betrachten, welch letzterer als Schöpferin

der Anschauung grundlegende Bedeutung zukommt. Die Einheit zwischen diesen waltenden Mächten herzustellen, ist die Einbildungskraft berufen, wie dies Goethe in einer Betrachtung über die Kantsche Philosophie einmal selbst dargelegt hat. Und diese gegenseitige Durchdringung von Sinnlichkeit, Gefühl und Intellekt vollzieht sich, indem das Sinnliche durch das Gefühl versittlicht und durch den Intellekt vergeistigt wird, das Gefühl in direkter Beziehung zur Sinnlichkeit erhalten und seitens des Intellektes aufgehellt wird, das Denken den festen Grund und Boden in der sinnlichen Anschauung und in dem Gefühl die sittliche Erfüllung gewinnt. In einem Ausgleich also, in einer harmonischen Einbeziehung der sinnlichen, seelischen und geistigen Kräfte in einander, erreicht der Bildungstrieb sein Ziel der Vollkommenheit.

Wird diese Synthese, diese aus der Gesamtwirkung gewonnene Anschauung von Goethes Wesen durch die Analyse bestätigt? Trügt uns der von tiefster Ehrfurcht beseelte Blick nicht, wenn wir, wie so manche andere vor uns, in Goethe eine Annäherung an das menschlich Vollkommene, die wir getrost im Vergleich mit dem sonstigen Menschlichen als Vollkommenheit bezeichnen dürfen, wenn wir in ihm eine Verbindung des Guten, Schönen und Wahren finden, wie sie, von ihm selbst so oft als Höchstes gepriesen, den Menschen erst zu dem macht, wozu ihn eine höhere Absicht bestimmt?

Wir wenden uns dem Einzelnen zu und versuchen — nicht ohne in Dankbarkeit der vor einigen Jahren hier von Paulsen und Eucken gegebenen geistreichen Ausführungen und Hinweise zu gedenken —, dieses Einzelne auf die Verwirklichung der Einheit hin zu prüfen. In jedem besonderen Falle gilt es die Frage zu beantworten, ob und in welcher Weise der Widerspruch, welcher den Bildungstrieb herausfordert und ihn doch zu vereiteln droht, der Widerspruch zwischen Geist und Natur überwunden ist.

Sein Lebenlang ist Goethe es nicht müde geworden, das Sittliche als ausschlaggebend für Bedeutung und Wert des Menschen zu lehren. Es ist Gehalt und Kern seines Daseins und Wirkens. Der »sittliche Enthusiasmus«, das unbedingte Streben, »gut zu sein«, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen und zu fördern, in dem Knaben schon so mächtig, hat den alles läuternden Denker und Dichter, der mit höchster Wahrheit von sich sagen durfte: »ich fliehe das Unreine« und »wo ich aufhören muß, sitt-

lich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr«, bis zu seinem letzten Atemzuge beherrscht. Dieses Wollen entsprang ihm, als eine »Gabe Gottes«, aus der ihm »angeschaffenen und angeborenen schönen Natur«, aus dem selbständigen Gewissen, das »seinem Sittentage Sonne war«, aus der Ehrfurcht vor dem Göttlichen im Menschen, aus dem allumfassenden Liebesdrang seiner sehnsüchtigen Seele. Er fand es begründet in dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur. Die Gewißheit des Guten, der Glaube an dessen in ihm wie in einem Jeden waltende Kraft war ihm unerschütterlich und ließ ihn im Vertrauen auf den dunklen Drang, der den rechten Weg findet, das Dogma von der Erbsünde ablehnen. In freier Kraft erhob er sich gegen die »bösen Dämonen«, die Feinde der Menschheit, welche die sittliche Entwickelung hemmen: die verwirrenden und in Schuld verstrickenden Leidenschaften, — er, der wie kein Anderer so oft in »dieser Erde Dornenlabyrinth« durch ungeheure Leidenschaft bis an die Abgründe der Verzweiflung gerissen worden war. Der Weg der Selbstbefreiung war ihm durch seine ethische Anlage: durch tiefeingeborenes Wohlwollen, Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit, auch durch einen gewissen »Leichtsinn«, wie er scherzend zu sagen liebte, erleichtert. Von dem, was er »das radikale Böse« nennt: von Neid und »Widerwillen gegen frohe, eine Herzensangelegenheit vertrauende Personen« wußte er nichts, anzuerkennen und gelten zu lassen war ihm ein Bedürfnis. Es könnte daher scheinen, als wäre seiner »Frohnatur« trotz aller Leidenschaftlichkeit heftiger innerer Kampf erspart geblieben, belehrten nicht alle seine Selbstbekenntnisse den aufmerksam Lauschenden über die Tatsache einer unerbittlichen, vom Knaben- bis zum Greisenalter ausgeübten Selbstzucht, eines konsequenten Sicherziehens zur Herrschaft über alle willkürlichen Äußerungen eines ungestüm erregbaren Temperamentes. Es ist ganz unrichtig, anzunehmen, er habe das Kunstwerk seines Lebens aus bloßen Instinkten geschaffen. Aber freilich ist die Geschichte seiner inneren Leiden und Kämpfe noch nicht geschrieben — er selbst ist es gewesen, welcher »der Lebenswunden Tücke« in tiefes Dunkel gehüllt hat. Wenn jene banale Meinung, die von seinem Dasein als einem göttlich heiteren spricht, allgemein werden konnte, so trägt die von ihm schwer erkämpfte Selbstbeherrschung, die ihn in furchtbaren Zeiten eines innerlichen Sichselbstverzehrens wiederholt dem Tode nahebrachte, Mitschuld daran. Wer die Stationen seiner Kreuztragung, wer das Martyrium nacherleben will, das ihm durch schmerzlichste Seelenerregungen, durch Hemmungen, Verkennen und Anfeindungen jeder Art

auferlegt ward, der befrage die Konfessionen, die in Dichtungen abzulegen ihm ein Gott verlieh.

Jene Selbstbildung aber bestand in der Fesselung des Dämonischen, in der Bändigung des ihm eigenen Übermäßigen, in der Dienstbarmachung ungestümer Kraft für höchste Pflichten. Nicht asketische Willensabtödtung, wie sie dem bei Stoikern Hülfe suchenden, sich stählenden Knaben einst förderlich erscheinen mochte, nicht Weltverneinung, sondern ein freudiges Festhalten an dem gesund Natürlichen schöpferischer Sinnlichkeit, ein harmonisches, tätiges Sicheinfügen in die große moralische Weltordnung, ein dankbar demütiges Liebeswirken, das diesem »beschatteten, buntgrauen Erdenleben« Werth für sich selbst verleihe, ein unbeirrbares Bekenntnis zu dem Guten, das »trotz aller Torheit, Dumpfheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit« den innersten Sinn des Daseins ausmacht, das Auswirken göttlicher Kraft — dies war die seinem Triebe innewohnende Bestimmung. Die Disharmonie der Welt in sich zur Harmonie zu bringen, ward seine Aufgabe.

Der Widerstreit zwischen Begehren und Erkennen, zwischen Natur und Geist, war zu schlichten nur dadurch, daß das Verlangen zu unpersönlichen Gütern erhoben ward.

In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Der »Verselbstung« setzte er, »den Absichten der Gottheit entsprechend« im Ausgleich die »Entselbstigung« entgegen. Das erste Mittel hierzu erkannte er in der Pflichterfüllung, in »schwerer Dienste täglicher Bewahrung« — in ihr »den größten Menschen es gleichzuthun«, diese Begierde nannte er die Pyramide seines Daseins, und es war ein Artikel seines Glaubens, daß wir »durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden würdig werden«, daß »nur das Beständige irdischer Tage ewigen Bestand verbürge«, daß »selbst erfüllte Pflicht sich immer noch als Schuld empfindet, weil man sich nie ganz genug gethan«. Rastlos wirkende Tätigkeit in solchem Sinne war das Zweite, das Dritte eine Sammlung in sich selbst: in »dem eigenen Montserrat«, ein schweigendes Sichverschließen vor bloß beunruhigenden und verwirrenden nichtigen Zudringlichkeiten der Außenwelt, eine Notwehr, welche zu jener völligen Verkennung seines Wesens Unverständigen Anlaß gegeben hat. Endlich und vor allem aber die Selbstbeherrschung und -überwindung, die Übung in Liebe, Ge-

duld und Entsagung, deren Verherrlichung in seinem Alter bis zu ewigen, weltentrückenden Hymnen sich steigert! Die bald feierlich, bald freudig sich fassende Kraft, sich im Allgemeinen zu verlieren, um sich selbst zu gewinnen! Die unvergängliche Lehre, gepredigt auch von diesem großen, in Demuth wandelnden Lebensbeherrscher, die Lehre, angesichts derer die anmaßende, heute gefeierte Anpreisung des egoistischen Individualismus in ihrer ganzen Sinnlosigkeit und Unsittlichkeit sich zeigt! Die nicht zu trübende Geistesbewährung, welche selbst Feindschaft und Angriff als ein förderndes Mittel der Erziehung und Bildung mit Dankbarkeit begrüßte und in mild verklärender Auffassung auch des Befremdenden und Abschreckenden den Sieg über das Leben davontrug! Und

immer höher steigt der edle Drang:
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.

Die so durch höchste ethische Bildung gewonnene Befreiung von jener »Gewalt, die alle Wesen bindet«, die erreichte Versöhnung von Geist und Natur in gesetzmäßiger harmonischer Verbindung Beider prägte, wie sie in dem maßvollen äußeren Verhalten edler Sitte sich ausdrückt, auch dem Handeln ihren Charakter auf. Die reine Gesinnung setzt sich in reines Wirken um: der Bildungstrieb bemächtigt sich der Wirklichkeit in praktischer Tätigkeit, sucht der ewigen Notwendigkeit gemäß in das wechselnde Weltwesen einzugreifen und »das folgerechte Thun zu befördern, auf das die vernünftige Welt von Geschlecht zu Geschlecht angewiesen ist«. Wo er dieses in seinen Grundvesten erschüttert sieht, wie durch die französische Revolution, wird er fassungslos — wir wissen es, wie schwer er darnach gerungen hat, der furchtbaren chaotischen Eindrücke durch Dichtungen Herr zu werden. Willkür, Zerstörung zu sehen war ihm unerträglich. »Denn der Mensch mag immer gerne mitwirken und das Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschaft des Rechten befördern.« Aber nicht jede Arbeit genügte solchem Drange. Wer die vor seiner Abreise nach Rom geschriebenen Briefe liest, vernimmt den Verzweiflungsschrei eines Geistes, der sich in nicht ihm gemäßer Beschäftigung verzehrt. Gegen die Anforderungen einer zersplitternden Praxis von größtenteils bloß geschäftlicher Art empörte sich der produktive Drang der Phantasie. Wenn er in jener Selbstschilderung sich die nötige Biegsamkeit abspricht, so dürfen wir dieses strenge Urteil wohl auf die Widerwilligkeit beziehen, mit welcher sein Gestaltungsverlangen sich dem Despotismus unwürdiger Aufgaben

unterwarf. Nicht als ob er nicht selbst das Kleinste liebender Behandlung wert erachtet hätte; erfaßte er doch im Kleinsten das Ganze und Große, widmete er sich doch mit gleicher Hingebung der Gartenpflege, wie der Leitung der Akademie von Jena! Aber das Kleine mußte ein Bildungsfähiges, die Tätigkeit eine solche sein, daß aus ihr »zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk entspringt oder wenigstens unterwegs immer etwas Gebildetes erscheint«. Mit einem Worte: nur gestaltendes Wirken, nicht bloße Beschäftigung, konnte ihn befriedigen. Und insofern es ihm durch seine Stellung im Weimarischen Staatsleben zugewiesen wurde, entsprach diese einem inneren Bedürfnis, denn schon in Frankfurt hatte es sich ihm erwiesen, daß der dichterische Trieb sich periodisch in ihm geltend machte und durch eine Betätigung anderer Art abgelöst zu werden verlangte. »Die Natur hat Sie einmal bestimmt hervorzubringen«, schreibt Schiller dem Freunde, »jeder andere Zustand, wenn er eine zeitlang anhält, streitet mit Ihrem Wesen.« Der vom Vater ererbte peinliche Sinn für Ordnung kam auf praktischem Gebiete seinen intuitiven Fähigkeiten zu Hülfe, im häuslichen wie im öffentlichen Wesen.

Als Bildner des Realen, so gut wie im rein geistigen Schaffen, mußte Goethe demnach ein Organisator und Kultivator sein. Ideelles und Praktisches verknüpft er kraft seines Anschauungsvermögens zur Einheit. Gleichviel ob er sich des Bergbaues und der Waldpflege annimmt oder sich mit dem Theater und den wissenschaftlichen Anstalten des Landes leitend befaßt oder für Straßen und Bauten sorgt oder sonstige Angelegenheiten beratend und anordnend im Ministerconseil behandelt — dem Werdenden durch Abrundung Vollkommenheit zu verleihen, das verhaßte Willkürliche durch Einschränkung in gesetzmäßige Bahnen zu leiten, das Wachstum hoffnungsvoller Triebe zu hegen, ist sein Werk. Und dem zerfahrenen menschlichen Treibens sucht er durch Gestaltung größerer und kleinerer Gemeinschaften zu wehren. Wie oft in Sprüchen und Versen hat er den selbstischen Originalitätsdünkel gebrandmarkt und alle Förderung der Kultur auf das hülfreiche Sichverbinden des Einzelnen mit Anderen zurückgeführt, wie stark betont er es, daß der Sinn der immer von ihm gesuchten Freundschaften in gemeinsamem Streben und Wirken liege, wie unermüdlich war er, der durch seine Dichtungen die gesamte Menschheit zu einer neuen Gemeinsamkeit aufrief, bemüht, in engen Zirkeln ein lebendiges, in sich geschlossenes, höheren Zielen nachgehendes Ganzes hervor zu bringen, wie freudig erklang

sein Zuruf den großen ins Leben tretenden wissenschaftlichen Verbindungen, wie erweiterte sich ihm schließlich in kühnen Träumen das Begränzte zu sozialen Allgemeinheiten! Einheit! Bildung!

Sie zu schaffen, wandte sich gleichzeitig sein praktisches Streben, verdeutlicht in den erhabenen künstlerischen Bildern der »Wanderjahre«, der Erziehung zu. Ein Erzieher ist er seit den Jugendtagen, da er seine Schwester Cornelia von Leipzig aus belehrte, geblieben bis an sein Ende. Was in dem Knaben und Jüngling mit »lehrhafter Redseligkeit« sich äußerte, sprach sich im Alter durch Sprüche ewiger Weisheit aus, die, Gott, Gemüt und Welt verbindend, als Grundlage aller Bildung die Ehrfurcht verkündeten, und formte durch Mahnung und Beispiel die sich ihm Anvertrauenden mit jener tief eindringenden Liebe, welcher er herrlichste Worte in seinem Elpenor verliehen hat.

Was er unter der anzustrebenden Harmonie der natürlichen und geistigen Kräfte, unter der Verbindung der beiden Welten zur höchsten Form menschlicher Bildung verstand, das blieb für ihn nicht ein allgemeines unbestimmtes Ideal. Es gewann für seinen anschauenden Geist die nähere charakteristische Bestimmung durch das Persönliche, in dem er das höchste Glück der Erdenkinder erkannte. Auf die Entwicklung des Kerns der Individualität, auf die Förderung des Triebes zur Selbstausbildung, auf die Lenkung der Anlagen zu einheitlichem sittlichen Wirken, auf das treue Festhalten an sich selbst kam es ihm an — mit einem Worte auf die organische Entfaltung des Reinmenschlichen im Individuellen.

Wir halten inne. Sprechen wir noch von der Realität des Lebens — und nicht vielmehr von Kunst? Dürfen, ja müssen wir den so gebildeten guten Menschen nicht auch als schönen bezeichnen? Klänge aus ferner griechischer Welt wehen zu uns herüber: Platon grüßt den Germanen, der, ein Bildner seiner selbst, in sittlicher Harmonie Natur und Geist verband, mit demselben Namen, den dieser einem edelsten Geschöpfe seiner Phantasie verlieh: καλὸς κἀγαθός, Du Schöner, Guter! —

Wie begreiflich erscheint es, daß dieser Gestalter des Lebendigen sich lange Zeit hindurch als berufen zur Ausübung bildender Kunst betrachtete! Wenn er, von den Wundern antiker Plastik in Rom überwältigt, dieses seines Künstlertumes ganz gewiß zu werden glaubte, so war dies nur die Gipfelung von Wahnvorstellungen, die schon in seinen Knabenjahren entstanden waren. Die ungemeine Empfänglichkeit für Eindrücke des Gesichtssinnes, den er

im Geiste der Renaissance für den edelsten erklärt hat, bestimmte ihn dazu, sich die Welt der Erscheinungen durch zeichnerische Nachbildung zu eigen zu machen. Spät erst erkannte er seinen Irrtum: all sein Bemühen scheiterte an der Unfähigkeit plastischen Sehens. Ein seltsames Phänomen! Sollte man doch meinen, dieser ganz vom Auge, von Wahrnehmung und Anschauung beherrschte und inspirierte Genius sei wie kein zweiter zum Maler oder Plastiker von der Natur ausersehen worden. Hier rühren wir an Geheimnisse künstlerischer Veranlagung, die wohl niemals offenbar werden dürften. Daß Goethe selbst keine Erklärung dafür finden konnte, beweist gerade der Wahn, der ihn so lange sich als Zeichner emsig bemühen hieß. In jener problematischen Selbstbetrachtung begnügt er sich, resigniert zu sagen, er habe kein Organ für die bildende Kunst besessen. Der Mangel war in der Art seines Sehens begründet. Vielleicht aber dürfen wir hinzufügen: auch in der Art seiner Phantasietätigkeit, welche auf Vorstellungen des Werdenden, nicht des Verharrenden gerichtet war, eben jener Thätigkeit, die ihn zum Dichter machte. Unzweifelhaft war die Selbstkritik berechtigt: in seinen auf die bildende Kunst gerichteten Bestrebungen verlor sich sein Bildungstrieb auf Abwege, die zu keinem Ziele führten. Von der hohen Bedeutung aber, die sie rückwirkend auf sein Leben, Dichten und Denken, in Sonderheit auf die Durchbildung seiner ästhetischen Ansichten gehabt, spricht jede Seite seiner Schriften und jede Tatsache seines Wirkens.

Wenn Goethe »die Welt des Auges« sein eigenstes Bereich nennen durfte, wenn »ihm nichts nötiger schien, als äußere sinnliche Anregung«, wenn alle seine künstlerische Produktion immer, wie er nicht müde ward zu versichern, mit persönlichen Erlebnissen zusammenhing, so muß sein dichterisches Schaffen als bildlich anschauliche Gestaltung innerer und äußerer Erfahrung gekennzeichnet werden. Die Analogie zu der von uns betrachteten Betätigung des Bildungstriebes in der Gestaltung des Wesens und Lebens springt in die Augen. Sein Dichten ist Wesensoffenbarung und Lebensschilderung, ist als Ausdruck innerer Vorgänge die gesetzmäßige Gegenwirkung seiner Einbildungskraft gegen die von außen empfangenen, nachwirkenden Eindrücke, eine Notwendigkeit so gut wie der Herzschlag oder das Atemholen. Es war aus eigener Erfahrung, daß er vom Genie behauptete: »was es als Genie tue, sei unbewußt«. Nicht um eine gewollte Anspannung aller Geisteskräfte auf künstlerische Produktion, nicht um eine wesentliche Beschränkung seiner Lebensaufgabe auf die Dichtkunst,

nicht um die Verfolgung eines bestimmten künstlerischen Ideales handelte es sich bei seinem Dichten, sondern um eine, wenn auch dominierende, so doch partielle Äußerung seines allgemeinen Bildungstriebes. Dies ist es, was ihn von den sozusagen professionellen Poeten unterscheidet, ihm seine ganz vereinzelte Stellung giebt. Hieraus erklärt sich die Mannigfaltigkeit und der Charakter seines dichtenden Schaffens, hieraus dessen intermittierendes Eintreten, hieraus die Erscheinung, daß alle Versuche, allgemeine äußere Regeln auf dasselbe anwenden zu wollen, vergebliche sind. Jede einzelne seiner Hervorbringungen hat ihre Gesetzmäßigkeit nur in der Ausdrucksnotwendigkeit des Erlebnisses, dem sie verdankt wird. Er selbst hat Schillern, von dem er sich über die Stilbedingungen der verschiedenen Dichtungsarten belehren ließ, das Bekenntnis abgelegt, wie er sich immer wieder »im Stoffe vergriffen« habe. Gewiß hatte er recht, wenn er hinzufügte, dies sei das Leiden der Modernen überhaupt, aber gerade das Beispiel seines großen Freundes mußte ihm zeigen, daß nicht die Zeit allein, sondern auch seine eigene Anlage Schuld daran trug. Auch hier müssen wir wieder ausrufen: welch' seltsames Phänomen! Goethe, der von den Objekten Ausgehende, ist der Subjektivist — nicht Schiller, den man gemeinhin als solchen zu charakterisieren geneigt ist!

Jene Erklärung nun aber der, ich möchte sagen, unbestimmten Verbreitung des Goetheschen Dichtervermögens über alle stofflichen und formalen Möglichkeiten des Bildens — so ersichtlich, vergleicht man sie gerade mit Schillers Konzentration — dürfte des Näheren in drei Tatsachen gefunden werden. Erstens in dem bereits erwähnten Nichtvorhandensein eines großen, allgemein gültigen Stoffes, der, wie in der Antike, die Phantasie und das Formengefühl zwingend bestimmt hätte. Zweitens in dem übergroßen »königlichen« Reichtum von Ideen, welcher, einer nimmer ruhenden Anschauungskraft verdankt, von Schiller im Hinblick auf die eigene »kleine Baarschaft« angestaunt ward. Drittens in der Einprägung des Persönlichen in jede Schöpfung.

Wie unendlichem Samen, dem Schoße der Erde anvertraut, lächelnde Blümlein, nahrhafte Kräuter, vielverzweigtes Gesträuch und weit im Geäst sich ausbreitende Bäume in bunter Mannigfaltigkeit beim Sonnenlichte entwachsen, so, von innerem Lichte befördert, entwickeln sich in verschiedensten Formen aus dem Dunkel seiner Seele unendliche Eindrücke zu unterschiedensten Dichtungsgebilden, vom zartesten Seelenhauch bis zur reichstgegliederten Weltschilderung. Es ist ein Müssen, nicht ein Wollen.

Immer hab ich nur geschrieben,
Was ich fühle, wie ichs meine,
Und so spalt ich mich, Ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Bedenkt man, daß jedes dieser dichterischen Gebilde ein geformtes »Fragment« eines Lebens, daß es die Verewigung eines augenblicklichen Gefühles ist, welches sich durch den Klang der Sprache unserem Ohr und zugleich durch ein vorgezaubertes Bild unserer Einbildungskraft verdeutlicht, so begreift es sich, daß ein solcher Dichter das seinem Ausdrucksbedürfnis vollkommen Entsprechende in den Formen des Lyrischen fand und vollkommene Formen in verschwenderischer Fülle immer neu erschuf. Es begreift sich ferner, daß er, unermesslich reich an Anschauungen und Erfahrungen, als ein Erzählender befähigt sein mußte, seinen Gestalten unmittelbar überzeugende und überwältigend wirkende Lebensmacht mitzuteilen, denn was er erzählte, hatte er selbst erlebt. Doch konnten im Epischen Konflikte zwischen Stoff und Form nicht ausbleiben: das Erleben drängte zum Festhalten an der Realität, der künstlerische Formensinn zur Gestaltung eines Idealischen. Bei aller Bewunderung für Wilhelm Meisters Lehrjahre konnte Schiller seinen Eindruck eines »sonderbaren Schwankens zwischen prosaischer und poetischer Stimmung« dem Freunde nicht verhehlen. Und es ist bezeichnend, daß Goethe seine vollendetsten Balladen — ich nenne nur den »Gott und die Bajadere« und die »Braut von Korinth« — und sein vollkommenstes episches Gedicht: Hermann und Dorothea in der Zeit seiner Beeinflussung durch Schiller schrieb, daß damals der Plan der »Novelle« entstand und daß in den Wahlverwandtschaften jene Periode starker Konzentration noch nachwirkt. Wie bezeichnend ferner, daß die Meisterschaft seiner Erzählerkunst am unvergleichlichsten in der Schilderung seines eigenen Lebens sich bewährte!

So unbegränzt aber auch dieses Seelen- und Naturverkündigers Herrschaft auf den Gebieten des Lyrischen und Epischen war, im Dramatischen, zu dem er sich mächtig gedrängt fühlte, traf er trotz aller feurigen Anläufe seiner Jugend, trotz aller später ausgeübten strengen formalen Zucht auf unüberwindliche Schranken. Welcher Art war dieses Hindernis? Dürfen wir sagen, daß es gerade in der Bedingtheit seines Dichtens durch persönliches Erleben lag? Auch im Drama blieb er episch, wie ihm dies Schiller, seine Meinung über Iphigenie und Tasso zusammenfassend, unumwunden aussprach. Er war ein Erzähler, nicht ein Darsteller: auf die Schilderung psychischer Vorgänge in ihrem Zusammenhang wie in ihrer Entwicklung, sowie auf

die anschauliche Vorspiegelung bedeutsamer Erscheinungen, nicht auf die Handlung kam es ihm an. Daher es ihm, mit so unerhörter Kunst er auch episodisch auf das kürzeste zu charakterisieren wußte, unmöglich war, den unerbittlichen Anforderungen des Dramas an straffe Konzentration und unaufhaltsamen Fortgang des Geschehens zu genügen. Führen wir, wie Schiller und Goethe es in ihren Diskussionen ja schließlich selbst getan, das Dramatische auf den Mimen zurück, so zeigt sich das Problem mit voller Deutlichkeit. Der Mime ist ein aus dem Zwange der von ihm angenommenen Natur und der Verhältnisse Handelnder — Goethe bleibt auch als Handelnder ein Bildner seiner Natur und der Verhältnisse. Der Mime nimmt das Wesen eines Anderen an, verwandelt sich in diesen — einer solchen Objektivierung seines Ichs, einer dämonischen Selbstentäußerung im Geiste Shakespeares war der Große, dessen sonnenhaftes Auge sein eigenes Licht auf alle Welt ausstrahlte, nicht fähig. Und hierzu kommt endlich noch dies: er, der das Tragische des Lebens erkannt und geschildert hat, wie kein zweiter, schrickt, ein Erlebender, vor der Tragödie zurück, als müsse ihn »der bloße Versuch, eine solche zu schaffen, zerstören«. Sagt dies Bekenntnis nicht Alles? Und findet unser Gedankengang nicht seine volle Bestätigung durch Schillers wundervolles Wort: der Freund sei »deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil er so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen sei?« Dichter in generischer Bedeutung, was will dies anders besagen als: poetischer Gestalter aller Anschauungen und Erlebnisse der eigenen allumfassenden Persönlichkeit?

Mit einer solchen Erkenntnis aber haben wir die Erkenntnis der Einheit von Natur und Geist, welche für Goethes Schaffen auf ästhetischem Gebiete charakteristisch ist, im allgemeinen gewonnen. Sein Dichten, als Wiederherstellung gestörten inneren Gleichgewichtes, als Befreiung von beunruhigenden Eindrücken ist die Aufhebung des Widerstreites zwischen Begehren und Erkennen, ist der Ausgleich der Affekte und der Contemplation. Und die versöhnende Macht ist auch hier die Einbildungskraft.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.

Im besonderen Hinblick auf das dichterisch künstlerische Gestalten aber stellt sich uns der Ausgleich dar als die Einswerdung des Inneren und Äußeren durch vollkommene

Verdeutlichung des Inneren im Äußeren. Wir bezeichneten als das Wesentliche des Bildungstriebes die Aneignung der Welt durch den Geist. Wird dem Geist das Gegenständliche durch die Anschauung, der Gehalt durch das Gefühl zugeführt, so beruht seine eigene Tätigkeit in Verbindung von Anschauung und Gefühl durch die Form. Das Entscheidende nun ist, daß Goethe durchaus von der Gefühl erregenden Anschauung ausgeht. Diese ist also gleichsam die in ihn eindringende Natur, die sich seiner ganz bemächtigen will. Sogleich aber erhebt sich der Bildungstrieb und ruft den Geist zur Gegenwirkung auf. Die Reflektion — um mich Schillerscher Hinweise zu bedienen — setzt die Anschauung in Gedankliches um. Dann aber wird vermittelst der Einbildungskraft das Begriffliche wieder in Anschauung verwandelt und zwar in eine solche von geläuterter vereinfachter Form, und damit das Gedankliche einem gereinigten, die Dinge zusammenstimmenden Gefühle zugeführt. Dies ist der Prozeß ausbildender Gestaltung, dies die Durchdringung von Natur und Geist, die sich in einer erhöhten Form des Natürlichen offenbart.

Fassen wir endlich diese Form selbst ins Auge, so gelingt es, die Art des Ausgleiches noch näher zu bestimmen. Dann nämlich dürfen wir die Natur als das vielunterschiedene individuell Wirkliche, den Geist als die Vieles in Einem zusammenfassende Tätigkeit der Idee bezeichnen: der Kompromiß von Beiden ist die Schöpfung des Typischen, des Schönen, in welchem die Kunstwahrheit der Naturwirklichkeit gegenübertritt und eine Natur und Geist umspannende Gesetzmäßigkeit sich darstellt. Die Schönheit, in deren Anblick versunken Faust-Goethe ruft:

Du bists, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Die große Gleichung ergibt sich: dem Guten auf sittlichem Gebiete entspricht auf ästhetischem das Schöne. Das eine, wie das andere, ist das Ergebnis eines Versöhnungsaktes zwischen den zwei im Menschen zusammentretenden Welten, der natürlichen und der geistigen, das eine wie das andere die Offenbarung des dem Vielen zu Grunde liegenden Einen. Und hier wie dort bedingt die innere Bildung die äußere. Der Gestaltung des Guten im Leben vergleicht sich die Ausprägung des Schönen im künstlerischen Bilde. Wir brauchen auf die Bedeutung, welche das Gegenständliche der Anschauung für die Form hat, nicht näher einzugehen: es genügt, darauf hinzuweisen, daß dem Bildner diese Frage durch die antike Kunst als

die künstlerische Frage überhaupt offenbart ward und daß er, in schmerzlichem Konflikt mit der Ungunst seiner Zeit, seinen Blick in jene Tiefen der Gesetzmäßigkeit gerichtet hielt, aus welchen sein Sehnen Helena heraufbeschwor! —

Schon, indem wir von Anschauung und Begriff, von Erfahrung und Idee sprachen, hat sich uns das dritte Gebiet bildnerischer Betätigung des großen Schöpfers erschlossen: das Gebiet der Erkenntnis und des Wissens! Auch das Wahre ist nicht unmittelbar, sowenig wie das Schöne, erkennbar, nur als Abglanz, als Symbol ist es in seinen Manifestationen zu erschauen. Auf welche Art können wir uns dieser Erkenntnis vergewissern? Im Sinne der Goethe'schen Welt- und Geistesauffassung lautet die Antwort: durch Bildung des anschaulichen Denkens.

Die Sphäre abstrakter Spekulation ist Goethe eine fremde geblieben, er bekannte offen, daß er, der »aus der Wahrheit der fünf Sinne sei«, auf dem Felde der Philosophie sich immer nur mit Tasten behelfen müsse, daß er an metaphysische Vorstellungsart nie Anspruch gemacht habe, daß er kein System besitze und die Wahrheit nur um ihrer selbst willen wolle. Das heißt echt künstlerisch gesprochen. Sein Denken war, wie Heinroth mit des Dichters vollständiger Billigung es aussprach, ein gegenständliches. Was ist damit gemeint? Es bedeutet so viel als ein anschauendes Denken, als ein Sichaneignen der Gegenstände durch die formende Vorstellungskraft. In »reinem Schauen« gewann er den Zugang zu dem Wesen der Dinge. Die Erkenntnis, »das Gewahrwerden einer großen Maxime« ergibt sich als genialische Geistesoperation nicht durch Nachdenken noch durch Lehre, sondern durch Anschauen von »einem prägnanten Standpunkt« aus. Wir hören das Bekenntnis des Bildners: es handelt sich um den Akt des Ausgleichs zwischen Erfahrung und Idee. Weder der Erfahrung noch der Idee darf ausschließlich gehorcht werden. Das Mit- und Ineinanderwirken beider ist ausschlaggebend. Die begriffliche Fassung der Vorstellung, die hierdurch erzeugt wird, das, was wir eine Maxime, ein Gesetz nennen, ist die Verdeutlichung einer Harmonie, ist ein geistiges Gebilde.

Aber sind Idee und Erfahrung denn zu verbinden? Sind sie nicht durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt? »Die Idee ist unabhängig von Zeit und Raum, Simultanes und Successives sind in ihr innigst verbunden«, auf dem Standpunkt der Erfahrung aber ist beides getrennt. Wir können hier nicht des Näheren auf Goethes, im Verlauf seines Lebens sich verändernde Gedanken darüber, nicht auf die vermittelnde Rolle, welche auch hier die Einbildungskraft spielt, eingehen. Es genügt nur, darauf hin-

zuweisen, daß der Dichter dazu gelangte, die Idee als produktiv »im göttlichen Auftrag« zu betrachten. Verdankt wird ihr eine »aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt«. Und Jedem wird ersichtlich, was hiermit gemeint ist, wenn wir mit Goethe das Heil der Erkenntnis nicht ausschließlich entweder in der Analyse oder in der Synthese gewahren, sondern die untrennbare Zusammengehörigkeit beider Geistesoperationen, in deren Verbindung die Einheit des Denkens, das Leben der Wissenschaft beruht, anerkennen. Dies heißt also: denkend, abwechselnd aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen wieder ins Ganze, gehen — abwechselnd trennen und verbinden. Die Erfahrung gibt das Besondere, die Intuition das Allgemeine. Der Ausgleich im Denken besteht darin, daß «das Besondere ewig dem Allgemeinen unterliegt, das Allgemeine sich ewig in das Besondere zu fügen hat«. Dies also ist die bildende Tätigkeit, auf die Denkfunktionen angewandt. »Es ist nicht immer nöthig«, so lesen wir in den Maximen und Reflektionen, »daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umher schwebt und Übereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt«.

Welches sind nun aber die Erkenntnisse allgemeiner Art, die sich aus solcher Verknüpfung von Idee und Erfahrung ergeben? Nach dem bisher Gesagten wird es nicht zweifelhaft sein, daß sie sich auf Verbindung von Natur und Geist beziehen. Der große Naturschauer ward Naturforscher, um sich auch hier als Bildner zu bewähren.

Willst Du im Unendlichen schreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten,

war auch hier sein Wahlspruch. Das Studium der Pflanzen, des Gesteins, des Knochenbaues, der Farbenerscheinungen, der Witterungsverhältnisse ward zu einer Hauptaufgabe seines Lebens: so von einzelnen »prägnanten« Stellen ausgehend suchte er zu bestimmten Vorstellungen der Gesetzmäßigkeit in der Natur zu gelangen. Wie eine Prophezeiung klingen die Verse, die er als Jüngling Merck übersendet:

»Ich fühl', ich kenne dich Natur
Und so muß ich dich fassen.
— — — — — — —
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen,
Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge daseyn hier
Zur Ewigkeit erweitern.«

Das Unerforschliche verehrend, jedoch dem Forschen keine Grenze ziehend, erachtet der Erkenntnis Suchende es für das erste Erfordernis, sich den Gegenständen unterzuordnen, sein gesetzgebendes Recht als Mensch zu verleugnen und in Einfalt der Natur ihr Verfahren abzulauschen. Dies ist die Hauptbedingung, soll das gegenseitige Widerstreben aufgehoben werden. Die Natur darf nicht gefoltert werden, dann verweigert sie die Antwort. Jede lebhafte Frage nach der Ursache ist schädlich, jede Erklärung aus Endursachen hier wie auf dem Gebiete der Kunst abzuweisen. Was die Natur von uns verlangt, ist, daß wir sie als ein Sichauswirkendes begreifen. In unendlicher Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bietet sich »der tausendfachen Welt glanzreiche Gegenwart« dem Blicke dar, ein Vieles in einem Ganzen und jedes Vereinzelte wiederum ist ein Vieles in Einem.

Freuet Euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Aber die Teile sind nicht ein bloß Nebeneinanderbestehendes, sondern von lebendigem wechselseitigem Einfluß, in Abhängigkeit von und in Wirkung aufeinander. Verborgene Kräfte geben sich in Bewegung und Veränderung, in einem Werden kund.

So schauet mit bescheidenem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt!
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Die aus Trennung der Teile gewonnene Kenntnis genügt nicht, die Beobachtung hat sich auch auf die Bildungen zu erstrecken, ihre äußeren Erscheinungen zu fassen und sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen. Hierbei erweist sich die Stätigkeit, die Kontinuität alles Seins und Werdens als ein Grundsatz der Betrachtung, erweist sich eine Relation von allem zu allem, erweist sich ein ewiger Wechsel von Entzweiung und Vereinigung. Der Dichter, der in jüngeren Jahren das ewig Unerforschliche, Allumfassende, immer Bauende, immer Zerstörende, allzeit Sich-

verwandelnde, sich selbst Erfreuende und Quälende der Natur hymnisch feierte und hierbei nur allgemein das Sichwidersprechende der Welterscheinungen betonte, gelangte im Verlaufe seiner unermüdlichen Beobachtungen zur näheren Erkenntnis der Gegensätzlichkeit. Unentwegt den Blick auf die »geheim-gemeinsamen Bildungsgesetze« gerichtet, findet er, dem das Farbenspiel der Welt aus der Durchdringung von Licht und Finsternis entstand, diese Gesetze in der Polarität, in dem Anziehen und Abstoßen, in der Zusammenziehung und Ausdehnung, in dem Spezifikationstrieb und der Metamorphose. Der Ausgleich ist die Bildung: er ruht nicht, bis er zu einer Anschauung dieses Urphänomens gelangt ist.

Und nun, ein Bildender selbst, in dem Besonderen das Allgemeine gewahrend, sieht er sich durch die Wahrnehmung der Umbildung genötigt, einen Typus aufzustellen. In dem von Schiller ihm zerstörten Wahn, noch im Bereiche der Erfahrung zu verweilen, indessen er schon in dem der Idee sich befand, glaubte er »das Übersinnliche in sinnlicher Form« fassen zu können. Später hat er diesen Typus als einen Begriff, als eine Idee, als ein Gesetz bezeichnet: als das geheime und unbezwingliche Vorbild, »in welchem sich alles Leben bewegen muß, während es die abgeschlossene Grenze immerfort zu durchbrechen strebt«.

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern:
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.

Die Natur eine Bildnerin, wie der künstlerische Mensch, in ihrem Wirken dieselbe Gesetzmässigkeit, wie im Geistigen, hier wie dort das äußerlich Erscheinende Offenbarung des inneren Wesens — die Synthese von Natur und Geist vollzieht sich: die Bildung des Denkens ist zum höchst Erreichbaren gelangt, versöhnt ist Geist und Welt.

Und das selige Bewußtsein der alles durchdringenden großen Harmonie ist nicht mehr zu erschüttern. »Der Kern der Natur ist Menschen im Herzen.« Wir fühlen die ewige Einheit, wir werden in ihr des Göttlichen gewiß.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist und beide
Sind nur Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unmittelbar alle Welt erleuchtet.

Der ewige Bildner enthüllt sich: diese Weltanschauung ist eine religiöse, »das Wahre ist das Göttliche.« Gott in der Natur, die Natur in Gott!

Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Und Gott auch in uns: im Glauben, im Vertrauen, in dem Streben, »sich einem Höheren, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben«, in dem »heiligen Ernst, der das Leben zur Ewigkeit macht«, über alles aber in der Liebe — die Worte verstummen, in Schweigen lauschen wir der alten, immer neuen Botschaft, die uns von Engelslippen erschallt. —

Sphärenklänge sind es, in denen alle unsere Betrachtungen sich verlieren. In diesem einen Wesen gewinnt die ewige Harmonie der Natur ihre Vermenschlichung. In seinem Leben, in seinem künstlerischen Gestalten, in seinem Denken tut sich das gleiche uns kund: eine bildende Kraft, welche alle Widersprüche in einem Höheren aufhebt und dem Vergänglichen den Stempel des Ewigen aufprägt. So verbanden sich das Gute, das Schöne und das Wahre, jedes das andere bedingend und begründend, dreieinig zu allbeleuchtendem, allbelebendem und allversöhnendem Bunde.

Derselben Gesetzmäßigkeit aber, die er forschend ergründete und wirkend bewährte, war er selbst in seiner Entwicklung unterworfen. Auch über seinem Leben stehen die Orphischen Urworte. Metamorphose und Steigerung bezeichnen auch seine Ausbildung. Das Werden dieses geistigen Organismus, dieses lebendigen Kunstwerkes von dem Gesichtspunkt, den wir eingenommen, aus zu betrachten, welch' anlockende Aufgabe! Ich muß es mir versagen und mich auf wenige Andeutungen beschränken.

Unterscheiden wir allgemein die drei Perioden der Jugend (bis in den Anfang des Weimarer Aufenthaltes), des Mannesalters (bis etwa zu Schillers Tode) und des hohen Alters, so dürfen wir, den Blick auf das Wesentliche gerichtet, die erste als Vorherrschaft des Natürlichen in starker Sinnlichkeit und überlebendiger Phantasie, die zweite als Ausbildung der Harmonie zwischen Natürlichem und Geistigem im Einklang von Sinnlichkeit, Phantasie und Vernunft, die dritte als Vorherrschaft des Geistigen bezeichnen. Hierdurch erscheinen die in den beiden Lebenswerken: Wilhelm Meister und Faust im Zusammenhang zu verfolgenden Wandlungen auf den Gebieten des Sittlichen, Aesthetischen und der Erkenntnis bestimmt.

Ungestümer Drang der Leidenschaften, Wechsel äußerster Gefühlserregungen und nachdenklicher Einkehr, höchstes

Streben, vernichtende Erkenntnis der Tragik des Lebens, sich durchkämpfendes unerschütterliches Vertrauen zum Guten, ein tief geheimnisvolles Ahnen begleiten das »Es werde!« des Knaben und Jünglings. Zu künstlerischer Bildung wird das Erleben in der Gestaltung des individuell Charakteristischen, des natürlich Wirklichen und des bewegten Gegensätzlichen. Man könnte von einem malerischen Prinzipe sprechen. Das Schwergewicht liegt in dem Gegenständlichen und im unmittelbaren Gefühlsausdruck. Die Fülle der Erscheinungen wehrt jeder strengeren Formenbildung. In schwärmerischen, in stürmischen, in neckenden Gedichten befreit sich das augenblickliche Empfinden. Die episch und dramatisch dargestellten Typen sind die des verworrenen, von Sinnlichkeit und Phantasie beherrschten und verführten Liebenden, des sich selbst durchsetzenden und seine Freiheit betonenden schöpferischen Kämpfers und der in Hingebung zum Opfer werdenden Frau. Das Erkenntnisstreben, mannichfaltigem Wissen zugewandt, steht unter der dominierenden Macht künstlerischer Intuitionen und sittlicher Impulse. Wohl zeigt sich schon die Neigung zur Naturbetrachtung, noch aber bleibt eine Kluft zwischen Idee und Erfahrung, noch kommt es nicht zur eigentlich wissenschaftlichen Forschung, eine so reiche Belehrung der Geist von allen Seiten her zu gewinnen unermüdlich beschäftigt ist. Dem tiefen Ahnen der die große Einheit suchenden Seele gewährt der Pantheismus Spinozas Nahrung. Das religiöse Bedürfnis, unter obherrschendem mächtigen Einfluß der Bibel, versichert sich, auf verschiedensten Wegen suchend, der inneren Freiheit.

Mit dem Eintritt in die Weimarer Gesellschaft, in den umfänglichen Bannkreis organisatorischer und erzieherischer Tätigkeit, in den Seelenverkehr mit Frau von Stein, vollzieht sich die Wandlung. Pflichten jeder Art, Kulturaufgaben und Anforderungen ästhetischer gesellschaftlicher Sitte mahnen zur Selbstbesinnung und Selbstbeherrschung und rufen das Ideal einer gleichschwebenden Stimmung aller höchst ausgebildeten geistigen und seelischen Kräfte hervor. Im praktischen Wirken und in wissenschaftlicher Arbeit erobert sich der Bildungstrieb neue weite Felder seiner Tätigkeit. Die früher dominierende Dichtkunst mit ihrer Begleiterscheinung malerischen Schaffens muß sich in den großen Dreiverein der Wirkungsäußerungen des gesamten Wesens einfügen. Die ästhetischen Phänomene zeigen in reiner Spiegelung die sich entwickelnde Harmonie von Natur und Geist. Durch Einwirkung hoher Weiblichkeit, durch die Antike in Italien und durch den künstlerisch philosophischen Einfluß Schillers gewinnt der Dichter ent-

scheidende Bestimmungen für den Stil in Wahl und Behandlung der Stoffe. Man hat diesen Stil mit Recht plastisch genannt. An die Stelle des individuell Charakteristischen tritt das Typische, das Wirkliche wird erhöht und verklärt, die Unruhe beschwichtigt sich. Die in alle Feinheiten durchgeführte Form wird des Gegenständlichen Herr, in Reinheit offenbart sich der Gehalt durchgeistigten Gefühles. In dem Mittelpunkt des Weltenbildes, das die Dichtungen entrollen, steht die durch Sitte und Maß bildende, erhebende und beseelende Frau, dem Auge des Sehnenden erscheint in Helena die Schönheit als Herrscherin. Dem seinem Dämon unterliegenden Egmont, dem im Übermäßigen untergehenden Tasso ist der entsühnte Orestes, sind die zu künstlerischer Lebensvollendung sich Erhebenden gegenübergestellt. Die Sangeskunst, in freier Meisterschaft jeglicher Form sich bedienend, läßt alle Geheimnisse des Sinnens und Fühlens in vollkommenem Einklang süßesten Saitenspieles ertönen und umspinnt launig im Dienste der Geselligkeit mit einem Zauberschleier das tägliche Dasein. Und zu gleicher Zeit erhebt sich, von Kantscher Lehre befördert, die Natur- und Seelenanschauung über die Erfahrung hinaus zum Reich der Ideen, das Allgemeine im Besonderen, das Besondere im Allgemeinen suchend und findend, verbreitet sich das Wissen, zusammenfassend und vergleichend, über alle Gebiete, schafft sich der Sammlereifer eine Umgebung, die täglich und stündlich befruchtend und stärkend auf Sinnlichkeit und Sittlichkeit wirkt und das Vergangene als ein Lebendiges in die harmonische Ausbildung der Gegenwart einbezieht. Alles geistige Schaffen und Streben aber behält seine Wurzeln im Natürlichen, in dessen freudigen Vollbesitz der römische Aufenthalt den Lebenssehnsüchtigen wieder gesetzt hat: in Freuden und Leiden des häuslichen Liebesbundes mit Christiane bleibt der alles Überfliegende als Mensch allem Menschlichen innigst verbunden.

Ein solches Leben verklärt sich selbst. Die höchste, durch Tätigkeit und Entsagung gewonnene Freiheit bewährt sich dem alternden ewig Jungen in der Liebeskraft, »sich im Ganzen zu fühlen«, Alles verstehend in Milde Alles zu versöhnen und mit dem Schein inneren Lichtes auch die dunkelsten Winkel menschlichen Daseins zu erhellen. Selbst die qualvollsten Wiedergeburten jugendlicher Leidenschaft im feurigen, ewig sehnenden Herzen werden dem Allwollen des Guten dienstbar. Mit der feierlichen Ehrfurcht altpersischen Glaubens an die siegende und reinigende Macht göttlichen Lichtes beugt sich in Andacht die Seele weltumfangen und weltverloren den heiligen Mysterien. Und zu einem Mysterium selbst wird

die dichterische Schöpfung, welche Menschen- und Weltseele verbindet: das Typische erhält die Weihe des Symbolischen, die Wirklichkeit den Charakter von Traumesvisionen. Der Geist des Musikalischen gewinnt den Sieg. Mit souveräner Macht gebietet der seelische und geistige Gehalt dem Gegenständlichen und den Formen. Die Poesie wird zum zarten, irisierenden Gefäße pythischer Weisheit. Die Menschheit erscheint ihrer höchsten Bedeutung in geheimnißvollem Wirken für das Allgemeine und in kraftbefreiendem Entsagen zugeführt, der Erlösung durch das ewig Weibliche gewiß. Mit den Fittichen der Idee schwebt gleichen Fluges, wie das Gefühl, die Erkenntnis zum Unendlichen empor, denn in tiefstem religiösem Bewußtsein wird Wissen und Glauben dem, der in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis gewahrt, Eines. Der Bildungstrieb, der alle Welten durchmaß, hat sein Ziel erreicht:

Wenn im Unendlichen Dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.

Im Göttlichen die Ruhe! das Göttliche im Menschen der nimmer rastende Drang, das Gute, Schöne und Wahre zu bilden. Was höchstes Menschentum sei, lehrte uns der Bildner! Er lehrte uns den unzerreißbaren Bund zwischen künstlerischer und religiöser Weltanschauung. Fragen wir nach dem Musterbild germanischer, nein! menschlicher Kultur überhaupt — die Antwort lautet: Goethe!

Einundzwanzigster Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft.

Der Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr hat zunächst der letzten Generalversammlung zu gedenken, die am 17. Juni 1905 zu Weimar stattfand. In ansehnlicher Zahl waren die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, an ihrer Spitze S. Königl. Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst, in dem Saal der »Erholung« erschienen. Der Vorsitzende, Geh. Hofrat Dr. Ruland, widmete nach Eröffnung der Versammlung der, wenige Monate vorher aus dem Leben geschiedenen, Großherzogin Caroline von Sachsen, Königl. Hoheit, bewegte und ergreifende Worte der Erinnerung, in denen die innige und aufrichtige Teilnahme der Gesellschaft an dem neuen schweren Schicksalsschlage, der das Weimarer Fürstenhaus getroffen hatte, zu vollem Ausdruck kam. Die Anwesenden wußten dankbar als Beweis des Interesses für die Arbeiten und das Gedeihen der Goethe-Gesellschaft die Anwesenheit ihres erhabenen Protektors in der Versammlung zu würdigen.

In den mannigfaltigsten Veranstaltungen war, man darf sagen: so weit die deutsche Zunge klingt, im Mai v. J. das Andenken Schillers gefeiert worden. Der Goethe-Gesellschaft war es vorbehalten, wie sie durch Veröffentlichung des XX. Bandes ihrer Schriften zum Todestag selbst ein kostbares Andenken den Mitglieder geboten hatte, das letzte Wort zu sprechen, noch einmal zusammenfassend zu sagen, was uns Goethes großer Freund ist, wie wir ihn neben jenem lieben und ehren. Der Vorstand der Anstalt, die, durch fürstliche Huld errichtet, die weihevolle Sammelstätte der Schöpfungen der beiden Dichter, ein unvergleichliches Schatzhaus geistiger Arbeit geworden ist, Geh. Hofrat Dr. Suphan hat in seinem, unsern Mitgliedern durch die Veröffentlichung im letzten Bande des Jahrbuchs alsbald mit-

geteilten Festvortrag: »Schiller und Goethe« diese Aufgabe in trefflichster Weise gelöst. Auch an dieser Stelle sei ihm noch einmal der Dank ausgesprochen, der sich alsbald in dem Beifall der Hörer kund tat.

Dem Vortrage folgte die Erledigung des geschäftlichen Teils der Tagesordnung. Zunächst die Bestätigung der durch den Vorstand beschlossenen Kooptation des Hofrates Prof. Dr. Minor—Wien an Stelle des durch den Tod ausgeschiedenen k. u. k. Geheimen Rates Dr. von Stremayr. Ministerialdirektor Dr. Nebe, Geh. Hofrat Dr. Suphan und Geh. Hofrat Dr. Ruland erstatteten in üblicher Weise die Berichte über die Jahresrechnung, Goethebibliothek und Goethe-Schiller-Archiv, sowie über das Goethe-National-Museum.

Für die Generalversammlung waren einige Anträge rechtzeitig eingegangen, von denen zwei (Antrag von Pritzbuer—Berlin und Antrag Rabe—Leipzig) auf Fürsorge für das Grab der Friederike Brion in Meißenheim bei Lahr gerichtet waren. Seitens des Vorsitzenden ward darauf hingewiesen, wie der Vorstand stets es sich angelegen sein lasse, dafür Sorge zu tragen, daß die in Betracht kommenden Grabstätten in würdigem Zustand erhalten bleiben. Was das Grab in Meißenheim betreffe, so erscheine nach einer unlängst aufgenommenen Photographie dasselbe nicht vernachlässigt, doch habe auf Wunsch des Vorstandes Professor Dr. Martin—Straßburg es übernommen, sich persönlich davon zu überzeugen, ob etwas zu geschehen habe. Es darf gleich hinzugefügt werden, daß Professor Dr. Martin den Wunsch in liebenswürdigster Weise erfüllt hat. Auf Grund des von ihm eingegangenen Berichts befindet sich das Grab in gutem Zustand: zu seiner weiteren Erhaltung sei von einem Komitee in Meißenheim eine Summe von 200 M. zusammengebracht worden, und es erscheine angemessen, daß auch die Goethe-Gesellschaft für diesen Zweck 100 M. spende. In diesem Sinne ist alsbald seitens des Vorstandes verfahren worden.

Ein weiterer Antrag (Pröll—Neu-Babelsberg) betraf die Verteilung billiger Goethe-Ausgaben an ärmere Deutsche und namentlich an deutsche Volksbibliotheken im Auslande.

Geh. Hofrat Dr. Ruland teilte zu demselben mit, daß der Vorstand diesem Wunsche zunächst dadurch entgegen zu kommen gedenke, daß er die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung ersuchen werde, die Abgabe billiger Dichter-Ausgaben an die bezeichneten Stellen ins Auge zu fassen und ihr Mittel zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen. Auch sei vom Vorstand beschlossen worden, eine Volksausgabe Goethescher Werke zu veranstalten. Eine Kommission, bestehend aus den Herren Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E. Schmidt, Prof. Dr. Martin, Geh. Hofrat Prof. Dr. Suphan und Hofrat Prof. Dr. Minor, habe die Vorarbeiten übernommen. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden. Im Laufe des Jahres ist diese Angelegenheit in ihrem ersten Teile dahin gefördert worden, daß dem Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande bis auf weiteres jährlich 300 M. zur Verfügung gestellt werden, um dafür Goethe-Schriften in den Schulen im Ausland zur Verteilung zu bringen. Nach Fertigstellung der Volksausgabe werden Exemplare dem genannten Vereine überwiesen werden. Dieser ist mit Bereitwilligkeit auf diese Vorschläge eingegangen.

Der letzte Antrag — Vulpius-Weimar — ging dahin: die Goethe-Gesellschaft möge die Bestrebungen: Bühnenfestspiele für die deutsche Jugend allsommerlich in Weimar zu veranstalten, zunächst durch ihre Zustimmung fördern mit dem Hinblick, ihnen später auch materielle Hilfe zuteil werden zu lassen. Der Antrag wurde nach längerer Verhandlung, in der seitens des Vorstandes darauf hingewiesen ward, daß, so lange die Angelegenheit nicht einer weiteren Klärung entgegengeführt sei, es sich nicht empfehle, darauf einzugehen, abgelehnt.

Da die Tagesordnung nunmehr erschöpft war, ward die Versammlung vom Vorsitzenden mit Worten des Dankes geschlossen.

Dem Festmahl, das einen überaus anregenden Verlauf nahm, folgte am Abend eine Festvorstellung im Großh. Hoftheater die eindrucksvolle Aufführung von Schillers Semele-Scenen und Goethes Maskenzug zum 18. Dezember 1818, jene farbenreiche Zusammenfassung alles

dessen, was Weimars klassische Zeit geschaffen, die damals durch Mitglieder der Weimarischen Gesellschaft der fremden Fürstin vorgeführt, nun als würdige Huldigung zu Schillers Ehren der Goethe-Gesellschaft geboten ward. Chorgesang aus einer Schillerschen Dichtung bildete den Schluß des Aufzuges, dessen schöne Durchführung auch diesmal wieder durch die eifrige Teilnahme aller Gesellschaftskreise Weimars ermöglicht ward.

In der Sitzung des Vorstandes vom 16. Juni war auf die Bedeutung der im Spätherbst bevorstehenden Versteigerung der *Meyer-Cohnschen Sammlung* hingewiesen und eine Beteiligung an derselben zu Erwerbungen für die Bibliothek unserer Gesellschaft beschlossen worden. Demgemäß war auf Antrag des geschäftsführenden Ausschusses vom Vorstand eine Summe von 8000 Mk. zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt worden. Das Nähere hierüber ist aus dem Bericht über die Bibliothek zu ersehen. Wenn nicht alle Ankäufe, auf die sich unsere Augen gelenkt hatten, vollzogen werden konnten, so läßt der Bericht doch erkennen, daß dank der Umsicht des Herrn Geh. Hofrates Suphan der Besitz der Gesellschaft an Drucken und Handschriften bei dieser und andern Gelegenheiten sehr schätzbare Bereicherungen erfahren durfte. Da sich Gelegenheit bot, für die Bibliothek des Goethehauses einige Werke zu erwerben, die früher demselben angehört hatten, so ist auch hierauf der Vorstand bedacht gewesen.

Infolge einer durch die Presse gegebenen Anregung nahm der geschäftsführende Ausschuß Veranlassung, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob und was geschehen könne, um die *Grabstätte der Frau von Stein* auf dem Weimarischen Friedhof den Pilgern zu dieser weihevollen Stätte kenntlich zu machen. Die über dieselbe in den Zeitungen gegebenen Darstellungen entsprachen nicht ganz den tatsächlichen Verhältnissen. Die Friedhofsmauer ist an der Stelle, wo sich dies Grab befand, bei Erweiterung des Friedhofs vor etwa 60 Jahren durchbrochen, das Grab selbst eingeebnet worden. Neben dem Durchgang ward an der Mauer die Grabtafel befestigt, eine darunter befindliche Erdaufhäufung hat aber mit dem Grabe selbst nichts zu

tun. Auf Antrag eines Mitgliedes, des Herrn Geh. Staatsrats Dr. Kuhn, der sich mit dankenswertestem Eifer um diese Angelegenheit bemüht hat, schlug der Geschäftsführende Ausschuß dem Vorstand vor, die Mauer selbst an der richtigen Stelle in westlicher Richtung etwas verbreitern zu lassen und dort die Gedenktafel nach stattgehabter Wiederherrichtung anzubringen. Sicher wird es allgemein freudig begrüßt werden, daß Meister Donndorf der Ältere in dankenswertester Weise sich bereit erklärt hat, ein Medaillon der Frau von Stein zu schaffen, um so die Stelle, an der sich ihr Grab befunden, in würdiger Weise für alle Zeiten festzustellen. Nachdem der Vorstand seine Zustimmung gegeben, ist zur Weiterführung der Sache mit dem Gemeindevorstand der Stadt Weimar in weitere Verhandlungen eingetreten worden.

Nachdem der Vorsitzende des Geschäftsführenden Ausschusses, Geh. Hofrat von Bojanowski, mit Rücksicht auf Gesundheitsverhältnisse in der Sitzung vom 16. Oktober 1905 sein Amt niedergelegt, ward am 1. März 1906 Ministerialdirektor Dr. Nebe zum Vorsitzenden gewählt.

Wir lassen nunmehr die Berichte über die finanzielle Lage der Gesellschaft (A), über das Goethe-National-Museum (B), über die Bibliothek und das Goethe-Schiller-Archiv (C) folgen.

A.

Für das Geschäftsjahr 1905 gestaltete sich der *Rechnungsabschluß* wie folgt:

Die laufenden *Einnahmen* bestanden in

1,447.65 M.	Gewährschaft von 1904,
28,092.00 »	Jahresbeiträgen der Mitglieder, einschl. 260 M. Nachzahlungen für frühere Jahre,
20.00 »	außerordentlichen Beiträgen,
3,448.08 »	Kapitalzinsen,
884.74 »	Erlös für »Schriften« u. a. m.
33,892.47 M.	

Diesen Einnahmen standen folgende *Ausgaben* gegenüber:

12,283.80 M. für das Goethe-Jahrbuch,
6,700.99 » für die »Schriften«, und zwar
94.80 M. zur Erfüllung von 6.633.70 M. für Band XIX (»Aus dem Goethe-National-Museum, III«),
6,606.19 » für Band XX (»Zum 9. Mai 1905«),
544.82 » für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft,
1,028.70 » Ehrenaufwand, Beitrag zur »Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung« u. a. m.
5,139.22 » Verwaltungskosten,
679.95 » auf den »Dispositionsfonds« zu außerordentlichen Erwerbungen für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, das Goethe-Schiller-Archiv und das Goethe-National-Museum, über welche an anderer Stelle berichtet wird.

26,377.48 M.

Der *Vorrat* von 7514.99 M., mit dem die Jahresrechnung für 1905 abschließt, ist in neue Rechnung vorgetragen worden.

Dem *Kapitalvermögen* der Goethe-Gesellschaft, dessen Nennwert sich am Schlusse des Jahres 1904 auf 90,405.65 M. bezifferte, sind im Jahre 1905 an Beiträgen für lebenslängliche Mitgliedschaft 800 M. (je 200 M. von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Wolff-Heinrich zu Stolberg-Stolberg, Frau Dr. Elise von Siemens in Berlin, Kaufmann Emil Georg Stauß in Berlin und Martin Götz in Nürnberg), zugeflossen, dagegen 2000 M. entnommen worden, um der »Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung« die für die Jahre 1906 bis 1909 bewilligten Beiträge, die sie alsbald benötigte, vorgriffsweise zu gewähren, vorbehältlich späterer Deckung aus den laufenden Einnahmen. So hat sich der Nennwert des Kapitalvermögens um 1200 M. gemindert; er betrug daher am Schlusse des Jahres 1905 89,205.65 M. Der Kurswert bezifferte sich auf nur 86,375.21 M.

Bei Einziehung der Beiträge bez. bei Verteilung der Schriften unterstützten uns bereitwilligst die Herren:

Hofbuchhändler Th. Ackermann, München,
Buchhändler Dr. G. Fischer, Jena,
Buchhändler Lucas Gräfe, Hamburg,
Kommerzienrat Paul Kurtz, Stuttgart,
Buchhändler Ernst Lemcke, New-York,
Hofbuchhändler G. Liebermann, Karlsruhe,
Buchhändler Löcker & Stülpnagel, Wien,
Buchhändler Dr. Max Niemeyer, Halle a. S.,
Bankier P. Strasburger, Wiesbaden,
A. Strauss-Collin, London,
Buchhändler E. Wohlfarth, Breslau,
Buchhändler von Zahn & Jaensch, Dresden,
die Berliner Paketfahrt-Gesellschaft Starke & Co., Berlin,
die Leipziger Buchbinderei-Aktien-Gesellschaft, Leipzig, und
die Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Wir sprechen für diese freundliche Mühewaltung unsern verbindlichen Dank aus. Die Mitglieder der Gesellschaft aber in den oben aufgeführten Städten ersuchen wir, ihre Beiträge bis zum 1. März zur Einziehung durch die genannten Stellen bereit zu halten.

Im übrigen sind die Zahlungen der Mitglieder (Jahresbeiträge usw.) zu leisten an die:

Privatbank zu Gotha, Filiale Weimar, in Weimar.

Herr Rentner Ferdinand Meyer in Frankfurt a. M., der seit Begründung der Goethe-Gesellschaft die Einkassierung der Jahresbeiträge in Berlin in dankenswerter Weise vermittelte, hat sich zu unserem lebhaften Bedauern aus Gesundheitsrücksichten genötigt gesehen, von weiterer Mitwirkung Abstand zu nehmen.

Neue Anmeldungen, Nachrichten über Adressen-Änderungen, Anträge auf Nachlieferung bereits erschienener »Schriften« und sonstige geschäftliche Mitteilungen jeder Art sind nur an den *Geschäftsführenden Ausschuß der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Schillerhaus,* zu richten. Bei Nachrichten über Veränderung des Wohnorts ist zugleich die bisherige Adresse anzugeben.

B.

Sind aus dem *Goethe-National-Museum* für das Jahr 1905 keine besonders hervorragenden Vorgänge zu melden, so kann doch auf allen Gebieten ein erfreuliches Gedeihen festgestellt werden; nicht unwichtig ist, daß durch die Anwesenheit eines auswärtigen Gelehrten es ermöglicht wurde, den vorhandenen optischen Apparat Goethes einer gründlichen Revision zu unterziehen. Es hat sich ergeben, daß die sämtlichen Versuche, die in Goethes Farbenlehre beschrieben sind, mit *diesen* Apparaten angestellt wurden; sie konnten alle in befriedigendster Weise wiederholt werden.

Die literarische Benutzung des Goethe-National-Museums hat auch in diesem Jahre in erfreulicher Weise zugenommen: in mehr als einem Werke wird die Belehrung, die die Verfasser dem Museum entnehmen konnten, dankend erwähnt.

Der Natur der Sache nach konnten den Sammlungen nicht viele neue Erwerbungen zugeführt werden, aber es sind einige darunter, die ein Wort der Erwähnung verdienen. In erster Linie eine kleine Porträtbüste Goethes in Eisenguß von *L. Posch,* deren Existenz durch eine Mitteilung von August Nicolovius bekannt war, von der aber selbst Zarnckes Forscherfleiß kein Exemplar hatte auffinden können. Im Sommer 1905 wurde ein solches in Paris entdeckt, möglichenfalls aus dem Nachlaß Baron Denons des Gönners von Posch stammend. Durch freundliche Vermittelung zur Ansicht eingesendet, ergab sich die zweifellose Echtheit der kleinen Büste; sie beruht auf dem bekannten Werke Rauchs, zeigt aber interessante selbständige Behandlung des Kopfes, dem der Künstler enschieden größere Lebendigkeit zu verleihen bemüht war. Sie konnte aus den Mitteln des Goethe-National-Museums für dessen Sammlungen erworben werden. Ebenso eine hübsche Porträtbüste der Gräfin Julie von Egloffstein, die sich in Berliner Privatbesitz erhalten hatte. Die Sammlung der Goetheporträts vermehrte sich um die große Radierung C. Mispagels nach Stielers Porträt.

Auch von einer Anzahl Geschenken ist zu berichten, welche dem Goethe-National-Museum im vergangenen Jahre zugegangen sind. So von Ihrer Hoheit Prinzessin *Marie*

Alexandrine Reuß, das von ihr anfangs der 70er Jahre gemalte Bildnis Alwine Fromanns, der langjährigen Freundin Goethes und seiner Familie. — Die *Neue Photographische Gesellschaft* in Steglitz-Berlin schenkte ein Exemplar der von ihr veröffentlichten schönen Heliogravüre nach Kolbes Goethe-Porträt von 1826, früher im Besitz des Geh. Justizrats Gille in Jena, jetzt seinem Sohne, Herrn Ingenieur Ad. Gille in Steglitz gehörig. — Der in Berlin verstorbene Oberstabsarzt Professor Dr. *Rabl-Rückhard* vermachte dem Goethe-National-Museum ein Exemplar der bekannten Rauchschen Goethebüste, welches Zelter gehört hatte; da das Museum schon die Büste besaß, wurde das Vermächtnis dem Goethe- und Schiller-Archiv unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes überwiesen. — *Heinrich Graf Yorck von Wartenburg* schenkte Faksimiles zweier ihm gehöriger Handzeichnungen Goethes, — Herr *Gustav Huchel,* Maler zu Bilin, eine Photographie des Borschen, die, verglichen mit Goethes Handzeichnungen des merkwürdigen Felsens, uns zeigt, wie sorgfältig und treu Goethe das in der Natur Geschaute wiederzugeben verstand. — Die Freiinnen *Isabella* und *Caroline von Bülow* in Hannover stifteten für die Porträt-Sammlung die Photographie eines von Julie von Egloffstein gemalten Eigenbildnisses. — Der Sammlung der Medaillen überwies die *Schillerstiftung* zwei von der Wiener Zweig-Schillerstiftung aus Veranlassung der Gedächtnisfeier vom 9. Mai 1905 herausgegebenen Schillermedaillen.

Goethes Bibliothek wurde durch eine Anzahl Bände bereichert, welche ihr zu Goethes Lebzeiten angehört hatten, dann in den 40er Jahren von dem Enkel Wolf Goethe entnommen worden waren; sie kamen im Antiquariatshandel zum Verkauf und wurden von der Goethe-Gesellschaft für das Museum zu hohen Preisen zurückgekauft. — In die Bibliothek stifteten ferner u. a. Herr Geh. Staatsrat Dr. *Kuhn* sein Büchlein »Aus dem alten Weimar«, — Kommerzienrat *Jean Andreae* in Frankfurt a. M. sein nicht im Buchhandel erschienenes Buch zum Gedächtnis Mariannen von Willemers, — die *Literarische Anstalt Rütten & Loening,* Frankfurt a. M., den 26. Band des Goethe-Jahrbuchs von 1905 etc. etc.

Allen diesen Gebern sei auch hier der wärmste Dank für ihre Geschenke ausgesprochen. Sie sind ebenso wie die vielen im Laufe des Jahres eingehenden Mitteilungen ein erfreulicher Beweis für das wohlwollende Interesse, welches dem Goethe-National-Museum in den weitesten Kreisen entgegengebracht wird: Möge es ihm auch in Zukunft erhalten bleiben!

C.

Die *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft* ist in üblicher Weise durch den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs verwaltet worden. Aus der Bibliothek des Freiherrn Woldemar von Biedermann, die im November 1905 zur Versteigerung kam, wurden wertvolle Ergänzungen des Bestandes gewonnen, die umfangreiche Schiller-Literatur, so weit sie nicht durch die reichlichen Schenkungen des Jahres zugeflossen war, in ihren wichtigeren Erscheinungen käuflich erworben.

Dem Herkommen gemäß wird mit Namensangabe den Freunden und Gönnern, die durch Zuwendungen zur Mehrung des Bücherschatzes beigetragen haben, der Dank des Vorstandes abgestattet:

Kommerzienrat Jean Andreae (Frankfurt a. M.), Dr. W. Barewicz (Lemberg), Dr. A. Braß (Weimar), Prof. Dr. K. Breul (Cambridge), Dr. Brunn (Berlin), W. Büchner (Darmstadt), Dr. Deneke (Göttingen), Prof. W. Feller (Duisburg), Dr. H. Friedemann (Berlin), Prof. H. Funck (Gernsbach), Prof. Dr. L. Geiger (Berlin), A. N. Harzen-Müller (Schöneberg), Dr. A. Hasenclever (Bonn), A. W. Heymel (Bremen), Prof. Dr. D. Jacoby (Berlin), H. C. de Meirelles Kendall (Oporto), Dr. J. Keysser (Cöln), Dr. A. Kippenberg (Leipzig), A. Koenig (Berlin), Prof. Dr. A. Köster (Leipzig), Dr. F. v. Kozlowski (Friedenau), H. Krüger-Westend (Altona), Fräulein Dr. Langkavel (Zürich), L. L. Mackall (Baltimore), Dr. H. Maync (Marburg), Justizrat P. Meyer (Berlin), Prof. Dr. L. Milch (Breslau), Dr. W. Oehlke (Berlin), Dr. R. Pissin (Straußberg), P. Pochhammer (Berlin), Geh. Rat Dr. C. Ruland (Weimar), Prof.

Dr. Savič (Neusatz), Charles Schmidt (Paris), Prof. Dr. E. Schmidt (Berlin), Eugen Schmidt (Moskau), Dr. C. Schüddekopf (Weimar), Dr. P. Schwencke (Berlin), J. Sembritzki (Memel), Siegels Verlagshandlung, R. Linnemann (Leipzig), Oberlehrer E. Sparig (Halle a. S.), Prof. Dr. C. Varrentrapp (Marburg), Prof. Dr. J. Walther (Jena), Prof. Dr. A. v. Weilen (Wien), E. Wunderlich (Leipzig), Prof. E. Zaniboni (Neapel), Großherzogliche Bibliothek (Weimar), Redaktion der Deutschen Japan-Post (Tokio).

Die Mitteilungen der Direktion des *Goethe- und Schiller-Archivs* finden hier ihren gewohnten Anschluß; denn von Jahr zu Jahr befestigt sich das Verhältnis der Gesellschaft zu dem Institut, in dessen Obhut und Verwaltung außer der Bibliothek sich namhafte handschriftliche Schätze befinden, welche der Vorstand unter Wahrung des Eigentums der Gesellschaft hier deponiert. Zu diesen kamen im letzten Jahre: Goethes Briefe an Sophie von La Roche (19 Stück). Auch aus der Autographen-Sammlung Alexander Meyer-Cohns hatte der Vorstand Ankäufe in Aussicht genommen und einen hohen Betrag zu diesem Zwecke ausgeworfen, doch gelangte diese Summe nicht zur Verwendung; denn gerade bei diesem Anlaß wurden der Anstalt seitens einzelner Gönner ansehnliche Beiträge zu teil, welche die Erwerbung folgender kostbarer Stücke ermöglichten: Briefe Goethes an Reinhard (68 Stück), 6 Briefe Goethes an Verschiedene. Der Dank für das Gelingen dieser Ankäufe gebührt in erster Linie Herrn Verlagsbuchhändler *Hermann Nabel* in Berlin, andererseits einer Gruppe von Leipziger Freunden und Gönnern, die sich, auf Anregung von Herrn *Wolfgang Goetz* daselbst, zu einer gemeinsamen Schenkung vereinigt hatten, nämlich, außer dem Genannten selbst, die Herren *Ernst Goetz, Henri Henrichsen, Robert Volkner* und Frau *M. Nachod.* Aus den dargebotenen Mitteln sind aber, über den nächsten Zweck hinaus, noch anderweit folgende Ankäufe ausgeführt worden: aus der Auktion W. v. Biedermann: Handschrift der Zahmen Xenie »Was viele singen und sagen«, Handschrift der »Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers« (Seidels Hand, von Goethe korrigiert), 4 Briefe Goethes an Verschiedene, Brief von

Charlotte v. Stein an Knebel; ferner aus Privatbesitz: die eigenhändige Niederschrift des Gedichts »Aug' um Ohr« (»Was dem Auge dar sich stellet«); Brief Goethes an v. Voigt; 169 Briefe an Sophie v. La Roche (darunter ein Brief von Goethes Schwester Cornelie, Briefe von Lenz, Heinse, Forster, W. v. Humboldt, Lavater, Jung Stilling, den beiden Grafen Stollberg, Mad. de Staël) nebst anderen Papieren und Abschriften verloren gegangener Briefe an sie; Brief Platens an Schwenck. Auch damit ist der Fond noch nicht erschöpft. So ist der opferwilligen Munifizenz ein für alle Teile erfreulich reicher Erfolg zugefallen. Außer den Genannten verzeichnet das »goldene Buch« (das Buch der Spender) noch folgenden Zuwachs: Herr *Friedrich Broicher* in London schenkte die Übersetzung von Shakespeares Othello von Heinrich Voß d. J. (1. und 5. Akt), die von Schiller durchgesehen ist und in zahlreichen Umarbeitungen seinen Anteil aufweist. Wir verdanken diese Bereicherung vornehmlich der freundwilligen Verwendung von Prof. Albrecht Wagner in Halle a. S. Ferner sind noch folgende Spenden zu erwähnen: Herr Kapitän a. D. Vinkhuyzen im Haag schenkte einen Brief Goethes an Fuchs; Herr Oberregierungsrat Dr. H. Ermisch in Dresden die photographische Reproduktion der Handschrift des Goetheischen Gedichts »Wen ein guter Geist besessen«; Herr L. L. Mackall in Baltimore die Photographie eines Blattes der New York Public Library, das ein Gedicht Goethes (Reichthum und Blüthe) und den Bleistiftentwurf eines Briefes enthält; Herr Prof. Dr. E. Ramann in München die Silhouette von J. W. Leffler, fürstl. Sächs. Amtsaktuar in Ilmenau.

Auch die Bibliothek des Archivs ist wieder durch wertvolle Spenden bereichert worden. Den Geschenkgebern wird an dieser Stelle, mit Nennung ihrer Namen, der Dank der Anstalt ausgesprochen:

W. Benignus (Milton, U. S. A.), Dr. A. Braß (Weimar), Prof. Dr. K. Breul (Cambridge), Hofrat Dr. Deahna (Stuttgart), Frau E. Döring (Frankfurt a. M.), Dr. H. Freiherr v. Egloffstein (Weimar), H. Emden (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. J. Flach (Krakau), Prof. Dr. C. Heinemann (Leipzig), Dr. A. Heuermann (Osnabrück), Prof. Dr. K. D. Jessen

(Bryn Mawr), A. John (Eger), Oberlehrer Kaiser (Halle a. S.), Dr. G. Keyßner (Stuttgart), Dr. A. Kippenberg (Leipzig), Dr. R. Krauß (Stuttgart), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Ph. Loewe (Wien), Dr. H. Maync (Marburg), Dr. E. Naumann (Rawitsch), Dr. A. Pick (Meseritz), Dr. R. Pissin (Straußberg), Dr. A. Römer (Berlin), Prof. M. C. P. Schmidt (Berlin), Prof. Dr. B. Seuffert (Graz), Geheimrat Dr. A. Stölzel (Berlin), Prof. J. Tombo jun. (New York), J. Utsch (Karlsruhe), Bergamtsrat Wappler (Freiburg), Geh. Hofrat Dr. H. Wernekke (Weimar), Prof. Dr. R. M. Werner (Lemberg), The Syndics of the Cambridge University Press, J. G. Cottas Verlag (Stuttgart), Verlagshandlung Breitkopf und Härtel (Leipzig), Bibliographisches Institut (Leipzig), B. Behrs Verlag (Berlin), Hesses Verlag (Leipzig), Inselverlag (Leipzig), Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart), Verlag »Bühne und Welt« (Berlin), Direktion der Königl. Konservatoriums- und Altertumssammlung (Stuttgart).

Zu den im letzten Jahrbuch aufgeführten Schenkungen von Publikationen, die aus Anlaß der Schillerfeier oder im Anschluß an dieselbe erschienen sind, müssen noch die folgenden, nach Absendung des vorjährigen Berichtes eingegangenen nachgetragen werden: Erster Bürgermeister Dr. Lueger (Wien), Oberbürgermeister Pabst (Weimar), Prof. Dr. E. Schröder (Göttingen), O. C. Schneider (Chicago), W. Benignus (New York), Geh. Rat Dr. Stölzel (Berlin), Prof. W. T. Hewett (Ithaca), Prof. Dr. J. Göbel (Cambridge, Mass.), T. Tsuji (Berlin), Prof. Dr. R. Weltrich (München), Prof. Dr. O. Güntter (Stuttgart), Pfarrer Dr. A. Haas (Tokyo), Prof. A. R. Hohlfeld (Madison, Wis.), S. Lindenberger (Leonberg), Dr. R. F. Arnold (Wien), Dr. Reuter (Lübeck), E. Springmann (Elberfeld), E. Soffé (Brünn), Harzen-Müller (Schöneberg), Dr. Heidenheimer (Mainz), Julie Pfeilsticker (Stuttgart), Dr. Erdmann (Berlin), Dr. Distel (Blasewitz), Dr. Schiffmann (Linz), F. Sintenis (Dorpat), J. Sembritzki (Memel), P. Cauer (Düsseldorf), Dr. Vorberg (Rostock), C. E. Poeschel (Leipzig), Dr. J. Zeitler (Leipzig), G. Weisstein (Berlin), W. Kirchbach (Groß-Lichterfelde), Hofrat Prof. Dr. J. Minor (Wien), F. C. Schilde (Obermais), Dr. W. Henzen (Leipzig), Koelling &

Klappenbach (Chicago), G. Hübscher (Basel), Prof. Dr. Rösiger (Heidelberg), Prof. R. Sternfeld (Friedenau), Auguste Götze (Leipzig), Justizrat Dr. F. Meyer (Frankfurt a. M.), K. L. und R. Klement (Wien), E. v. Schrenck (Riga), Berta Nölting (Riga), A. Warschauer (Posen), R. Prümers (Posen), Dr. P. Weizsäcker (Calw), W. A. Jordan (Weimar), Prof. Dr. H. Witte (Thorn), Prof. Dr. R. D. Jessen (Bryn Mawr), F. Rüster (Carlshafen), Direktor Dr. Knabe (Marburg a. L.), Rektorat der Ludwigs-Kreisrealschule (München), Musikverein (Königsberg), Kgl. Hof- und Staatsbibliothek (München), Goethe-Verein durch Dr. Payer v. Thurn (Wien), Stadtbibliothek (Mainz) und außerdem die Redaktionen einer großen Reihe von hervorragenden Tages- und Wochenschriften in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Amerika. Anschließend sei hier erwähnt die Schenkung einer großen Photographie des in St. Pölten enthüllten Schiller-Denkmals und darauf sich beziehender Publikationen durch Herrn J. Weber daselbst.

Für Unterstützung der Arbeiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Darleihung von Handschriften und Büchern, Erteilung von Auskünften sowie sonstige freundliche Dienstleistungen ist der Dank der Anstalt auszusprechen: dem Großherzoglichen Staatsministerium in Weimar, der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Universisätsbibliothek in Leipzig, der Königlichen Bibliothek in Stuttgart, der Großherzoglichen Bibliothek in Darmstadt, dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M., der Universitätsbibliothek in Jena, der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar, dem Großherzoglichen Haupt- und Staatsarchiv in Weimar, dem Stadtarchiv in Augsburg, der Universitätskanzlei und dem Oberkirchenamt in Jena, der Redaktion der Hallischen Zeitung in Halle a. S., dem Bürgermeisteramt in Neustadt a. O., Herrn Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald), Herrn Prof. Dr. H. Delbrück (Berlin), Herrn Prof. Dr. A. Tobler (Berlin), Herrn Prof. Dr. A. Hansen (Gießen), Herrn Prof. Dr. A. Köster (Leipzig), Herrn Prof. Dr. A. Sauer (Prag), Herrn A. Weigel (Leipzig), Herrn Dr. Payer v. Thurn (Wien), Herrn Geh. Hofrat Dr. C. Ruland (Weimar), Herrn Dr. v. Heidler (Marienbad), Herrn Schulrat Dr. F. Jonas

(Berlin), Herrn Dr. Gerstenberg (Hamburg), Herrn L. L. Mackall (Baltimore).

Zum Schluß sind zwei der Anstalt verehrte Kunstwerke zu erwähnen. Der Vorstand des Schiller-Verbandes deutscher Frauen widmete ein Bronze-Relief-Medaillon, Vergrößerung der Seffnerschen Schiller-Medaille, mit der Inschrift »Zur Erinnerung an die Gedächtnisfeier des hundertjährigen Todestages Friedrich Schillers gewidmet vom Schiller-Verband deutscher Frauen.« Die zweite Dedikation knüpfte an die von der Goethe-Gesellschaft im Dezember 1903 zu Weimar veranstaltete Herder-Gedächtnisfeier an: Frau *Adele Kuby* in Landshut, Tochter Emil v. Herders († 29. März in Augsburg) schenkte das in ihrem Besitz befindliche Porträt Herders, ein Brustbild in Lebensgröße, den Schriftsteller in seiner besten Zeit darstellend.

* * *

Die obigen Berichte lassen in erfreulicher Weise das Gedeihen dieser Anstalten und die günstigen finanziellen Verhältnisse der Goethe-Gesellschaft erkennen, obwohl dieselbe wie für ihre nächsten Zwecke so auch für weitere Angelegenheiten, sofern sie in Beziehung stehen zur Pflege der Erinnerungen an die klassische Zeit und zur Fruchtbarmachung derselben für Gegenwart und Zukunft, freudig ihre Mittel zur Verfügung stellt. Sache des deutschen Volkes ist es, ihr dabei zur Seite zu stehen. Gerne sei darauf hingewiesen, daß im verflossenen Jahr eine Zunahme in der Zahl der Mitglieder stattgefunden hat: sie ist von 2785 auf 2809 gestiegen. Aber das Arbeitsfeld ist und wird noch lange ein weites sein. Immer aufs neue ergeht daher der Aufruf, Mitarbeiter zu werden, an alle, die in dem Namen Goethe ein Panier für die Kämpfe unserer Zeit sehen.

Weimar, im April 1906.

Im Auftrage des Geschäftsführenden Ausschusses:
P. v. Bojanowski. *Dr. Nebe.*

Mitglieder-Verzeichnis

der

Goethe-Gesellschaft.

(Abgeschlossen Mai 1906.)

Protektor:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen.

Vorstand:

Präsident:

Amt z. Z. unbesetzt.

Vicepräsidenten:

Geh. Reg.-Rat Professor Dr. *Erich Schmidt* in Berlin.
Professor Dr. *Ernst Martin* in Straßburg i. E.

Vorstandsmitglieder:

Freiherr *Alexander von Bernus* auf Stift Neuburg b. Heidelberg.
Geh. Hofrat *P. von Bojanowski,* Oberbibliothekar in Weimar.
Geh. Staatsrat Dr. *Eggeling,* Kurator der Universität in Jena.
Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. *Kuno Fischer*, Excellenz, in Heidelberg.
Hofrat Professor Dr. *Jakob Minor* in Wien.
Geh. Hofrat Professor Dr. *B. Suphan,* Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.
Drei Stellen z. Z. unbesetzt.

Geschäftsführender Ausschuss in Weimar:

Vorsitzender: Ministerial-Direktor Dr. *K. Nebe.*
Stellvertreter: Geh. Hofrat, Archivdirektor Dr. *H. Burkhardt.*

Bürgermeister Dr. *M. Donndorf.*
Kabinetssekretär, Kammerherr Dr. *H. Reichsfreiherr von und zu Egloffstein.*
Schriftsteller Dr. *H. G. Gräf.*
Geh. Staatsrat Dr. *K. Kuhn.*
Kommerzienrat Dr. *R. Moritz.*
Professor *H. Olde.*
Geh. Hofrat Professor Dr. *B. Suphan.*
General-Intendant, Kammerherr *H. v. Vignau,* Major z. D.
Ober-Schloßhauptmann Wirkl. Geh. Rat Graf *O. v. Wedel,* Excellenz.

Mitglieder:

Seine K. u. K. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preussen.

Ihre K. und K. Majestät Augusta Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preussen.

Seine K. u. K. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preussen.

Seine K. u. K. Apost. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Seine Majestät der König von Schweden.

Seine Majestät Wilhelm II., König von Württemberg.

Ihre Majestät die Königin Witwe Margherita von Italien.

Ihre Majestät die Königin Marie von Neapel.

Ihre Majestät die Königin Elisabeth von Rumänien.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Grossfürstin Elisabeth Mauriekiewna von Russland.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Baden.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Oldenburg.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Amalie von Urach.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern.

Seine Königliche Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Gräfin von Flandern.

Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg.

Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Herzogin Witwe Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Grossfürstin von Russland.

Seine Grossherzogliche Hoheit Prinz Max von Baden.

Seine Durchlaucht Fürst Heinrich XIV. Reuss j. L.

Seine Durchlaucht Fürst Heinrich XXIV. j. L. Reuss-Köstritz.

Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Heinrich XXIV. j. L. Reuss-Köstritz.

Seine Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Meiningen.

Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

Ihre Hoheit die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

Ihre Hoheit die Frau Prinzessin Heinrich VII. Reuss.

Ihre Hoheit die Frau Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg.

Ihre Hoheit die Frau Prinzessin Helene von Sachsen-Altenburg, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz.

Ihre Hoheit Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen.

Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen.

Seine Hoheit Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen.

Seine Durchlaucht Erbprinz Heinrich XXVII. Reuss j. L.

Seine Hoheit Prinz Friedrich Karl von Hessen.

Ihre Hoheit die Frau Fürstin zu Schaumburg-Lippe.

Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin Leopold von Anhalt.

Seine Hoheit der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein.

Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin Heinrich XIII. Reuss.

Ehren-Mitglied:

Fischer, Dr. Kuno, Professor, Wirkl. Geh. Rat, Exc.

Mitglieder auf Lebenszeit:

Seine K. u. K. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.

Seine K. u. K. Apostol. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Seine Majestät Wilhelm II., König von Württemberg.

Ihre K. K. Hoheit die Frau Herzogin Witwe Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Großfürstin von Rußland.

Seine K. Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Basel: *Thommen,* Dr. phil. Rud., Professor.

Berlin: *von Dirksen, W.,* Geh. Legationsrat.
Friedländer, Frau Professor.
Liebermann, Dr. *Felix,* Professor.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Raschdau, Geh. Legationsrat.
von Rheinbaben, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat.
von Siemens, Frau Dr. *Elise.*
Stauss, Emil Georg, Kaufmann.

Blankenburg a. Harz: Frau Kreisrichter *M. Führling.*

Budapest: Frau *Anna Jägermayer.*
Kornfeld, Sigmund, Direktor der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Bukarest: *Sturdza, Demetrius,* Kgl. rumän. Staatsminister a. D., Excellenz.

Coblenz: Frau Geh. Kommerzienrat *E. Spaeter.*

Dorpat: *Masing,* Dr. *Woldemar,* Dozent a. d. Universität.

Frankfurt a. M.: *Keyl, Georg Albert.*

Friedstein b. Stainach (Steiermark):	Ihre Durchlaucht Frau Fürstin *M. zu Hohenlohe - Schillingsfürst, geb. Prinzessin Wittgenstein.*
Godesberg bei Bonn:	Frau *Lucy Hoesch.*
Hannover:	*Heine, Paul.*
	Schütze, Hermann.
Hildburghausen:	*Paia von Petrovics,* Redakteur.
Klein-Eichholz:	*Meyer, Lothar,* Rittergutsbesitzer.
München:	Fräulein *Marie von Ritter.*
Nieder-Ingelheim:	Frau Baronin *von Erlanger-Bernus.*
Nikolajew:	*Reyher, Rudolf Wolfgang.*
Nürnberg:	*Götz, Martin.*
Rathenow:	Frau *Clara Rhein.*
Schlitz:	*Görtz von Schlitz,* Graf, Erlaucht.
Stolberg i. Harz:	*Wolff-Heinrich,* Fürst zu Stolberg-Stolberg, Durchlaucht.
Strassburg i. Els.:	*Manheimer,* Dr. *Victor.*
Weimar:	Frau *Marie von Goeben.*
	Vulpius, Dr. *Walther,* Arzt.
Wien:	Frau *Rosa von Gerold,* geb. Henneberg.
Zehlendorf:	*Laehr,* Dr. *Hans,* Arzt.

☛ Die Namen der Mitglieder auf Lebenszeit sind in der nachstehenden Liste nochmals cursiv abgedruckt.

DEUTSCHES REICH.

Aachen.
Brockhoff-Hoesch, Frau Paula.
Messow, Franz G.
Stadtbibliothek.
v. Wagner, Frau Geh. Rat Marie.

Achern i/Baden.
Wagner, Gustav, Privatier.

Agnetendorf im Riesengebirge.
Hauptmann, Gerhart, Schriftsteller.

Allenstein i/Ostpr.
Crohn, Paul, Landgerichtsrat.
Gymnasium, Kgl.
Grass, Franz, Justizrat.
Höhnen, Dr., Reg.-Assessor.
Rhode, Justizrat.
Schey, S., Rechtsanwalt.

Alsbach a/Bergstraße.
Rieger, Dr. Max.

Alsfeld (Oberhessen).
Bücking, Frau Frieda.

Altenburg (Sachsen-Altenburg).
Friedrichs-Gymnasium, Herzogl.
Höfer, Dr. Arno, Rechtsanwalt.
Landesbibliothek, Herzogliche.
Mehnert, Karl, Rechtsanwalt.

Altenschönbach b/Prichsenstadt (Unterfranken).
Putz, Gottfried, Pfarrer.

Altona.
Kähler, C., Pastor.
Lehmann, O., Museums-Direktor.
Rauchfuß, Frau Major Wally, geb. Rauchfuß.
Sieveking, Carl, Rechtsanwalt und Notar, Geh. Justizrat.

Amtitz i/Lausitz (Kr. Guben).
Heinrich, Prinz zu Carolath-Schönaich, Durchlaucht, Freier Standesherr und Majoratsherr.

Annettenhöh b/Schleswig.
v. Brockdorff, Frau Baronin.

Apolda.
Etlich, W., Buchhändler.
Heydenreich, Dr. jur. Robert, Bezirksdirektor.
Lämmerhirt, Hugo, Oberlehrer z. D.
Miltsch, Frau Kommerzienrat Anna.
Opel, Louis, Fabrikant, Kommerzienrat.
Wiedemann, Frau Emma, geb. Miltsch.
Wiedemann, Johannes, Fabrikant.

Arnsberg (Westf.).
Baltz, Fräulein Johanna, Schriftstellerin.

Arnsburg b/Lich (Oberhessen).
Marie, Gräfin Wilhelm zu Solms-Laubach, Prinzessin zu Stolberg-Wernigerode, Durchlaucht.

Schloss **Arnshaugk** b/Neustadt a/Orla.
v. Mohl, Ottmar, Kgl. Kammerherr, Wirkl. Geh. Leg.-Rat.

Ars a/Mosel (Lothringen).
Carlebach, Dr. Ed., Notar.

Aschaffenburg.
Fleischmann, Franz, Kgl. Reallehrer.

Aschersleben.
Bamberger, Rechtsanwalt, Justizrat.

Auerbach i/Vogtland.

von der Planitz, Edler, Leopold.

Augsburg.

Bauer, Ludwig, Justizrat.
v. Enderlein, Ritter, Friedrich, Oberlandesgerichtspräsident a. D.
Flesch, Gustav, Bankier.
Mayr, Dr., Augenarzt.
Stadtbibliothek.

Baden-Baden.

Steinitzer, Paul, K. K. österr. Major a. D.
v. Ysselstein, Paul, Reg.-Rat z. D.

Bamberg.

Jungengel, Dr. Max, Hofrat.
Reber, Dr. Jos., Kgl. Seminar-Direktor.

Barmen.

Hinsberg, Dr. jur. A., Rechtsanwalt.
Nordhaus, Hermann, Kaufmann.
Stadtbibliothek.

Bautzen.

Fritzsche, Georg, Gymnasial-Oberlehrer.
Hucho, Dr. Heinrich, Landgerichts-Direktor.
Klee, Dr. Gotthold, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
zur Lippe, Graf Clemens.

Bayreuth (Bayern).

Gymnasialbibliothek.
Pfeiffer, Albert.
Solbrig, Dr. Aug., K. Bezirksarzt.
Wagner, Siegfried.
Würzburger, Frau Jenny, Rechtsanwaltswitwe.

Bellin b/Bärwalde (Neu-Mark).

v. Kahle, Fräulein Julie.

Bensheim (Hessen).

Lugenbühl, Fräulein Helene.

Berlin.

Alexander, Felix, Prokurist.
Andresen, Waldemar.
Arnheim, Fräulein Amalie.
Ascher, Hugo.
Aschkinass, Frau Elisabeth.

Berlin.

Avonius, Frau Rechtsanwalt Clara, geb. Altsmann.
Baerwald, S.
Bamberg, Kaufmann.
Bardt, Dr. C., Gymnasialdirektor.
Baruch, Rich., Kaufmann.
Baumann, Dr., Oberlehrer.
Baumgarten, Dr., Staatsanwalt.
Becherer, Dr., Rechtsanwalt.
Bechstein, Carl, Pianofortefabrikant.
Bechstein, Edwin, Pianoforte-Fabrikant.
Becker, Carl, Beamter der Handelsgesellschaft.
v. Beckerath, A.
Behrend, Adolf, Buchhändler.
Behrendt, Severin, Rechtsanwalt.
Bellermann, Dr. L., Direktor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster.
v. Benckendorf und v. Hindenburg, Frau, geb. Gräfin zu Münster-Derneburg.
Benjamin, Frau Therese, Rentnerin.
Berendes, Amtsgerichtsrat a. D.
Berent, Fräulein Selma.
Berg, Karl, Amtsgerichtsrat.
v. Bergmann, Frau Geh. Rat.
Bernhard, Ludwig.
Bernstein, Frau Professor Dr. C.
Bibliothek, Königliche.
Bibliothek, Städtische der Goeritz-Lübeck-Stiftung (O. Goeritz).
Bibliothek des Friedrichs-Gymnasiums.
Bibliothek d. Kgl. Realgymnasiums.
Bibliothek des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums.
Bieber, Stud. phil. Hugo.
Bielschowsky, Frau Dr. Anna.
Birnbaum, Georg, Schriftsteller.
Birnbaum, Dr. med. Max, prakt. Arzt.
Block, Paul, Redakteur des Berliner Tageblatts.
v. Bloedau, Dr. phil. Carl August.
Blumenthal, Dr. Oskar, Direktor des Lessing-Theaters.
Bock, Hugo, Kommerzienrat.
Bodländer, Rechtsanwalt.
Böhm, Dr. Wilhelm, Oberlehrer.
Boller, Fräulein Elise.
Borchardt, Dr. Oskar.
Boretius, Fräulein Charlotte.
Brahm, Dr. Otto, Direktor des Deutschen Theaters.

Berlin.

Brandt, Stud. phil. Rudolf.
Braumüller, Dr., Prof., Oberlehrer.
Braun, Benno.
Braun, Landgerichtspräsident.
v. Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D.
Breiderhoff, Frau Dr.
Breslauer, Bernhard, Justizrat.
Broemel, Max, Rentner, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Broicher, Otto, Geh. Justizrat.
Buchholtz, Dr. Arend, Bibliothekar.
Budde, Frau Geh. Staatsrat.
v. Bülow, Fürstin, geb. Prinzess Camporeale, Durchlaucht.
Bunsen, Fräulein Marianne.
v. Bunsen, Fräulein Marie.
Burghart, Dr., Oberarzt.
Busse, Moritz, Kaufmann.

Cahn, Carl.
Cahn, Dr., Kaiserl. Geh. Legationsrat.
Caro, Dr. Georg.
Carrenno, Frau Teresa.
Casper, Jacques.
Cassirer, Dr. phil. Ernst.
Cassirer, Fritz, Kapellmeister.
Cohn, Alfred, Bankier.
Cohn, Stud. jur. Erich.
Cohn, Dr. jur. Martin, Referendar.
Cohn, Nathan, Kaufmann.
Comenius-Gesellschaft.
v. Cramm-Burgdorf, Freiherr, Herzogl. Braunschweig. Gesandter, Excellenz.
Crome, Rechtsanwalt und Notar.
v. Dallwitz, Frau W., geb. v. Gräfe.
Darmstädter, Dr. Ludwig, Fabrikbesitzer.
David, Frau Rose.
v. Decker, Frau.
Delbrück, Ludwig, Bankier.
Delbrück, Frau Geh. Kommerzienrat Luise.
v. Dirksen, W., Geh. Legationsrat.
Dohme, Frau Geh.-Rat.
v. Donop, Dr. L., Professor.
Douglas, Frau Gräfin.
Drescher, Oscar, Theateragent.
Dyck, Dr. Franz, prakt. Arzt.
Echte, Geh. Justizrat u. vortrag. Rat.
Eger, W.
v. Eichhorn, Wirkl. Geh. Legationsrat.

Berlin.

Eisner, Frau Gertrud.
Elias, Dr. phil. Julius.
Elias, Max, Rentier.
Ellinger, Dr. Georg, Oberlehrer.
Eloesser, Dr. phil. Arthur, Redakteur der Vossischen Zeitung.
Elsasser, F., Pfarrer an St. Lukas.
Elsner, Georg, Verlagsbuchhändler.
Ende, H., Professor, Geh.-Rat.
Engel, Fritz, Redakteur.
Epstein, Dr. M., Gerichtsassessor.
Flinsch, Alexander, Kaufmann.
Fraenkel, Max, Maurermeister.
v. Frankenberg, Rittmeister im Garde-Kürassierregiment.
Frenkel, H., Bankier.
Frenzel, Dr. Karl, Professor, Redakteur der Nationalzeitung.
Fresenius, Dr. August.
Frey, Dr. Karl, Professor.
Friedeberg, Max, Kgl. Baurat.
Friedländer, Frau Professor.
Friedlaender, Dr. jur. Carl Erich, Rechtsanwalt.
Friedländer, Max, Amtsgerichtsrat.
Friedländer, Dr. phil. Max, Prof.
Friedmann, Dr. Alfred, Schriftsteller.
Fromberg, Frau Martha.
Fuchs, Max, Justizrat.

Gaffky, Dr. Prof., Geh. Medizinalrat, Direktor des Kgl. Instituts für Infektionskrankheiten.
Gehrmann, Frau Dr. Frieda, geb. Strübing.
Geiger, Dr. Ludwig, Professor.
Geiger, Frau Professor Martha.
Gerb, Fräulein Franziska.
Gernsheim, Friedr., Professor.
Gerstäcker, Otto, Amtsgerichtsrat z. D.
Geschke, Karl, Justizrat.
v. Glasenapp, Geh. Ober-Finanzrat.
Glaser, Dr. Adolph, z. Z. in Rom.
Glaue, Arthur, Buchhändler.
v. Gneist, Dr., Regierungs-Rat.
Goedicke, Heinrich, Staatsanwalt.
Goldbeck, Dr. Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Goldberg, Alfred, Kaufmann.
Goldschmidt, Dr. jur. Oskar.
Gottheiner, P., Stadt-Bauinspektor.
Gotthelf, Carl, Kaufmann.
Gotthelf, Friedrich.
Gotthelf, Dr. Willy, Rechtsanwalt.

Berlin.

Grisebach, Frau Emmy.
Gubitz, Frau Maria, Buchh.- u. Schriftst.-Witwe.
Günther, Dr. jur. Fritz, Amtsrichter.
v. Guldencrone, Frau Baronin.
Gumbert, Friedrich Moritz, Bankier.
Gwinner, Arthur, Direktor der Deutschen Bank.
Haas, Otto, in Fa. Leo Liepmannssohn, Antiquariat.
Haike, Dr., Privatdozent an der Universität, Spezialarzt f. Ohren-, Nasen- u. Rachenkrankheiten.
Harnack, Frau Prof. Dr. H., geb. v. Maydell.
Hartmann, Dr. jur. Adolf, Amtsgerichtsrat.
Heinemann, Stud. jur. Franz.
Heinitz, Frau Anna.
Heitmüller, Dr. phil. Ferdinand.
Henning, Theodor, Architekt.
Henschel, Ernst, Referendar.
Hentig, Staatsminister z. D., Wirkl. Geh. Rat, Exc.
v. Herder, Arthur.
Herrmann, Dr. phil. Max, Privatdozent an der Universität.
Herz, Adolph, Kaufmann.
Herz, Cand. phil. Max.
Herzfeld, Dr. phil. Georg.
Hesse, D., Rentier.
Heydemann, Dr. phil. V.
von der Heydt, Carl, Kommerzienrat.
Hiller v. Gaertringen, Freiherr Dr. F., Professor.
Hoffmann, Dr. Ed., Geh. Ober-Reg.-Rat.
Hofmann, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
Horsfall, Charles.
Hübler, Dr. jur. Bernhard, Professor, Geh. Ober-Reg.-Rat.
v. Hülsen, G., Generalintendant, Kammerherr, Excellenz.
v. Hutten-Czapski, Graf, Mitglied des Herrenhauses.
Jacobi, Leopold, Kaufmann und Stadtverordneter.
Jacobs, Dr. phil. Montague.
Jacoby, Dr. Daniel, Gymnasial-Professor.
Jacoby, Edmund, Kaufmann.

Berlin.

Jähns, Frau Oberstleutnant Marie, geb. Tannhäuser.
Jähns, Fräulein Hildegard.
Jaffé, Frau Dr. Helene.
Jahn, Dr. phil. Kurt.
v. Ihne, Frau Geh. Rat.
Ilberg, Frau Oberstabsarzt Dr.
Imelmann, Dr. J., Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium.
Joachim, Prof. Dr. Joseph, Direktor der Kgl. Hochschule für Musik.
Jonas, Dr. Fr., Städt. Schul-Inspektor.
Jonas, Frau Justizrat Clara.
Joseph, Dr. Franz.
Josephson, Max, Kaufmann.
Irmler, Richard, Rechtsanwalt u. Notar.
Jutrosinski, Dr. Richard, Arzt.
Kahn, Paul.
Kalischer, Dr. S., Professor.
Kapp, Fräulein Ida.
Karpeles, Dr. Gustav.
Kastan, Dr. Albert.
Kastan, Dr. Isidor.
v. Kaufmann, Dr., Professor, Geh. Regierungs-Rat.
Kaufmann, Carl, Fabrikbesitzer.
Kekulé v. Stradonitz, Dr. Reinhard, Professor, Geh. Reg.-Rat.
Kerb, Robert, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Kirstein, Frau Alice.
Klein, Adolf, Schauspieler.
von dem Knesebeck, Kammerherr u. Vice-Oberceremonienmeister.
Koch, Max, Rechtsanwalt.
Koch, Rudolph, Direktor der Deutschen Bank.
Koenigs, Fräulein Elise.
Koffka, Dr. J., Justizrat.
Kraft, Bernhard, Rechtsanwalt.
Kraft, Dr. med. Ludwig.
Kronfeld, Dr., Rechtsanwalt.
v. Kühlewein, Regierungsrat.
Kuhnert, Dr. phil. Berthold.
Landeker, Direktor.
Lange, Direktor.
Lassar, Dr. med. Oscar, Professor.
Lautenburg, Sigmund, Direktor.
Lazarus, Frau Professor.
Leffmann, Gustav, Kaufmann.
Lehmann, Georg, Kaufmann.
Lehmann, Gustav, Wirkl. Geh. Kriegsrat.
Lehmann, Paul, Buchhändler.

Berlin.

Lehrs, Dr. Max, Professor, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Kgl. Kupferstichkabinets.
Leppmann, Dr. phil. Franz.
v. Lerchenfeld-Köfering, Graf, Kgl. bayr. Gesandter, Exc.
Leske, Dr., Geh. Justizrat.
Lesser, Paul Ph., Bankier.
Lessing, Frau Alma, geb. Marschall v. Biberstein.
Lessing, C. R., Geh. Justizrat.
Lessing, Dr. Julius, Professor, Geh. Reg.-Rat.
Lessing, Dr. phil. Oscar.
Levin, Dr. Moritz, Prediger.
Levinstein, Dr. phil. Kurt, Oberlehrer.
Levy, Martin.
Levy, Norbert, Kaufmann.
Levyson, Frau Dr. Auguste.
Lewald, Dr. Felix, Geheimer Ober-Finanzrat.
Lewald, Theodor, Geheimer Ober-Regierungsrat.
Lewy, Julius, Kaufmann.
v. Leyden, Frau Geh. Rat.
v. der Leyen, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat.
Licht, Dr. jur., Assessor.
Liebermann, Dr. Felix, Professor.
Liebreich, Dr. O., Prof., Geh. Medizinalrat.
Lipman-Wulf, Dr. jur. Franz, Rechtsanwalt.
v. Lipperheide, Freiherr Franz.
Lippstreu, Dr. Otto, Privatdozent a. d. Königl. Techn. Hochschule.
Lisco, Dr. Hermann, Geh. Justizrat.
Lisco, Walter, Rechtsanwalt.
List, Frau Auguste, geb. Eggers.
Litten, Dr., Geh. Justizrat.
Lochner, M., Geh. Baurat.
London, S., Privatier.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Maass, Dr. Felix, Rechtsanwalt, Justizrat.
Magnus, Frau Geh. Reg.-Rat Bertha.
Magnus, Frau Regierungsrat Nina.
Magnus-Levy, Dr. med. Adolf.
Malachowski, Frau Regierungs-Baumeister Rose.
Manasse, Julius, Kaufmann.
Manasse-Waldeck.
Martius, Frau Margarethe, geb. Veit.

Berlin.

Marx, S.
Matthiae, Dr. Otto, Professor, Oberlehrer.
Mayer, Alfred, Privatier.
Meder, Louis, Kunsthändler.
v. Meier, Dr. jur. Ernst, Geh. Ober-Reg.-Rat, Universitäts-Kurator a. D.
Meirowsky, Frau Ernestine, geb. Soutowsky.
Mendelssohn-Bartholdy, Frau Marie.
Menzer, Dr. phil. Paul.
Meusel, Dr. H., Direktor des Köllnischen Gymnasiums.
Meydam, Frau General Marie, Exc.
Meyer, Fräulein Alice.
Meyer, Frau Elise.
Meyer, Frau Kommerzienrat Ernst.
Meyer, Ernst Joachim, Kommerzienrat.
Meyer, Ludwig, Kaufmann.
Meyer, Paul, Rechtsanwalt.
Meyer, Dr. Richard M., Professor.
Meyer-Cohn, Frau Alexander.
Meyer-Michaelis, Frau Elise.
Meyerhof, Felix, Kaufmann.
Michaelis, Dr. Carl Theodor, Direktor.
Michaelis, Paul, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar.
Michel, Dr. phil. Herm.
Mirauer, Frau Zerline.
Möbius, Dr. Karl, Professor, Geh. Regierungsrat, Direktor der zoolog. Abt. des Museums für Naturkunde.
Möller, Dr. W., Professor am Königstädtischen Gymnasium.
Morris, Dr. Max, Arzt.
Morsch, Dr. Hans, Professor.
Mosse, Dr. med. Max, Arzt.
Mosse, Max, Rechtsanwalt.
Müller, Leporello, Gesanglehrer.
Müller-Grote, Dr. Gustav, Verlagsbuchhändler.
Müllerhartung, Karl, Professor, Geh. Hofrat.
Munck, W., Landrichter.
Munk, Frau Professor Pauline.
Nathan, Dr. P.
Naumann, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rat.
Nehring, K., Professor am Königstädtischen Gymnasium.
Nelke, Frau Emma.

Berlin.

Neubauer, Dr. Richard, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster.
Neumann, Dr. H., Rechtsanwalt.
Neumann-Hofer, Otto, Direktor am Lessing-Theater.
Ohmstede, Adolf, Direktor einer höheren Knabenschule.
Orgler, Dr. phil. Adolf.
Osborn, Dr. phil. Max.
Paetel, Elwin, Verlagsbuchhändler, Kommerzienrat.
Paetel, Dr. phil. Georg.
Pasch, Max, Hofbuchhändler.
Paulssen, Dr., Staatsrat.
Peters, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Präsident des Oberverwaltungsgerichts.
Pfaff-Beringer, Otto.
Philipp, Fräulein Marie.
Pietsch, Ludwig, Professor.
Pietsch, Dr. P., Professor.
Pincus, Frau Johanna.
Pinn, Georg, Rechtsanwalt.
Plehn, Fräulein Gabriele, Schulvorsteherin.
Plessner, Dr., Sanitätsrat.
Pniower, Dr. phil. Otto, Professor.
Pochhammer, Paul, Oberstleutnant z. D.
Posner, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.
Preuss, Dr. R., Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek.
Prinz Heinrich-Gymnasium, Kgl.
v. Pritzbuer, Fr., Redakteur.
Rading, F.
v. Radowitz, Frau Bertha, Generalleutnants-Witwe, Exc.
Raehmel, Dr. jur. Wilhelm.
Raschdau, Geh. Legationsrat.
Raschdau, Frau Geh. Legationsrat.
vom Rath, Fräulein Adi.
vom Rath, Adolf.
vom Rath, Frau Anna.
Rathenau, Dr. phil. Kurt.
Ravoth, Max, Baumeister.
Regensburger, Dr. Arthur, Rechtsanwalt.
Reimann, Rud., Fabrikbesitzer.
Reinhardt, Dr. Karl, Geh. Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium.
Reschke, Oskar.
Rewoldt, Dr., Justizrat.

Berlin.

v. Rheinbaben, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat.
Richter, Frau Professor.
v. Richthofen, Freifrau, geb. Mendelssohn-Bartholdy.
Riesenfeld, Hugo, Kaufmann.
Riesser, Frau Justizrat Dr.
Rodenberg, Dr. Julius, Professor.
Roediger, Dr. Max, Professor.
Roethe, Fräulein Elisabeth.
Rohde, John, Direktor.
Rosenthal, Alex, Kaufmann.
Rothstein, Dr. Max, Privatdozent.
Rubensohn, Hermann.
Ruperti, Joh., Kaufmann.
Saegert, Fräulein Anna.
Schaper, Fritz, Professor, Bildhauer.
Schaum, Frau Professor Clara.
v. Schelling, Dr., Staatsminister, Exc.
Schelske, Dr. R., Privatdozent.
Schiff, Dr. phil. Alfred, Privatgelehrter.
Schiff, Frau Anna.
Schiff, Georg.
Schlenther, Amtsgerichtsrat.
Schlesinger, Frau Alice.
Schlesinger, P., Oberlehrer.
Schlesinger-Trier, Frau C.
v. Schlippenbach, Frau Gräfin.
Schmidt, Dr. Erich, Professor, Geh. Reg.-Rat.
Schmidtlein, Dr. med. C., Arzt.
Schmoller, Dr. Gustav, Professor.
Schneider, Dr. E.
Schöffel, E., Fabrikbesitzer.
Schöll, Robert, Geh. Legationsrat.
Schöne, Dr., Wirkl. Geheimer Rat, Generaldirektor der Kgl. Museen, Exc.
Schrader, K., Mitglied des Reichstags.
Schröder, Dr. Otto, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.
Schroeder, Dr.
Schulhoff, Fräulein Else.
Schwabach, Frau Geh. Rat Henriette.
Schwabach, Frau Geh. Rat.
Schwarz, Karl, Kaufmann.
Schweitzer, Eugen, Kaufmann.
Schweitzer, Dr. Viktor, Verlagsbuchhändler.
Seckt, Dr. Felix, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Seligsohn, Dr. Arnold, Justizrat.
v. Sell, Freiin Sophie.

Berlin.

Sello, Dr. F., Rechtsanwalt.
Seminar, Kgl., für Germanistische Philologie.
v. Siemens, Frau Dr. Elise.
v. Siemens, Wilhelm.
Silberstein, Dr. Max, Rechtsanwalt.
Simon, Dr. Hermann Veit, Rechtsanwalt.
Simonsohn, Dr. Georg, Magistrats-Assessor.
v. Simson, Aug., Justizrat und Notar.
v. Simson, Dr. B., Professor.
v. Simson, Fräulein Elisabeth.
v. Simson, Georg.
v. Simson, Fräulein Margarethe.
Sobernheim, Siegfried, Mitglied der Handelskammer.
Spandow, Philipp, Schriftsteller.
Spannagel-Karthaus, Frau Auguste.
Stauss, Emil Georg, Kaufmann.
Stechow, Dr., Generaloberarzt, z. Zt. in Hannover.
Stein, Philipp, Redakteur.
v. Steinau-Steinrück, Frau Dr. Martha.
Stengel, Dr. Paul, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.
Stern, Dr. med. E.
Stern, Dr. med. Julius, Sanitätsrat.
Stettenheim, Julius, Schriftsteller.
Stettiner, Frau Mathilde.
Stockhausen-Bogenhardt, Frau Helene, Schriftstellersgattin.
Strakosch, Alexander, Professor.
Strassmann, Dr. med. P., Privatdozent und Frauenarzt.
Strauss, Frau Hermine.
Studt, Dr., Staatsminister, Exc.
Sydow, Dr. phil. Max.
Thost, Dr. Robert, i. Firma Gebr. Bornträger, Verlags-Buchhandlung.
Thür, Fräulein Anna.
Tiktin, Dr. Paul.
Tobias, Dr. Ernst, Arzt.
Tobler, Dr. A., Professor.
Toeche, Dr. Theodor, Königlicher Hofbuchhändler.
Ullrich, Dr. phil. Richard, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Vahlen, Dr., Professor, Geh. Regierungsrat.
Victoria-Lyceum.

Berlin.

Violet, Dr. Franz, Gymnasial-Oberlehrer.
Vogeler, Julius, Schuldirektor.
Vogeler, Richard, Direktor einer höheren Mädchenschule.
Vollert, Ernst, Verlags-Buchhändler.
Wagner, Dr. A., Professor, Geh. Regierungsrat.
Wagner, Dr. B. A., Professor.
v. Wedel, Frau, Exc.
Wehrenpfennig, Frau Geheimrat Emilie, geb. Kopp.
Weigert, Dr. Max, Stadtrat.
Weisbach, Dr. Werner, Privatdozent.
Weissenfels, Dr. phil. Rich., Prof.
Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller.
Wellmann, Dr. E., Professor, Direktor des Königstädtischen Gymnasiums.
Welti, Dr. Heinrich, Schriftsteller.
Wentzel, Dr. phil. Georg, Professor.
Werckmeister, Karl, Verlagskunsthändler.
Wertheim, Albert, Rechtsanwalt.
Wesendonck, Dr. Carl.
Wessely, Dr. Hermann.
Wetzel, Johannes, Gymnasiallehrer.
v. Wildenbruch, Dr. Ernst, Geh. Legationsrat.
Wilmanns, Dr. A., Geh. Ober-Reg.-Rat, Generaldirektor der Kgl. Bibliothek.
Wilmersdörffer, Rechtsanwalt.
Winkler, Siegfried, Direktor.
v. Wittich, Frau Luise.
Woelflin, Dr., Professor.
Wolff, Frau Adelheid.
Wolff, Frau Konzertdirektor.
Wolff, Dr., Oberstabsarzt.
Wolff, Dr. phil. James.
Wolff, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
v. Wolkenstein-Trostburg, Frau Gräfin, geb. v. Buch, Exc.
Wolle, George, Fabrikbesitzer.
Worms-Todesco, Frau Baronin Fanny.
Wrede, Dr. jur. Richard, Leiter der Journalisten-Hochschule.
Wychgram, Dr., Professor, Direktor der Kgl. Augustaschule.
Zimmermann, Dr. Alfred, Leg.-Rat.
Zimmermann, Dr. Joachim.
v. Zobeltitz, Fedor, Schriftsteller.
Zuelzer, Dr. med. Georg, prakt. Arzt.

Bernburg.

Lehrerbibliothek des Herzogl.Karls-Gymnasiums.
Karls-Realgymnasium, Herzogl.

Bielefeld.

Loebellsche Bibliothek.
Ransohoff, Dr. phil. Georg.

Blankenburg a/Harz.

Führling, Frau Kreisrichter M.
Wellmer, Arnold, Schriftsteller.
Zimmermann, Geh. Reg.-Rat.

Blankenburg
(Schwarzathal, Thüringen).

Warda, Dr. W., Nervenarzt.

Bogenhausen b/München.

Weigand, Wilhelm, Schriftsteller.

Bonn.

Bonner Lehrerinnen-Verein.
Clemen, Dr. Paul, Professor.
Drescher, Dr. phil. Carl, Professor.
Franck, Dr. Joh., Professor.
Frank, Max, Amtsgerichtsrat.
Grafe, Dr., Professor.
Kayser, Dr. H., Professor.
Leo, Fräulein Therese.
Litzmann, Dr. B., Professor.
Loeschke, Dr. G., Professor.
Prym, Dr. Eugen, Professor.
Rosenmund, Dr. phil. Richard, Privatgelehrter.
Schultz, Dr. Franz, Privatdozent.
Schultze, Dr. Fr., Prof., Direktor der med. Klinik, Geh. Medizinalrat.
Seminar, Kgl. germanistisches der Universität.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Usener, Dr. med. Walther.
Walter, Oberpostdirektor a. D., Geh. Ober-Postrat.
Wendelstadt, Professor.
Wilmanns, Dr. W., Professor, Geh. Regierungsrat.
Wygodzinski, Dr. phil. W.
Zitelmann, Dr. Ernst, Professor, Geh. Reg.-Rat.

Borna, Bez. Leipzig.

Stephan, Dr. phil. Gustav, Bezirksschulinspektor.

Schloss Bothmer bei Klütz.
(Mecklenburg-Schwerin.)

v. Bothmer, Frau Gräfin Bertha.

Brandenburg a/Havel.

Enslin, Dr. med. Fritz, Oberarzt b. Füsilier-Reg. Nr. 35.
Köpke, Fräulein Suse.
Ullrich, Dr. phil. Herm., Oberlehrer.

Braunschweig.

Bergmann, Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliothek des Gymnasiums Martius-Katharineum.
Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrat.
Flechsig, Dr. phil. Eduard.
Grundner, Dr. F., Kammerrat.
Helle, Carl.
Huch, Dr. jur. Richard, Rechtsanwalt und Notar.
Lange, Bruno, Ingenieur und Fabrikbesitzer.
Magnus, Carl, Bankier.
Magnus, Dr. Otto, Justizrat.
Oehlecker, Max, Zahnarzt.
v. Pawel-Rammingen, Wirkl. Geh. Rat, Excellenz.
Stadtbibliothek.
Westermann, Friedrich, Verlagsbuchhändler.
Wolff, Hermann, Kommerzienrat.

Breechen b/Jarmen.
(Vorpommern.)

v. Heyden-Breechen, Ernst, Ritterguts-Pächter.

Bremen.

Deetjen, Frau Marie.
Frese, Fräulein Anna.
Hackfeld, Frau M., geb. Pflüger.
Hartlaub, Fräulein Franziska.
Krug, E., Direktor der Deutschen Bank.
Oppenheim, Fritz, Kaufmann.
Pauli, Dr. jur., Senator, Bürgermeister.
Rassow, Dr., Geh. Oberschulrat.
Rassow, Gustav.

Bremen.

Stadtbibliothek.
Stettenheim, Dr. phil. Ludwig.
Züge, Paul, Redakteur und Schriftsteller.

Breslau.

Bielschowsky, Max, Kaufmann.
Breslauer Dichterschule.
Cohn, Dr. Hermann, Professor, Augenarzt, Geh. Medizinalrat.
Fielitz, Dr. W., Professor.
Franck, Fräulein A. H.
Germanistisches Seminar der Universität.
Haertel, Fräulein Emmy.
Henry, Felix, Architekt.
Hensel, Frau Stadtgerichtsrat Selma.
Heyne, Alfred, Eisenbahn-Sekretär.
Hirt, Dr. med. Ludwig, Professor.
Koch, Dr. Max, Professor.
Ladenburg, Frau Geheimrat, Professor M.
Lucée, C., Buchhändler.
Marcuse, Oswald, Rechtsanwalt.
Milch, Dr. phil. Louis, Professor.
Molinari, Frau Geh. Rat.
Neisser, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat.
Partsch, Dr. med. Carl, Professor.
Pinder, Frau Caroline.
Richter, Dr., Professor.
Roesler, Frau Marie, geb. Skohr.
Siebs, Dr. Theodor, Professor.
Simonson, Frau Oberlandesgerichtsrat Gertrud, geb. Mende.
Stadtbibliothek.
Tietze, Dr. Alexander, Privatdozent für Chirurgie.
Trewendt & Graniers Buchhandlung (Alfred Preuss).
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Wendriner, Dr. phil. R.
Zimpel, Hermann, Professor.

Bromberg.

Döring, Dr. Max, Staatsanwalt.
Leistikow, Fräulein Hedwig, Assistentin a. d. Stadtbibliothek.
Minde-Pouet, Dr. phil. Georg, Stadtbibliothekar.
Stadtbibliothek.

Bückeburg.

Gerlach, Dr. O., Professor.
v. Strauss u. Torney, Fräulein Lulu.

Büdesheim (Oberhessen).

v. Oriola, Frau Gräfin M.

Bühlau b/Dresden.

Horn, Frau Flora.

Bunzlau (Schlesien).

Glöckner, Dr. phil. Stephan, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium.
Laubhardt, E., Amtsgerichtsrat.

Burg b/Magdeburg.

Bibliothek des Kgl. Victoria-Gymnasiums.

Calw (Württemberg).

Weizsäcker, Dr. phil. Paul, Rektor.

Camburg (Saale).

Dreyer, Hans, Diakonus.

Cassel.

Büding, Dr. Friedrich.
v. Bylandt-Rheydt, Graf, Intendant des Hoftheaters.
Förster, Fräul. Auguste, Lehrerin.
Harkort, Frau Kommerzienrat P.
Landesbibliothek, Ständische.
Murhard'sche Bibliothek der Stadt Cassel.
Sommer, Frau Oberlandesgerichtsrat.
Stölting, G., Konsistorialrat.

Celle.

Heinroth, Frau Oberlandesgerichtspräsident.
v. Schrader, Fräulein Luise.

Charlottenburg.

Abraham-Römer, Dr. jur., Schriftsteller, Herausgeber d. Corresp. für Kunst und Wissenschaft.
Auerbach, Dr. Siegmund.
v. Bremen, Geh. Oberregierungsrat.
Cohn, Frau Dr. Anna.
Cohn, Stud. phil. Erich.
Cornicelius, Dr. phil. Max.
v. Erdberg, Dr. Robert.
Erdmann, Dr. Hugo, Professor.
Freund, Hubert, Oberlehrer.
Friedberg, Dr. R., Professor, Geh. Reg.-Rat.
Friedeberger, Stud. phil. Hans.
Fulda, Dr. L., Schriftsteller.

Charlottenburg.

Gloeden, Oberlehrer an d. Sophienschule in Berlin.
Goering, Dr. Robert, Chemiker.
Groebenschütz, Oberverwaltungsgerichtsrat.
Guttmann, Albrecht, Kaufmann.
Hamburger, Dr. phil. Paul.
Heinitz, Franz, Rechtsanwalt.
Hirschberg, verw. Frau Anna.
Hirschfeld, Dr. Otto, Professor.
Hollaender, Felix, Schriftsteller.
v. Holleben, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Homeyer, Dr. Fritz.
Jablonski, Berthold.
Klaar, A., Professor.
Krähe, Dr. phil. Ludwig.
Krasa, Rudolf, Kgl. Hofopernsänger.
Krause, Frau Marie.
Kühlstein, Frau Ernst.
Lehrerbibliothek des Kaiserin Augusta-Gymnasiums.
Lessmann, Otto, Herausgeber der Allg. Deutschen Musik-Zeitung.
Lindau, Dr. Paul.
Lobe, Frau Magda.
Müller, Conrad, Oberlehrer.
Plessner, Landgerichtsrat.
Poppenberg, Dr. phil. Felix, Schriftsteller.
Salten, Felix, Schriftsteller und Chefredakteur.
Scherer, Frau Geh. Reg.-Rat Marie.
Spielhagen, Friedrich, Schriftsteller.
Strehlke, Frau Direktor Marie.
Strützki, Ed., Kammergerichtsrat a. D., Geh. Justizrat.
Stücklen, Frau Margarete.
Stümcke, Dr. Heinrich, Chefredakteur.
Weber, Dr. jur. M., Stadtrat von Berlin.
Wolff, Dr. Fritz.
Wolff, Julius.
Zabel, Dr. Eugen, Redakteur der Nationalzeitung.
Zickel, Dr. Martin, Direktor des Lustspielhauses in Berlin.

Chemnitz.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Kirchner, Dr. Carl, Professor, Oberlehrer.
Morell, Georg.
Stadtbibliothek.
Wächter, Dr. med. R., Hofrat.

Coblenz.

Deiters, Dr. Hermann, Geh. Reg.-Rat.
Spaeter, Frau Geh. Kommerzienrat E.
Wahl, Gg., Professor.

Coburg.

Beck, Dr. Heinrich, Schulrat, Gymnasialdirektor.

Colmar i/Elsass.

Beneke, Carl August, Landgerichtsrat.
Weber, Dr. Wolf, Oberlandesgerichtsrat.

Cöln a/Rhein.

Balkenholl, Carl, Rentner.
Deichmann, Carl Theodor.
Deichmann, Frau Otto.
Feist, Fräulein Marie.
Herstatt, Arth., Landgerichtsrat a. D.
Herstatt, Eduard, Bankier.
Heuser, Frau Geh.-Rat Eugenie, geb. Nicolovius.
Heuser, Robert F.
Heuser-Nicolovius, Frau Kommerzienrat Robert.
Joest, Frau Geheimrat W.
Jungbluth, Dr. Rich., Gymnasial-Oberlehrer.
Martersteig, Max, Theaterleiter u. Schriftsteller.
Meuser, Paul, Justizrat.
v. Mevissen, Fräulein Mathilde.
Peill, Frau Wilhelm.
Pfeifer-Schnitzler, Frau Paula.
vom Rath, Emil, Kommerzienrat.
vom Rath, Frau Julius.
Reusch-Wöllner, Frau.
Schneider, Frau Professor Lina.
Schnitzler, Frau Geheimrat Clara.
Schuch, Paul, Regierungsrat.
Schuch, Frau Paula, geb. Deichmann.
Stein, Frau Elise, geb. v. Mevissen.
Vorster, Julius, Fabrikbesitzer, Kommerzienrat.
Wieruszowski, Alfred, Landgerichtsrat.

Cöln-Lindenthal.

Stinnes, Dr. jur. Heinrich.

Cöslin.

Fassmann, Professor.
Gymnasium, Kgl.
Jonas, Dr., Prof., Gymnas.-Direktor.

Cöthen (Anhalt).

Friedrichs-Realschule, Herzogl.
Ludwigs-Gymnasium, Herzogl.

Cottbus (Lausitz).

Matzdorff, O., Direktor d. Augustaschule.
Reyersbach, Waldemar, Kaufmann.

Crefeld.

Peltzer, Dr. jur. Rudolf.

Crefeld-Linn.

Miether. Friedrich, Reg.-Baumeister a. D.

Cronberg i/Taunus.

Scholderer, Dr. Emil, Direktor.

Dahlem b/Berlin.

Gerstenberg O., Generaldirektor der Versicherungsgesellschaft „Victoria“.

Dahme (Mark).

Gobiet, Dr. Otto.

Danzig.

Bibliothek des städt. Gymnasiums.
Dassé, Dr., Kaufmann.
Löschins Bibliothek des Realgymnasiums zu St. Johann.
Stadtbibliothek.

Danzig-Langfuhr.

Lemcke, Dr. Ernst, Oberlehrer.

Darmstadt.

Alt, Dr. Carl.
Berger, Dr. Arnold E., Professor.
Bibliothek der Grossherzoglichen Technischen Hochschule.
Edward, Hugo, Hofrat.
Hepp, C.
Hilsz, Karl, Privatier.
Hofbibliothek, Grossherzogliche.
Literarischer Verein.
Merck, Dr. phil. C. E.
Merck, Dr. Louis, Geheimer Kommerzienrat.
Merck-Moller, Frau Geh. Kommerzienrat.
Mülberger, Dr. F.
Weber, Frau Geh. Justizrat Dr.
Wulckow, Dr., Direktor.

Deidesheim (Pfalz).

v. Buhl, Dr. Eugen, Reichsrat der Krone Bayern.

Dessau.

Antoinettenschule, Herzogliche.
Faehndrich, Frau Oberingenieur Marie.
Friedrichs-Gymnasium, Herzogl.
v. Oechelhäuser, Generaldirektor d. deutsch. Kontinental-Gasges.

Detmold.

v. Donop, Adolar, Kammerherr.
Gymnasium Leopoldinum.
v. Meysenbug, Freiherr, Major a. D. und Kammerherr.

Döbern b/Forst.

Gülke, Frau Auguste, geb. Vulpius.

Dölitz b/Leipzig.

Dodel, Friedr. Wilh., Kaufmann.

Donaueschingen.

Hofbibliothek, Fürstlich Fürstenbergische.

Dortmund.

Gymnasial-Kuratorium.

Dresden.

Arndt, Jul. Max, Grosskaufmann.
Arnhold, G., Kommerzienrat.
Aulhorn, Ernst Rud.
v. Biedermann, Freifrau Antonie, geb. v. Trützschler.
Bienert, Erwin, Mühlenbesitzer.
Bondi, Dr. Felix.
v. Boxberg-Zschorna, Frau Oswine, geb. Keil.
Buff-Giessen, Hans, Kammersänger.
de Cuvry, Frau Dora.
Fleischhauer, Ernst, Rechtsanwalt.
Förster, Dr. med. Fritz.
Gmeiner-Benndorf, Frau Kommerzienrat Rosa.
Götze, Dr. Edmund, Professor beim Kadettencorps, Hofrat.
Hasper, Dr. Theodor, Professor.
Hassel, Dr. Paul, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Hauptstaatsarchivs.
Henckel v. Donnersmarck, Frau Gräfin, Exc.

Dresden.

v. Herder, Joh., Rittmeister im Garde-Reiter-Regiment.
v. Hohenthal und Bergen, Graf, Staatsminister, Exc.
Jaensch, Emil, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Kettembeil, Frau Landricht. Johanna.
Knoop, Wilhelm, Konsul.
Körner-Museum der Stadt Dresden.
Koetschau, Dr. K. K., Direktor des Königl. historischen Museums.
Krieg, Fräulein Luise, Lehrerin.
Kuehn, Dr., Amtsgerichtsrat.
Leopold, Dr., Professor, Geheimer Medizinalrat.
Lewinger, Ernst, Oberregisseur.
v. Lindenfels, G., Kgl. Oberförster.
Lücke, Dr. Herm., Professor.
Mahr, Frau Generalin.
v. Malapert-Neufville, Freifrau M. C.
v. Mangoldt, Fräulein Helene.
Meinert, Dr. med. E.
Meyer, Dr. Wolfgang Alexander, Hofrat, Kgl. Hofdramaturg.
Michaelsen, Heinrich, Rechtsanwalt.
Müller, Dr. Theodor, Landgerichtspräsident.
v. Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Legationsrat im Königl. Ministerium.
v. Nostitz-Drzewiecki, Frau Legationsrat.
Overbeck, Fräulein Camilla.
Posse, Dr. phil., Regierungsrat.
Rachel, Dr. Paul, Professor.
Rhode, Fräulein Helene.
Richter, Otto E.
Ritter, Dr. med.
Ritterstädt, Dr., Geh. Rat und Ministerial-Direktor.
Rüger, Dr. jur. C. W., Staats- u. Finanzminister, Exc.
Sauer, Frau Dr. Marie.
Schanze, Dr. jur. Oscar, Professor, Kaiserl. Reg.-Rat a. D.
Scheidemantel, K., Kammersänger.
Schnorr v. Carolsfeld, Dr. Franz, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
v. Schultzendorff, Frau verwitwete Kammerherr.
Sendig, Rudolf, Hôtelbesitzer.
Steinbach, Frl. Margarethe.
Stern, Dr. A., Professor.
Stürenburg, Dr. H., Professor, Rektor der Kreuzschule.

Dresden.

Vogel, Dr. Theodor, Professor, Geh. Schulrat.
Vollmöller, Dr. Karl, Professor.
Vorländer, H., Rentner.
v. Weber, Freifrau, verwitwete Oberstleutnant.
Wiecke, Paul, Kgl. Hofschauspieler.
Wilke, Dr. jur. Ewald, Rechtsanwalt.
Winckler, Fräulein Marie Luise.
Woermann, Dr. Karl, Prof., Direktor der Kgl. Gemäldegalerie.
Würzburger, Dr. Eugen, Direktor des städt. Statistischen Amtes.
v. Zahn, Robert, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Zschille, Frau Geh. Kommerzienrat Therese, geb. v. Einsiedel.

Droyssig b/Zeitz.

Bibliothek d. Königl. Erziehungs- u. Bildungsanstalten.

Drübeck b/Wernigerode i/H.

v. Welck, Freiin Anna, Äbtissin des Klosters.

Duisburg a/Rh.

Feller, W., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
vom Rath, Wilhelm.
Schmitz, Dr. jur. Karl, Landgerichtsrat.
Vijgen, Dr. jur. Max, Landrichter.
Weber, Dr. jur. Ludwig, Landrichter.
Weismann, Dr. jur. Rob., Staatsanw.

Dulzen b/Preuss. Eylau.

Rosenow, Frau Johanna, geb. Fredenhagen, Rittergutsbesitzerin.

Düren (Rheinland).

Schoeller, Frau Guido.

Düsseldorf.

Frotscher, A., Buchhändler.
Künstler-Verein »Malkasten«.
Leber, Engelbert, Ingenieur.
Rhein. Goethe-Verein für Festspiele.

Egern (Oberbayern).

zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Prinz Otto, Durchlaucht, Generalleutnant, General à la suite.

Eisenach.

Appelius, Dr., Rechtsanwalt.
Erbslöh, Kommerzienrat.
Hissbach, Dr. phil., Oberlehrer am Realgymnasium.
Hossfeld, Dr. Carl, Professor, Oberlehrer am Gymnasium.
Kieser, Dr. theol. Hugo, Superintendent.
Meinecke, Heinrich, Regierungs-Baumeister.
Michels-Schnitzler, Frau Anna.
Naumburg, Dr. Paul, Bezirksrat.
Nicolai, Dr. Wilhelm, Oberlehrer am Realgymnasium.
Stoetzer, Dr., Geh. Oberforstrat, Oberlandforstmeister.
Streck, Carl, Apotheker.
Vogl, Moriz, Oberst a. D.
v. Wurmb, Frau E., geb. Gräfin v. Bothmer.

Eisenberg (Sachsen-Altenburg).

Gymnasial-Bibliothek.

Eisleben.

Mager, Frau Amtsgerichtsrat.

Elberfeld.

Böttinger, Dr. Henry P., Geh. Rat, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Grafe, Frau Hermann.
Martens, Dr. Ludwig, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Peill, Conrad.
Simons, Walter, Kommerzienrat.
Springmann, Ed., Fabrikant.
Weychardt, Conrad.

Emden.

Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Metger, Rud., Rechtsanwalt und Notar.

Emmendingen.

Feldbausch, Dr. Otto, Medizinalrat.

Erdmannshain b/Leipzig.

Lustig, Dr. Max.

Erfurt.

Barth, M., Geh. Regierungsrat.
Gymnasium, Königl.
Haupt, Hans, Schriftsteller und Redakteur.

Erfurt.

Kalau vom Hofe, Oberlehrer.
Kürsten, Dr. phil. Otto, Oberlehrer.
Lorenz, Dr. phil. Theodor.
Lucius, Ferd., Geh. Kommerzienrat.
Oberrealschule, städtische.
Realgymnasium, Königl.
Stürcke, Hermann, Geh. Kommerzienrat.
Treibs, Carl, Komponist u. Pianist.
Wilson, Karl, Landgerichtsrat.

Erlangen.

Rosenthal, Dr. J., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Essen a/Ruhr.

Becher, Frau Präsident.
Krupp'sche Bücherhalle.
Martiny, Eisenbahndirektor.

Falkenhof b/Bensheim.

v. Marx, Heinrich.

Falkenstein i/Taunus.

Besold, Frau Dr. Gertrud, geb. Lent.

Flensburg.

Crespel, A., Rechtsanwalt.
Graef, Dr. phil. Fritz, Oberlehrer.
Pindter, Dr. jur. Ludwig, Kriegsgerichtsrat.

Flonheim (Rheinhessen).

Knell, Dr. Karl, prakt. Arzt.

Frankenthal (Rheinpfalz).

Baum, W., Senats-Präsident.

Frankfurt a/M.

Stadt Frankfurt a/M.
Abendroth, Moritz, Buch- und Kunsthändler.
Albert, Frau Elisabeth.
Auerbach, Fritz.
Baer, Simon Leopold, Buchhändler.
Baerwald, Dr. Hermann, Realschul-Direktor.
de Bary, Dr. med. Joh. Jacob, Sanitätsrat.
Beil, Frau Sanitätsrat Dr.
Beit, Frau Eduard.
Benkard, Dr. jur. E., Justizrat.

Frankfurt a/M.

Berghoeffer, Dr., Bibliothekar der Freiherrl. Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek.
Bertuch, August, Professor.
v. Bethmann, Freiherr Simon Moritz.
Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts.
Bibliothek der Polytechnischen Gesellschaft.
Bibliothek, Freiherrl. Carl v. Rothschild'sche öffentliche.
Binswanger, Rudolf, Kaufmann.
Boehler, Ludwig.
Braunfels, Otto.
v. Brüning, Frau Dr. Clara.
Bürgerverein.
Burghold, Dr. Julius, Rechtsanwalt.
Cahn-Blumenthal, Hch., Kaufmann.
Detloff, Adolf, Verlagsbuchhändler.
Donner-v. Richter, Otto, Historienmaler.
Dotter, Fräulein Doris.
Dreyfus, Stud. phil. Albert.
Dreyfus, Georges.
Ebler, Frau Rosa.
Eckhard, Frau Dr., Oberlandesgerichtsrat-Wwe.
Ehlers, Dr. R., Konsistorialrat.
Ellissen, August.
Emden, Heinrich.
Flauaus, Robert, Stadtverordneter.
Flersheim, Robert.
Frankfurter Zeitung (Redaktion).
Fries, Jacob, Ingenieur u. Fabrikant.
Geiger, Dr. Berthold, Rechtsanwalt, Justizrat.
Goldschmidt, Dr. jur. Hermann.
Goldschmidt, Frau Kommerzienrat.
Günther, Ferdinand, Kunsthändler.
Hammeran, Dr. phil. A.
Hartmann-Kempf, Eugen, Professor.
Hering, Dr. Robert Eugen.
Herxheimer, Frau Sanitätsrat.
Heuer, Dr. Otto, Professor, Generalsekretär des Freien Deutschen Hochstifts.
Hoffmann, Frau Dr. Therese, Geh. Sanitätsrats-Wwe.
Jensen, Paul, Intendant.
Jung, Dr. phil. Rudolf, Stadtarchivar.
Jungmann, Eduard.
Kahn, Bernhard, Bankier.
Kahn, Julius.
Keyl, Georg Albert.

Frankfurt a/M.

Koch, Frau Anna Luise, geb. v. St. George.
Koch, Louis, Hofjuwelier.
Küchler, Eduard.
Küchler-Genth, Frau.
Liebmann, Dr., Rechtsanwalt.
Lucius, Frau Dr.
Marsson, Dr. jur. Rich., Oberlandesgerichtsrat.
May, Eduard Gustav.
Mayerfeld, Anton, Kaufmann.
Meinert, Carl, Fabrikbesitzer.
Meissner, Fräulein Emmy.
Meister, Frau Marie.
Melber, Walter Wolfgang.
Merian-Genast, Dr. Hans, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium.
Merton, W., Privatier.
Meyer, Ferdinand, Rentier.
Möbius, Dr. Martin, Professor.
v. Mumm, Frau Emma.
Neher, Ludwig, Architekt.
Neumann, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Ochs, Richard, Kaufmann.
Osterrieth, Alexander, Kaufmann.
Oswalt, Frau Wwe. Brandine, Verlagsbuchhändlerin.
Oswalt, Dr. jur. H., Rechtsanwalt, Justizrat.
Oswalt, W. E., Verlagsbuchhändler.
Panzer, Dr. Friedrich, Professor.
Peschel, Frau Prof. Dr., geb. Kamp.
Pfeiffer, C. W.
Phillippi, Fräulein Helene.
Pinner, Dr. Oscar, Arzt.
Posen, Sidney.
Quincke, Wolfgang, Schauspielregisseur der verein. Stadttheater.
vom Rath, Walter.
Rebner, Adolf, Violinist.
Reitz & Köhler, Buchhandlung.
Rosenmeyer, Dr. med. Ludwig.
Rumpf, Karl, Bildhauer.
Sandhagen, Anton.
Schacko, Frau Hedwig, Opernsängerin.
Scharff-Fellner, Julius, Kaufmann.
Schmidt-Metzler, Dr. Moritz, Geh. Rat, Exc.
Scholz, Dr. Bernhard, Professor.
Schott, Sigmund.
Schulz-Euler, Carl Friedrich, Verlagsbuchhandlung.
Schulz-Euler, Frau Sophie.

Frankfurt a/M.

Schuster, Alfred.
Sondheim, Moritz, Buchhändler.
Speyer, Frau Bankier Georg.
Stern, Dr. jur. Hans, Assessor.
Stern, Frau Theodor.
Stiebel, Heinrich, Kaufmann.
Stockhausen, Frau Prof. Clara.
Strasburger, Paul, Bankier.
Textor, C. W.
Trommershausen, Dr. E., Professor.
Valentin, Frau Professor.
Varrentrapp, Dr. A., Bürgermeister.
Völcker, Georg, Buchhändler.
Vohsen, Dr. med. Carl.
Welb-Ritter, Frau Architekt.
Werner, Julius.
Wohl, Jacques.
Woltze, Peter, Kunstmaler.
Wurzmann, Dr. Leo, Rechtsanwalt.
Ziegler, Carl, Ingenieur.

Frankfurt a/O.

Bachmann, Dr. Prof., Oberlehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium.
von Dewitz, Regierungspräsident.
Hoffmann, Paul, Lehrer.
Kühn-Schuhmann, Frau Antonie.

Freiberg i/S.

Heisterbergk, Ulrich, Justizrat.

Freiburg i/Br.

Cohn, Dr. phil. Jonas, Professor.
Diehl, Dr. phil. Ernst, Privatdozent.
Goldstein, Dr. med. Kurt.
Hettler, Eugen, Fabrikant u. Kaufmann.
Höcker, Heinrich, Professor.
Jaenisch, C., Königl. Preuß. Geh. Reg.-Rat.
Kluge, Dr. F., Professor, Hofrat.
Manz, Dr. med. Otto, Privatdozent.
Rümelin, Dr. G., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzogliche.
Wetz, Dr. Wilhelm, Professor.
Woerner, Dr. Roman, Professor.
Wohlgemuth, A., Oberamtsrichter.

Freiburg i/Schlesien.

Oberrealschule.

Freiburg i/Thüringen.

Schmidt, Frau Dr. Julian.

Freienwalde a/Oder.

Aegidi, Frau Geh. Legationsrat.
Quedefeld, Dr. G., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedberg (Hessen).

Trapp, Carl, Kommerzienrat.

Friedeberg (Neumark).

Lorentz, Dr. phil. Paul, Gymnasialdirektor.

Friedenau b/Berlin.

Dahms, Dr. Rudolf, Professor.
Deibel, Dr. phil. Franz.
Düsel, Dr. Friedrich, Redakteur d. Westermann'schenMonatshefte.
Fuchs, Dr. phil. Max, Oberlehrer.
Grunwald, Max, Schriftsteller.
Kleiber, Dr. Ludwig, Oberlehrer.
Langmann, Frau Dr. Amalia.
Marwitz, Dr. Bruno, Rechtsanwalt.
Meyer, Dr. jur. Alexander.
Meyer, Frau Dr. Hedwig.
Paetow, Dr. phil. Walter, Redakteur der Deutschen Rundschau.
Raabe, Dr. phil. Richard.
Roenneberg, Frau Melida, Schulvorsteherin.
Runze, Martin.
Steig, Dr. Reinhold, Gymnasial-Oberlehrer, Professor.

Friedrichstein b/Löwenhagen (O.-Pr.).

Doenhoff, Graf August, Wirkl. Geh.-Rat, Exc.

Fürstenwalde (Spree).

Schwarze, Fräulein Elisabeth, Schulvorsteherin.

Fulda.

Landesbibliothek, Ständische.

Fürth i/Bayern.

Besels, Heinrich, Kaufmann.

Georgengarten b/Dessau.

v. Ditfurth, Fräulein Else, Hofdame I. H. der Erbprinzessin Leopold von Anhalt.

Gera (Reuss j. L.).

Büttner, Dr. jur. Gustav, Justizrat.
Gymnasial- und Landesbibliothek, Fürstliche.
Kramer, Georg, Kaufmann.
Schlotter, Dr. jur. Alfred, Justizrat.
Schrader, Dr. med., Augenarzt.

Giehren (Schlesien).

Loeffler, Ludwig, Gutsbesitzer.

Giessen.

Behaghel, Dr. Otto, Professor.
Bock, Alfred, Schriftsteller.
Collin, Dr. J., Professor.
Hansen, Dr. Adolf, Professor.
Kinkel, Dr. Walter, Professor.
König, Walter, Professor.
Schmidt, Dr. jur. Arthur, Professor, Geheimer Justizrat.
Siebeck, Dr. H., Prof., Geh. Hofrat.
Strack, Dr. Adolf, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.

B.-Gladbach.

Zanders, Frau Fabrikant Hans.

M.-Gladbach.

Quack, Wm., Kommerzienrat.

Glückstadt.

Gymnasium, Königliches.

Godesberg b/Bonn.

Dernen, Hermann.
Hoesch, Frau Lucy.
Rohlfs, Frau Gerhard.

Görlitz.

Drevin, Helmuth, Apotheker.
Gymnasial-Bibliothek.
Rörig, A., Kgl. Eisenbahn-Verkehrs-Inspektor a. D.
Wieruszowski, Frau Salome Wwe.

Göttingen.

Coehn, Dr. phil. Alfred, Professor.
Deneke, Dr., Rechtsanwalt.
Dilthey, Dr. Karl, Professor.
Droysen, Dr. med. Felix, Professor und prakt. Arzt.
Ehlers, Dr., Professor.
Frensdorff, Dr. F., Professor, Geh. Justizrat.

Göttingen.

Gymnasium, Königl.
Haberling, Fräulein Elisabeth, Lehrerin.
Hentze, Dr. Kr., Professor.
Lehmann, Max, Professor.
Leo, Dr. F., Professor.
Lexis, Dr., Professor.
Meyer, Dr. Leo, Professor, Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrat.
Schlote, Fräulein Helene, Lehrerin.
Schröder, Dr. Edward, Professor.
Schulze, Dr. W., Professor, z. Z. in Berlin.
Seminar, Königliches, für deutsche Philologie.
Smend, Dr. jur. Rudolf.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Gotha.

Bibliothek des Gymnas. Ernestinum.
Bibliothek, Herzogliche.
v. Ebart, Freiherr P., Kammerherr, Intendant.
Leffson, Dr. phil. A.
Liebenam, Dr. W., Professor.
Lorenz, Alfred, Hofkapellmeister.
Purgold, Dr. K., Geh. Reg.-Rat, Direktor des Herzogl. Museums.
Rohrbach, Dr. phil. Carl E. M., Realschuldirektor.

Graudenz.

Klein, Dr. phil. Otto, Kgl. Gewerbe-Inspektor.

Greifswald.

Bibliothek des germanistischen Seminars.
Jung, Dr. Erich, Professor.
Reifferscheid, Dr. A., Professor, Geh. Rat.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Greiz.

Stier, Paul, Geh. Reg.-Rat.

Griesheim a/Main.

Lepsius, Dr. Bernhard, Professor.

Grimma b/Leipzig.

Fürsten- und Landesschule.

Grosskarben (Hessen).

v. Leonhardi, Freiherr Moritz, Gutsbesitzer.

Gross-Lichterfelde b/Berlin.

Gensel, Dr. Walther, Direktorialassistent b. d. Kgl. Museen z. Berlin.
de Gruyter, Dr. Walter, Verlagsbuchhändler.
Jacquet, Dr. med. W., Geh. Sanitätsrat.
Jaffée, Rechtsanwalt und Notar.
Kekulé von Stradonitz, Dr. jur. utr. et phil. Stephan, Fürstl. Schaumburg-Lippe'scher Kammerherr.
Lemp, Fräulein Eleonore.
Müller, Paul, Gymnasialoberlehrer.
Quincke, Walter, Kaufmann.
Rudorff, Ernst, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schwarz, Arthur, Generaldirektor.
Schwarz, Frau Generaldirektor Elisabeth.
Tilley, W., Institutsvorsteher.
Wassner, Dr. Julius, Gymnasial-Direktor.

Grüngräbchen, Post Schwepnitz (Sachsen).

Seidel, Rudolf, Rittergutsbesitzer.

Grunewald b/Berlin.

Bach, Rudolf, Amtsgerichtsrat.
Böckh, Dr. R., Professor, Geh. Rat.
Bondi, Dr. phil. Georg.
Burdach, Dr. Konrad, Professor.
Danneel, Geh. Admiralitätsrat.
Danneel, Frau Margarethe.
Dernburg, Friedrich, Schriftsteller.
Grandke, Frau Ministerialdirektor Meta, geb. Hempel.
Hartmann, Hugo, Kgl. Schauspieler.
Loewenstein, Frau verw. Stadtrichter Clara.
Mauthner, Fritz, Schriftsteller.
Schmid, Dr. jur. Aurelius.
Voss, Dr. Georg, Professor.
Wiebe, Emil, Rentner.

Guben.

Bornitz, Fräulein Elise, Lehrerin an der höheren Töchterschule.
Ewert, Dr., Direktor der Städt. höheren Töchterschule.
Hoemann, Rechtsanwalt u. Notar, Justizrat.
Mende, Albert, Landgerichtsrat.

Gumbinnen (Ostpr.).

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Moldaenke, Gymnasiallehrer, Prof.

Haggn (Schloss) b/Bogen a/Donau.

v. Schrenck-Notzing, Freiherr Leopold, Kgl. bayr. Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer, z. Z. in München.

Halberstadt.

Zimmer, Frau Rittmeister.

Halensee b/Berlin.

Gottschalk, Gustav, Kaufmann.
Hildebrandt, Dr. phil. Edmund.
Wunderlich, Dr. Hermann, Prof.

Halle a/S.

Belling, Frau Oberlehrer Dr. Marie.
Bertram, Frau Constanze, Oberbürgermeisterswitwe.
Bethke, L., Bankier.
Bibliothek der Höheren Mädchenschule in den Francke'schen Stiftungen.
Bibliothek des Stadtgymnasiums.
Bunge, Dr., Professor.
Fränkel, Dr. Carl, Professor.
Francke, Erich, Apotheker.
Fries, Dr., Professor, Direktor der Francke'schen Stiftungen.
Genzmer, Dr. A., Professor.
Gründig, A., Administrator der Buchdruckerei d. Waisenhauses.
Harnack, Dr. Erich, Professor.
Hessler, Dr. H., Prof., Ohrenarzt.
Hiller, Frau Professor Dr. E.
Kühn, Dr. J., Geh. Regierungsrat.
Lehmann, Heinrich, Bankier.
Leser, Dr. Edmund, Privatdozent.
v. Lippmann, Dr. Edmund, Professor.
Mekus, Dr., Arzt.
Niemeyer, Dr. Max, Verlagsbuchhändler.
Radlauer, Amtsgerichtsrat.
Robert, Dr. Karl, Professor.
Ross, Frau Professor Emma, geb. Schwetschke.
Saran, Dr. phil. Franz, Privatdozent.
Schmeitzer, Geh. Ober-Finanzrat.
Schulze, August, Direktor der Zuckerraffinerie.
Sparig, Dr. Eugen, Oberlehrer.
Strauch, Dr. Philipp, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
v. Voss, Frau Geh.-Rat.
Wagner, Dr. Albrecht, Professor.

Hamburg.

Arndt, Oskar (i/Fa. Arndt & Cohn).
Behn, Dr. jur. Hermann.
Behrmann, Dr. theol. G., Senior, Hauptpastor.
v. Berenberg-Gossler, John, Bankier.
v. Berger, Freiherr Dr., Generalintendant.
Bertheau, Dr. theol. Carl, Pastor.
Brackenhoeft, Dr. jur. E., Rechtsanwalt.
Cohen, Dr. Oberlandesgerichtsrat.
Daffis, Alfred Th., Ingenieur.
Daus, Stud. jur. et. cam. Edgar.
Ecker, Dr. O., Direktor der Hamburg-Amerika-Linie.
Ehlers, Frau Emilie, Oberin im St. Georg Schmilinski-Stift.
Embden, Dr. Heinrich.
Embden, Frau Dr. G. H.
Engel-Reimers, Frau Dr. A.
Fertsch, F. (i/F. Fertsch & Laeisz).
Gerstenberg, Dr. phil. Heinr., Oberlehrer.
Gloede, Dr. phil. Hermann.
Goldschmidt, Dr. phil. Adolf.
Gräfe, Lucas, Buchhändler.
Groothoff, H., Architekt.
Gruner, Dr. Th. W.
Güssefeld, Dr. phil. O. E., Kaufmann.
Hartmann, Dr. jur. K., Rechtsanwalt.
Hasselmann, Karl, Kaufmann.
Hertz, Dr. G., Senator.
Heylbut, Dr. phil. G.
Hottenroth, Hans, General-Agent.
Johler, A. B. Gustav (i/Fa. Mühlmeister & Johler).
Kaumann, Frau Albert.
Koenigsberger, J., Kaufmann.
Köster, Paul, Kaufmann.
Kreusler, Fräulein L.
Levy, Frau Dr. H. B.
Lewandowsky, A.
Lippert, Dr. jur. Ludwig J., Kaufm.
May, Anton.
Mayer, Dr. Gustav.
Mayer, Heinrich.
Meissner, Otto, Buchhändler.
v. Melle, Dr. Werner, Senator.
Metz, Adolf, Lic. theol., Professor am Johanneum.
Mönckeberg, Dr. Rudolf.
Newman, Fräulein Julie.
Oehrens, Dr. med. Wilhelm.
Oppenheim, Emil.

Hamburg.

Petersen, Rudolf, Direktor.
Pflüger, Dr. M.
Polack, Dr. phil. Alfred.
Pospischil, Maria, Schauspielerin.
Rebattu, Dr. Albert, Pastor zu St. Gertrud.
Redlich, Frau Direktor.
Ridderhoff, Dr. Kuno, Oberlehrer.
Rosenhagen, Dr. phil. Gustav, Oberlehrer.
Rouwolf, Richard.
Rudolph, G. A., Buchhändler.
Sasse, Wilhelm.
Scharlach, Dr. jur., Advokat.
Schemmann, K. U., Senator.
Schiff, Fräulein Jenny.
Schultze, Dr. Ernst.
Sieveking, Dr. med. Wilhelm.
Sokolowsky, Dr. phil. Rudolf.
Sommer, Frau Gustav.
Stadtbibliothek.
Stemann, Dr., Landgerichtsdirektor.
Suse, Dr. Theodor.
Thöl, Dr., Oberlandesgerichtsrat.
Tietgens, Hermann, Kaufmann.
Vering, Dr. jur. Carl, Gerichtsassessor a. D.
Warburg, Aby S.
Westphal, Dr. Ed., Rechtsanwalt.
Wohlwill, Dr. Adolf, Professor.
Wolffson, Dr. Albert.
Zarniko, Dr. Carl, Arzt.

Hanau.

Hosse, Georg.
Zimmermann, Frau Emma.

Hannover.

Benfey, Frau Else.
Berding, Friedrich.
Breul, Dr. med. Ludolf, Arzt.
Deetjen, Dr. phil. Werner, Privatdozent.
Freytag, Dr. Hans, Oberlehrer am Königl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium.
Gerlach, Frau Antonia.
v. Goldbeck, Hofkammer-Präsid.
Graetzel v. Graetz, Dr. P., Oberlehrer.
Heine, Paul.
Heise, Frau Clara.
Hüpeden, Fräulein Minna.
Meissner, Richard, Landgerichtsrat.

Hannover.

Nösselt, Dr. jur. Hermann, Versicherungs-Inspektor.
v. Philipsborn, Ernst, Reg.-Präsident.
Schaefer, H., Professor, Königl. Provinzial-Schulrat.
Schläger, Frau verw. Sanitätsrat.
Schmorl & von Seefeld Nachf., Buchhändler.
Schütze, Hermann.
Seeligmann, Sigmund, Direktor.
Spiegelberg, Frau Elsbeth, geb. Frank.
Tappert, Dr. Wilhelm, Oberlehrer.

Hattenheim i/Rheingau.

Wilhelmy, A., Obergerichts-Prokurator.

Heidelberg.

Abbott, Frau Dr.
v. Bernus, Freiherr Alexander.
Braune, Dr. W., Hofrat.
Buhl, Dr. H., Hofrat.
Daecke, K. F., Fabrikant.
Erb, Dr. Wilhelm, Prof., Geh. Rat.
Fischer, Dr. Kuno, Professor, Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Fürbringer, Dr. M., Professor, Geh. Hofrat.
Germanisch-Romanisches Seminar an der Universität.
Gernandt, Dr. phil. Carl, Professor.
Groos, Karl, Buchhändler.
Knaps, Fräulein Anna.
Koehler, Dr. Karl, Professor.
v. Lilienthal, Dr. Carl, Geh. Hofrat.
Marcks, Dr. Erich, Professor, Geh. Hofrat.
Meyer, Frau Geh. Rat Georg.
Peltzer, Dr. Alfred, Privatdozent.
Petsch, Dr. phil. Robert, Privatdozent.
Petters, Otto, Buchhändler.
Schöll, Dr. F., Professor, Geh. Hofrat.
Schwinger, Dr. phil. Richard.
Stählin, Dr. Karl, Oberleutnant a. D.
Thode, Dr. Henry, Geh. Hofrat.
Thomas, Phil., Architekt.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzoglich Badische.
v. Waldberg, Freiherr, Dr. Max, Professor.

Heidenheim.

Meebold, Frau Geheime Rat Natalie, geb. Guyet.

Heilbronn.

Harmonie-Gesellschaft.
Jaeckh, Dr. phil. Ernst, Chefredakteur der Neckarzeitung.
Sigmund, Gottlob, Kaufmann.

Heinrichsdorf b/Wilhelmsfelde (Reg.-Bez. Stettin).

Lenke, Fräulein Jenny.

Hildburghausen.

Gymnasium Georgianum, Herzogliches.
v. Petrovics, Paia, Redakteur.

Hildesheim (Hannover).

Deneke, Fräulein Emmy, Oberlehrerin.
Gymnasium Andreanum, Königl.
Städtische Bibliothek.

Hirschberg (Schlesien).

v. Humboldt-Dachroeden, Freiherr Bernhard, Hauptmann.

Hochweitzschen b/Klosterbuch i/Sa.

Ranniger, Dr. med. Theodor, Oberarzt an der Kgl. Landesanstalt.

Hoerde (Westf.).

Vohwinkel, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.

Hof (Bayern).

Hümmerich, Dr. Franz, Königl. Gymnasiallehrer.

Hofgeismar b/Cassel.

v. Ulrich, Frau Ilse.

Hofheim a/Taunus.

Blank, Dr. Albert, Chemiker.

Hohenfichte (Sachsen).

Hauschild, Max E., Geheimer Kommerzienrat.

Jena.

Apelt, Dr. O., Hofrat, Gymnasialdirektor.
Bertram, Frau Dr. Luise.
Binswanger, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat.
Binswanger, Frau Geheimrat.
Boeckh, Oberstleutnant a. D.
Brandis, Dr. K., Direktor der Universitätsbibliothek.
Buchholz, Frau Malvina, geb. v. Knebel.
Delbrück, Dr. B., Professor.
Dinger, Dr. Hugo, Professor.
Eggeling, Dr. H., Geh. Staatsrat, Kurator der Universität.
Eichhorn, Dr. med. Gust., prakt. Arzt.
Eucken, Dr. R., Prof., Geh. Hofrat.
Frankenhäuser, Frau verw. Profess. Helene.
Gerland, Dr. H., Privatdozent.
Götz, Dr., Professor, Geh. Hofrat.
Haeckel, Dr. Ernst, Professor.
Harseim, Adolf, Wirkl. Geh. Kriegsrat a. D. mit dem Range eines Rates erster Klasse.
Jobst, Oberstleutnant z. D.
Kniep, Dr., Professor.
Knorr, Dr. L., Prof., Geh. Hofrat.
Leitzmann, Dr. Albert, Professor.
Liebmann, Dr. Otto, Professor, Geh. Hofrat.
Ludewig, Fräulein Antonie, Vorsteherin der Carolinenschule.
v. Meysenbug, Freiherr, Ober-Kammerherr, Exc.
Michels, Dr. Victor, Professor.
Preller, Frau verw. Sanitätsrat.
Rein, Dr. Wilhelm, Professor.
v. Richthofen, Freiherr D., Oberlandesgerichtsrat.
Rosenthal, Dr. Eduard, Professor.
Schlösser, Dr. Rudolf, Professor.
Schulz, Dr. med. Friedr., Professor.
Singer, Oberbürgermeister.
Stichling, Carl, Geh. Justizrat.
Stoy, Frau Dr. Heinrich.
Stoy, Dr. Stephan, Privatdozent.
Türck, Dr. phil. Hermann.
Universitäts-Bibliothek.
Unrein, Dr. Otto, Professor, Oberlehrer am Gymnasium.
Urban, Arno, Rittergutsbesitzer.
v. Vogel-Frommannshausen, Frau Anna, k. k. Regierungsrats- u. o. ö. Professors-Witwe.

Jena.

Vogt, Aug., Landkammerrat.
Wagenmann, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, Direktor der Augenklinik
Walther, Dr. phil. Johannes, Prof.
Wilhelm, Dr. Eugen, Prof., Hofrat.

Illenau b/Achern.

Schüle, Dr. H., Geh. Hofrat.

Ilmenau.

»Gemeinde Gabelbach«, Gesellschaft.
Graupner, Franz, Lehrer.

Insterburg.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
v. Lüdinghausen-Wolff, Baron, Generalleutnant und Kommandeur der 2. Division, Exc.

Kappeln (Schleswig-Holstein).

Niemeyer, J., Amtsrichter.

Karlsruhe i/B.

Bernays, Ulrich.
Bielefeld, Frau Konsul H.
Bürklin, Dr. jur. Albert, General-Intendant d. Grossherzogl. Hoftheaters.
v. Chelius, Rich., Geh. Kabinetsrat, Kammerherr.
v. Eisendecher, Frau, geb. Freiin v. Eickstedt, Exc.
Eller, Dr. Carl, Oberlandesgerichtsrat.
Ettlinger, Fräulein Anna.
Ettlinger, Dr. Emil.
Göller, L., Geh. Ober-Finanzrat.
Hauser, Frau Sophie.
Heinsheimer, Frau Oberlandesgerichtsrat.
Hof- und Landesbibliothek, Grossh.
Kilian, Dr. Eugen, Regisseur am Hoftheater.
Liebermann, Gustav (i/Fa. A. Bielefeld's Hofbuchhandlung).
Mainzer, Fräulein Helene.
Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
v. Oechelhäuser, Dr. A., Hofrat, Professor am Polytechnikum.
Ordenstein, Heinrich, Direktor des Konservatoriums für Musik.

Karlsruhe i/B.

Regensburger, Fräulein Marie.
Seubert, Emil, Geh. Rat.
Weltzien, Alexander.
Wendt, Dr. Gustav, Geh. Hofrat.

Schloss Kaulwitz b/Namslau (Schlesien).

v. Strachwitz, Frau Gräfin, geb. Gräfin Henckel v. Donnersmarck.

Kennenburg b/Esslingen a. Neckar.

Landerer, Dr. med. Paul, Hofrat, Direktor der Heilanstalt.

Kiel.

v. Ahlefeldt-Dehn, Baron Louis.
Deussen, Dr. Paul, Professor.
Gering, Dr. H., Professor, Geh. Reg.-Rat.
Kauffmann, Dr. Fr., Professor.
Kirchhoff, Frau Admiral, Exc.
Mühlau, Dr. F., Professor.
Niepa, Alexander, Chefredakteur.
Noack, Dr. Ferdinand, Professor.
Schöne, Dr. Alfred, Professor, Geh. Rat.
Siemerling, Dr. E., Professor.
Stange, H., Professor.
Toeche, Paul, Hofbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Klein-Eichholz, Post Prieros (Mark).

Meyer, Lothar, Rittergutsbesitzer.

Kleinhänchen b/Uhyst (Sachsen).

Hanowsky, O., Regier.-Rat a. D.

Klein-Oels b/Ohlau i/Schlesien.

Yorck v. Wartenburg, Graf Hans.
Yorck v. Wartenburg, Graf Heinrich.

Kohlhöhe b/Gutschdorf (Schles.).

v. Richthofen-Damsdorf, Freiherr, Ober-Reg.-Rat.

Königsberg i/Pr.

Alscher, Dr. Walther, Rechtsanwalt.
Baumgart, Dr. Hermann, Professor, Geh. Reg.-Rat.
Bibliothek der städtischen Realschule.

Königsberg i/Pr.

Bibliothek des Altstädtischen Gymnasiums.
Bibliothek des Kneiphöfischen Gymnasiums.
Bibliothek des Königl. Friedrichs-Collegiums.
Bibliothek des städtischen Realgymnasiums.
Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Brode, Max, Professor, Dirigent der Kgl. Sinfonie-Konzerte.
Frohmann, Dr. med. Julius, prakt. Arzt.
Gerber, Dr. med. P. H., Professor.
Gruenhagen, Dr., Professor, Geheimrat.
Güterbock, Dr. jur., Professor, Geheimrat.
Gyssling, Robert, Rechtsanwalt.
Hecht, Dr. Max, Professor.
Jacoby, Frau Sophie.
Kochendörffer, Dr. Karl, Oberbibliothekar der Königl. und Universitäts-Bibliothek.
Königin Luise-Schule.
Königl. u. Universitäts-Bibliothek.
v. Moltke, F., Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Exc.
v. Moltke, Frau Oberpräsident Julie, geb. Zuckschwerdt, Exc.
Muth, J. F., Hauptmann und Kompagnie-Chef.
Rachfahl, Dr. Felix, Professor.
Rosenfeld, Ernst, Kaufmann.
Scherschewski, Dr. jur., Kaufmann.
Schöndörffer, Dr. Otto, Professor.
Seelig, Dr. med. Albert, prakt. Arzt.
Stern, Frau Dr. Agnes, geb. Wiehler.
Teppich, Frau Emil.
Vogel, Rudolf, Justizrat.

Königswinter.

Wenzel, Th., Amtsgerichtsrat.

Schloss **Könitz** i/Thüringen.

Reiss, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rat.

Bad **Kösen.**

Schütze, Dr. med. Carl.

Kötzschenbroda b/Dresden.

Hahn, Gustav, Referendar.

Konitz (West-Pr.)

Gräbner, Dr. phil. Walther.

Konstanz.

Binswanger, Dr. med. Robert.
Brandes, Wilhelm, Bankdirektor.
Mathy, Joh. Wolfg.
Ottendörfer, Dr. Hermann, Landgerichtsrat.
Smidt, Dr. H., prakt. Arzt.

Lahr i/Baden.

Stadtbibliothek.

Landau (Pfalz).

Henigst, Oskar.
Ludowici, August.
Zahn, August, Kgl. Landgerichtsdirektor.

Landeshut i/Schlesien.

Realgymnasium, Städtisches.

Landsberg a/Warthe.

Daffis, Dr. jur. E., Landrichter.
Körting, Amtsrichter.
Lenz, Hermann, Rentier.
Ogoleit, Wilhelm, Buchhändler.

Lauban i/Schlesien.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.

Leipzig.

Adam, Richard, Landrichter.
Asenijeff, Frau Elsa, Schriftstellerin.
v. Bahder, Dr. Karl, Professor.
Baur, Fräulein Marie.
Berlit, Georg, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliographisches Institut.
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Bibliothek des Nikolaigymnasiums.
Bibliothek des Thomasgymnasiums.
Binding, Dr. Karl, Professor.
Brahn, Dr., Privatdozent.
Brockhaus, Dr. Eduard, Verlagsbuchhändler.
Brockhaus, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
Brugmann, Dr. Oskar, Prof., Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium.
Bruns, Eduard, Kaufmann.
Curschmann, Dr. med., Professor, Geh. Medizinal-Rat.
Degenkolb, Dr., Professor.
Dietz, Reichsgerichtsrat.

Leipzig.

Doren, Dr. A., Privatdozent.
Dürr, Alphons F., Stadtrat.
Dürr, Dr. Alphons, Verlagsbuchhändler.
Finkelstein, Anton.
Flügel, Dr. Ewald, Professor.
Friedberg, Dr. Emil, Prof., Geh. Hofr.
Geibel, Frau Leonore, geb. Weisz.
Geibel, Frau Marianne.
Gensel, Dr. jur. Julius, Justizrat.
Georgi, Dr. Otto, Rechtsanwalt.
Giesecke, Dr. Alfred, Verlagsbuchhändler.
Goetz, Ernst.
Goetze, Fräulein Auguste, Kammersängerin.
Haarhaus, Julius R., Redakteur und Schriftsteller.
v. Hahn, Alban, Schriftsteller.
v. Hahn, Frau Präsident.
Hansmann, Fräulein Dr. phil. Frida.
Harrwitz, Dr. jur. Paul, Direktor der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt.
v. Hase, Dr. Oskar, Verlagsbuchh., Hofrat.
Heinemann, Dr. phil. Karl, Professor.
Henning, Dr. Hans, Schriftsteller.
Herbst, Günther, Kaufmann.
Hildebrand, Dr. phil. Rudolf, Realschul-Oberlehrer.
Hirzel, Georg, Verlagsbuchhändler.
Jäckel, Dr. phil. Fritz.
Junck, Dr. jur. Joh., Rechtsanwalt.
Jungmann, Dr., Professor, Rektor zu St. Thomae.
Kästner, Fräulein Martha.
Keil, Dr. phil. Alfred.
Kippenberg, Dr. phil. Anton.
König, Wilhelm.
Köster, Dr. Albert, Professor.
Krüger, Generalleutnant z. D., Exc.
Kunz, Dr. Heinrich, Staatsanwalt.
Lange, Dr. phil. Robert.
Lehmann, Dr. Ernst, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
»Leipziger Presse«, Verein.
Leskien, Dr. A., Professor.
Liebisch, Bernhard, Buchhändler.
Limburger, Dr. jur. Walther, Rechtsanwalt.
Lipsius, Dr. Hermann, Professor, Geh. Hofrat.
Meyer, Friedrich Heinrich, Buchhändler und Antiquar.

Leipzig.

Möller, Dr. phil. Heinrich.
Nachod, Frau Konsul Marie.
Oldenbourg, Fräulein Marie.
Otto, Dr. jur. Curt.
Poeschel, Carl Ernst, Verlagsbuchhändler.
Prüfer, Dr. jur. et phil. Arthur, Professor.
Rabe, Max, Obersekretär beim Reichsgericht.
Rabl, Dr. Carl, Professor.
Reclam, H. H., Verlagsbuchhändler.
Romberg, Dr. O. L., Geh. Justizrat.
Rost, Adolph, Buchhändler (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung).
Schall, Dr. Richard, Rechtsanwalt beim Reichsgericht.
Scheibner, Dr. Wilh., Prof., Geh. Hofr.
Schmidt, Reinhard Benno.
Schneider, Carl, Kaufmann.
Schreiber, Dr. Theodor, Professor.
Schröder, Martin, Kaufmann.
Schulz, Dr. phil. Hans, Bibliothekar beim Reichsgericht.
Schulz, Hermann, Buchhändler.
Schunck, Fräulein Cornelia.
Schuster, Dr. phil. Hermann, Institutsdirektor.
Schwabe, Frau Susanne, geb. Klemm.
Seemann, Arthur, Verlagsbuchhändler.
Segnitz, Eugen, Musikschriftsteller.
Seminar, Königl. Deutsches.
Sievers, Dr. E., Professor.
Simon, Dr. jur. Gustav Wilhelm, Rechtsanwalt.
Simon, Frau Stadtrat Hedwig.
Simon, Fräulein Luise.
Stadtbibliothek.
Steche, Frau Elisabeth.
Steffen, Dr. Georg, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Stumme, Dr med. Emmerich Gerh.
Sudhoff, Dr. Karl, Sanitätsrat, Prof.
v. Tauchnitz, Freiherr Bernhard, Verlagsbuchhändler.
Titze, Adolf, Verlagsbuchhändler.
Tröndlin, Dr., Oberbürgermeister.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Voerster, Alfred, Buchhändler.
Vogel, Dr. Julius, Professor, Kustos am städt. Museum.
Voigt, Dr. phil. Hans, Gymnasial-Oberlehrer.

Leipzig.

Volkelt, Dr. Johannes, Professor.
Wagner, Dr. med. Paul, Privatdozent.
Weber, Dr. phil. Robert, Gymnasial-Oberlehrer.
Weicher, Th. (i/Fa. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung).
Wendtland, Dr. jur., Handelskammersekretär.
Wiegand, Ernst, i. Fa. Alfred Lorentz.
Wildhagen, Dr., Rechtsanwalt.
Willner, Dr.
Windscheid, Fräulein Dr. Käthe.
Witkowski, Dr. Georg, Professor.
Wülker, Dr. Richard, Professor, Geh. Hofrat.
Wundt, Dr. Wilh., Professor.
v. Zahn, Dr. Karl, Rechtsanwalt.
Zarncke, Dr. Eduard, Professor.
Zeitler, Dr. Julius.

Leutzsch b/Leipzig.

Pfalz, Dr. Franz, Professor, Realschuldirektor a. D.

Lich b/Giessen.

zu Solms-Hohensolms-Lich, Frau Fürstin, Durchlaucht.

Limburg a. d. Lahn.

Friedländer, Dr. Adolf, Landrichter.

Lindau i/B.

Brüller, Max, Kgl. Bezirks-Tierarzt.

Linden b/Hannover.

Bibliothek des Königl. Kaiserin Augusta-Victoria-Gymnasiums.
Haase, Frau Helene.
Laporte, Frau Justizrat L., geb. Egestorff.
Lücke, Dr. O., Gymnasialdirektor.

Löcknitz (Pommern).

v. Eickstedt-Peterswald, Frau Gräfin, geb. v. Eisendecher.

Lötzen (Ost-Preussen).

Krassowsky, Dr. phil. Walther, Oberlehrer.

Lübeck.

Ernestinenschule.
Eschenburg, D. Em. Wilhelm, Kaufmann.
Fehling, Dr., Senator, Rechtsanwalt.
Grisebach, Erich, Landrichter.
Kulenkamp, Dr. jur. Eduard, Rechtsanwalt.
Linde, Dr. jur. Adolf, Rat am Stadt- und Landamt.
Otte, Hermann, Bankdirektor.
Schillerstiftung, Lübeckische.
Stadtbibliothek.

Luckenwalde.

Goldschmidt, Carl.

Ludwigshafen a/Rhein.

Bibliothek der städt. höheren Mädchenschule.

Ludwigslust.

Schaumkell, Lic. theol. Dr. Ernst, Oberlehrer, Professor.

Lüneburg.

Gravenhorst, K., Justizrat.

Lyck (Ost-Preussen).

Gymnasium, Königliches.

Magdeburg.

Athene (Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft).
Ergang, Carl.
Glasewald, Konsistorialpräsident.
Liebau, Frau Fabrikbes. Hermann.
Lippert, Bernhard, Kaufmann.
Neuschaefer, Dr. phil. Max.
Quasthoff, Ernst, Bergwerks-Direkt.
Richard, Fräulein Frida.
Strauss, Heinrich, Stadtrat.
Sträter, Dr. phil. E., Oberlehrer.
Trosien, E., Ober- u. Geh. Reg.-Rat.
Zuckschwerdt, Frau Kommerzienrat Fanny.

Magnitz.

b/Koberwitz (Kr. Breslau).

vom Rath-Magnitz, Ernst, Majoratsbesitzer.

Mainz.

Feldheim, C. F., Geh. Kommerzienrat.

Mainz.

Heidenheimer, Dr. phil. Heinrich, Stadtbibliothekar.
Heiden-Heimer, Josef, Kaufmann.
Horch, Dr. Hermann, Justizrat.
Matthaei, M., Reg.- und Baurat.
Scholz, Carl (Firma Jos. Scholz).
Schultheis, Albrecht.
Stadtbibliothek.

Mannheim.

Bibliothek, öffentliche.
Darmstaedter, Dr., Rechtsanwalt.
Hecht, Dr. Felix, Geh. Hofrat, Bankdirektor.
Hirsch, Emil.
Hirsch, Louis, Kaufmann.
Kahn, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
Köhler, Martin, Kaufmann.
Ladenburg, Frau Geh. Rat Ida.
Lenel, Alfred, Kaufmann.
Loewe, M. (Firma Loewe & Eschellmann).
Martin, Paul, Bürgermeister.
Reimann, Frau Dr. Clara, geb. Diffené.
Reiss, Fräulein Anna.
Seiler, Dr. Otto, Rechtsanwalt.
Staudt, Dr. med. J., prakt. Arzt.

Marbach a/Neckar.

Schillermuseum.

Marburg a/Lahn.

Budde, Dr. Karl, Professor.
Christlieb, Dr. phil. Max.
Cohen, Dr. H., Professor, Geh. Rat.
Elster, Dr. Ernst, Professor.
Fraenkel, Fritz.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gymnasium, Königliches.
Hartwig, Frau verw. Geh. Rat.
Maync, Dr. phil. Harry, Privatdozent a. d. Universität.
Rade, Dr. theol. Martin, Professor.
Rathke, Dr., Professor.
Reissert, Dr. Arnold, Professor, Regierungsrat a. D.
Souchay, C. C., Gutsbesitzer.
v. Sybel, Ludwig, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Varrentrapp, Dr. C., Professor.
Vogt, Dr. Friedrich, Professor, Geh. Reg.-Rat.
Wenck, Dr. K., Professor.

Marienfelde b/Berlin.

Heine, Franz.

Marienwerder (West-Preussen).

Lewald, Dr. Otto, Oberregierungsrat, z. Zt. in Berlin.

Mechelroda b/Weimar.

Dyes, Frau Helene,
Dyes, H., Kapitänleutnant.

Meerane i/S.

Scheitz, Dr. Emil, Apotheker.

Meiningen. (Sachsen-Meiningen).

Servé, Frau Tilly.

Meissen.

Bibliothek der Kgl. Fürsten- und Landesschule.

Memel.

Luisen-Gymnasium, Königl.
Valentin, Richard.

Meseberg b/Gransee.

Lessing, Gotthold, Rittergutsbesitzer.

Meseritz (Prov. Posen).

Pick, Dr. A., Oberlehrer, Professor.

Metz.

Neuffer, Dagobert, Hofschauspieler, Direktor des Stadttheaters.
Serlo, Walter, Kaiserl. Bergmeister.

Minden (Westfalen).

Kruse, Frau Regierungspräsident, geb. Zanders.

Mülhausen i/Elsass.

Kestner, Dr. Hermann, Geh. Medizinalrat.

Mülheim a/Ruhr.

Coupienne, Eugen, Lederfabrikant.
Stinnes, Frau Hugo.

München.

Ackermann, Theodor, Kgl. Hofbuchhändler.
Bauer, Karl, Maler.
Bechmann, Dr. jur. Adolf, Amtsrichter.
Bernstein, Max, Schriftsteller.
v. Bissing, Dr. jur., Freiherr Friedr. Wilhelm.
Bittmann, Friedrich.
v. Bodman, Freiherr J. Ferd., Grossh. Badischer Gesandter.
Bohnenberger, Fräulein Bertha.
Bronsart v. Schellendorf, Kammerherr, Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Buerkel, Tony, Rentier.
Chambon, Dr. E.
Cornelius, Dr. Hans, Professor.
Czermak, Ernst, Gutsbesitzer.
v. Dursy, Kaiserl. Ministerialrat.
Eisenlohr, Dr. med. Ludwig.
Fränkel, Dr. Ludwig, Kgl. Realschulprofessor.
v. Gietl, Ritter Max, Ministerialrat.
Göppinger-Meebold, Frau Adelheid.
Graetz, Dr. Leo, Universitäts-Prof.
Guggenheimer, Fräulein Hedwig.
Haaser, Ernst, Journalist.
Hanfstängl, Edgar, Hofrat.
v. Hausmann, Frau Justizrat Betty.
Heyse, Dr. Paul.
Hirth, Dr. Georg, Schriftsteller, Herausgeber der „Jugend“.
Hof- und Staatsbibliothek, Kgl.
Horn, Dr. Ernst.
Huber, Cand. phil. Jakob.
Klarmann, J., Oberstleutnant a. D.
Landauer, Karl.
Lehner, Johann, Direktor der Bayer. Notenbank.
Lehrerbibliothek, Städtische.
v. Marogna, Graf.
Maurach, Dr. Johannes, Dramaturg des Stadttheaters.
Mottl, Felix, Generalmusikdirektor.
Muncker, Dr. Franz, Professor.
v. Naegeli, Frau verw. Professor Henriette.
Oberhummer, Roman.
Oelschläger, Dr. phil. Hermann.
Paul, H., Professor.
v. Pechmann, Freiherr Wilhelm, Direktor d. Bayer. Handelsbank.
v. Perfall, Freiherr, General-Intendant der Königl. Hofmusik, Exc.

München.

Petzet, Dr. Erich, Sekretär der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.
Quidde, Dr. phil. L.
Rabel, Adolf, Kaufmann.
v. Ritter, Fräulein Marie.
Savits, Jocza, Oberregisseur des Kgl. Hoftheaters.
Scharrer-Santen, Eduard, Schauspieler.
Schick, Dr. Jos., Professor.
Schlagintweit, Dr. Felix, Arzt.
Schmidt, Dr. med. Oswald.
Schmidt-Leda, Dr., Kaiserl. Gesandter a. D.
Schubart-Czermak, Frau Dr. Sofie, Gelehrten-Witwe.
Solbrig, Dr. Veit, Kgl. Generalarzt a. D.
Stauffer, Dr. A., Professor.
Steiner, Dr. Otto, Professor.
Stern, Fritz, Schriftsteller.
Stettner, Dr. Thomas, Gymnasial-Professor.
Sulger-Gebing, Dr. phil. Emil, Prof. a. d. Kgl. Techn. Hochschule.
Traube, Dr. Ludwig.
Ultsch, Andreas, Kaufmann.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Urlichs, Dr., Gymnasialprofessor.
Vogel, Frau Prof. Dr. W.
Weingartner, Felix, Hofkapellmeister.
Weinmann, Frau Dr. Elsa.
Weltrich, Richard, Professor an der Kriegsakademie.

Münchenbernsdorf.
(Grossh. Sachsen).

v. der Gabelentz-Linsingen, Rittmeister und Eskadronchef im Königl. Sächs. Garde-Reiterregiment in Dresden.

Münster i/Westfalen.

Andresen, Dr. Hugo, Professor.
Cauer, Dr. Paul, Prov.-Schulrat und Professor.
Koepp, Dr. Friedrich, Professor.
Schmedding, Frau Reg.-Rat Laura, geb. Hüffer.
Streitberg, Dr. W., Professor.
Universitätsbibliothek.

Muhrau b/Striegau i/Schl.

v. Kramsta, Fräulein Marie.

Muskau (Oberlausitz).

v. Arnim-Muskau, Gräfin, geb. Gräfin Bismarck-Bohlen.

Nastätten (Prov. Hessen-Nassau).

Cathrein, Joseph.

Naugard (Pommern).

Feist, Richard, Amtsrichter.
v. Zitzew, Frau Ellen, geb. Hammacher.

Naumburg a/S.

Bennecke, Geh. Justizrat.
Brecht, Frau Erster Staatsanwalt Anna.
Brecht, Dr. Franz, Erster Staatsanwalt.
Brecht, Fräulein Margarete.
v. Giseke, Freiherr Dr. jur. Hermann, Landgerichtsrat.
Gutjahr, Dr. Oskar, prakt. Arzt.
Köster, Dr., Geh. Sanitätsrat.
Lehmann, Frau Oberlandesgerichtsrat.

Neu-Ruppin
(Mark Brandenburg).

Fischer, Balduin, Kaufmann.

Neudeck (Schlesien).

v. Henckel-Donnersmarck, Fürst Guido, Durchlaucht.

Neudietendorf.

Wenck, W., Prediger.

Bad **Neuenahr.**

Grube, Dr. Karl, Arzt.

Neuendorf (Bezirk Köslin).

v. Osterroht, Gotthilf.

Neustadt a/Haardt.

Kern, Frau Anna, Rentnerin.

Neustadt a. d. Orla.

Leidenroth, Ernst, Bezirkskommissar.

Neustrelitz.

Götz, Dr. G., Obermedizinalrat.

Nieder-Forchheim (Sachsen).
v. Herder, Gottfried, Rittergutsbesitzer.

Nieder-Ingelheim.
v. Erlanger-Bernus, Frau Baronin.

Niederlössnitz b/Dresden.
Schmidt, Rudolph, Rechtsanwalt a. D.

Niep b/Crefeld.
Boschheidgen, Dr. jur. Hermann.

Nikolassee b/Berlin.
Muthesius, Dr. H., Reg.- und Gewerbeschulrat.

Nippes b/Cöln a/Rh.
Nickel, M. Philipp, Kaufmann.

Nordhausen a/H.
Gymnasium, Königliches.

Nowawes-Neuendorf b/Potsdam.
Mayer, Dr. jur. Karl.

Nürnberg.
Cohen, Dr. phys. Rudolf.
Germanisches Nationalmuseum.
Götz, Martin.
Hopf, Frau Lili, geb. Josephthal.
Lechner, Dr. Oberstudienrat, Gymnasialrektor a. D.
Loether, Konzertmeister.
Merbach, Paul Fred.
Mittelfränkischer Lehrerinnen-Verein.
Oertel, Heinrich.
Ottenstein, Albert.
Pegnesischer Blumenorden (Literar. Verein).
Rau, Rudolf, Rechtsanwalt.
Sohm, Fritz, Buch- und Kunsthändler.
Stadt Nürnberg.

Adliges Gut **Nütschau** b/Oldesloe.
Curtius, Dr. Rudolf, Reg.-Rat a. D.

Haus Nussberg
b/Niederwalluf a/Rh.
Magdeburg, Dr. med. W.

Oberlahnstein (Rheinprovinz).
Lessing, Anton, Kommerzienrat.

Oberweimar b/Weimar.
Heydenreich, Hugo, Rittergutsbesitzer u. Kammergutspachter.

Ohrdruf.
Gymnasium Gleichense, Herzogl.

Oldenburg i/Grossh.
Bibliothek, Grossherzogliche öffentl.
Leesenberg, Dr. phil. F. A.
Menge, Dr. phil. Rudolf, Geh. Schulrat.
Mosen, Dr. R., Geh. Reg.-Rat, Ober-Bibliothekar.
Schwartz, Rudolf, Inhaber der Schulzeschen Hofbuchhandlung u. Hofbuchdruckerei.
Wolken, Eberhard, Kaufmann.

Ostenwalde b/Melle.
Bibliothek Ostenwalde.

Osterode (Ost-Preussen).
Bibliothek des Gymnasiums.

Ottensen b/Hamburg.
Krüger-Westend, Hermann, Redakteur.

O. E. Otterndorf.
Behrens, Fräulein Anna.

Pankow b/Berlin.
Ehestaedt, Dr. Paul.
Kronheim, Georg.

Partenkirchen.
Levi, Frau verw. General-Musikdirektor.
Mayer-Doss, Georg Ludwig.
Weinhagen, Ernst.

Peiskretscham O./S.
Mindner, Frau Dr. Frida, geb. Vogel.

Pfaffendorf a/Rhein.
Martini, Dr. phil. A., Professor.

Pforzheim.

Bissinger, C., Gymnasial-Direktor.
Fischer, Dr. Franz, Direktor der Irrenanstalt.
Waag, Alfred, Architekt, Direktor der Kunstgewerbeschule.

Plauen i/Sachsen.

Erbert, Dr. jur. Karl.
Franz, Richard, Direktor des Stadttheaters.
Lieschke, Frau Maria, Oratoriensängerin.
Muench, Hugo, Nordam. Konsul, z. Z. in St Louis

Posen.

Akademie, Königliche,
Kaiser Wilhelm-Bibliothek.
Kantorowicz, Frau Helene Lina.
Kühnemann, Dr. phil. E., Professor, Rektor der Kgl. Akademie.
Pietrkowski, Dr. jur. Edmund.
Warschauer, Dr. A., Archivrat.

Potsdam.

Bertz, Eduard, Schriftsteller.
v. Bülow, Fräulein Monica.
v. Gersdorff, Fräulein, Hofdame I. M. der Deutschen Kaiserin.
Krüger, Frau Geh. Baurat Professor Hedwig.

Prenzlau (Prov. Brandenburg).

Städtisches Gymnasium.

Prietzen b/Bernstadt (Schlesien).

Hoffmann, Frau Geh. Rat.

Ramholz b/Vollmerz.

v. Stumm, Frau Baronin Ludovika, geb. v. Rauch.

Rathenow.

Rhein, Frau Clara.

Rauenstein b/Lengefeld i/Erzgeb. (Sachsen).

v. Herder, Wilh., Rittergutsbesitzer.

Recklinghausen i/Westfalen.

Köhne, Frau Berginspektor Lucy.

Rehnsdorf b/Elstra (Sachsen).

v. Boxberg, Grg., Rittergutsbesitzer.

Reichenberg b/St. Goarshausen a/Rh.

v. Oettingen, Dr. Wolfgang, Prof., Geh. Reg.-Rat.

Reichenbach i/Schlesien.

Preu, Dr. med., Sanitätsrat.

Risstissen b/Ulm a/D.

Schenck v. Stauffenberg, Freiherr Franz.

Rohnstock i/Schlesien.

v. Hochberg, Graf, Exc.

Rostock i/Mecklenburg.

Bergmann, Gustav, Opernsänger.
Kern, Dr. Otto, Univers.-Professor.
Langendorff, Dr. med. Oskar, Prof.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
v. Wasielewski, Dr. Waldemar, Privatdozent.
Wilbrandt, Dr. Adolf.

Rothestein, Schloss b/Allendorf (Werra).

v. Knoop, Frau L.

Rudolstadt.

Bibliothek, Fürstl. öffentliche.

Ruhrort.

Kronenberg, Dr. M.

Saalfeld a/Sa.

Mauer, Dr., Herzogl. Landrat.

Saarbrücken.

Feldmann, Bürgermeister.
Gymnasium, Königl.
Tille, Dr. Alexander.

Salzuflen (Lippe).

Engelke, Friedrich, Prokurist.
Hoffmann, Leberecht, Fabrikant.
Schelper, Wilh., städt. Rentmeister.

Schlachtensee b/Berlin.

Petersen, Dr. phil. Julius.

Schleswig.

Bergas, Julius, Buchhändler.
Hoë'sche Bibliothek.

Schlettstadt.

v. Kapff, Dr., Stabsarzt.
Pernice, A., Referendar, z. Z. Einj. Freiw. in der M. G. A. Nr. 10.

Schlitz (Oberhessen).

Görtz v. Schlitz, Graf, Erlaucht.

Schlobitten i/Ostpreussen.

zu Dohna, Frau Fürstin Emmy.

Schnepfenthal b/Waltershausen.

Ausfeld, Dr. Wilhelm, Schulrat.

Schömberg.
(O.-A. Neuenbürg.)

Elven, Frau Anni.

Schönebeck b/Magdeburg.

Mann, Curt, Kaufmann.
Saalwächter, Otto, Fabrikbesitzer.

Schosdorf (Schlesien).

v. Loeben, Fräulein.

Schöneberg b/Berlin.

Houben, Dr. Heinr. Hub.
Levinstein, Dr. Walter, Arzt.

Schulpforta.

Kettner, Dr. Gustav, Professor.
Landesschule, Königliche.
Muff, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rat, Rektor der Landesschule.
Schreyer, Dr. Hermann, Professor.
Siefert, Dr. Georg, Oberlehrer.

Schulzendorf b/Eichwalde.

Israel, Frau Bianka.

Schweizerthal i/Sachsen.

Kressner, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Schwerin i/M.

Friede, Fräulein Lucie.
v. Ledebur, Freiherr, Kammerherr, General-Intendant des Hoftheaters.
Müller, Dr. phil. Walter.
v. Prollius, Jaspar, Geh. Ministerialrat.
Schröder, Dr., Geh. Regierungsrat.

Schwerstedt b/Weimar.

v. Helldorff, Carl, Kammerherr, Rittmeister a. D., Rittergutsbes.
v. Helldorff, Frau Ilse, geb. v. Helldorff.

Seesen a/Harz.

Philippson, Dr. phil. Emil, Professor, Direktor der Realschule.

Sensburg.

Brodrück, Georg, Oberst, Kommandeur des Inf.-Reg. 146.

Sillmenau, Post Kattern.

Lewald, Georg, Rittergutsbesitzer.

Sondershausen.

v. Gerber, Frau Staatsminister, Exc.

Speyer a/Rhein.

Heydel, J., Kgl. Regierungsrat.
Müller, Ludw., Kgl. Regierungsrat.
Osswalt, Hans, Kgl. Bezirksamts-Assessor.

Steglitz b/Berlin.

v. Biedermann, Freiherr F. W.
Fehlert, C., Patentanwalt.
Hartmann, Dr. phil. Hugo.
Mayer, Fräulein Ellen.
Paulsen, Dr. Friedrich, Professor.
Röhl, Stud. phil. Hans.
Sass, Dr. phil. Johann, Bibliothekar.
Siehe, Siegfried, Hofrat.
Thoms, Dr. Hermann, Professor.
Todt, Carl, Gymnasial-Oberlehrer.

Stendal.

Goeschen, Amtsgerichtsrat.
Segelken, Dr., Augenarzt.

Stettin.

Jobst, R., Professor.
Keddig, C. A., Direktor.
Klauwell, Rudolf, Kaufmann.
Kurtz, Frau Kaufmann Reinhold.
Meister, Ernst, Justizrat.
Preusser, Fräulein Marie.
Scholtz, Fräul. H., Schulvorsteherin.
Steffen, Frau Geheime Rat.

Stolberg i/Harz.

Bode, Fritz, Fürstl. Stolbergscher Kammerdirektor.
Wolff-Heinrich, Fürst zu Stolberg-Stolberg, Durchlaucht.

Stolp (Pommern).

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Pickert, W., Gymnasial-Oberlehrer und Bibliothekar.

Stralsund.

Treutler, Ludwig, Theaterdirektor.
Wendorff, Landgerichts-Präsid. a. D.

Strasburg W/Pr.

Gymnasium, Königliches.

Strassburg i/Elsass.

Baeßler, Alfred, Landgerichtsrat.
Curtius, Dr., Präsident des Direktoriums.
Friedländer, Dr. Ludwig, Professor, Geh. Rat.
Henning, Dr. R., Professor.
Lenel, Dr. phil. Walter.
Manheimer, Dr. Victor.
Martin, Dr. Ernst, Professor.
Peschel, Franz, Schauspieler, Mitglied des Stadttheaters.
Rusche, Frau Gertr., geb. v. Mossner.
Seminar für deutsche Philologie.
Stilling, Dr. J., Professor.
Trübner, Dr. Karl J., Verlagsbuchhändler, Kommerzienrat.
Universitäts- u. Landesbibliothek, Kaiserliche.
Ziegler, Dr. Theobald, Professor.

Straubing (Niederbayern).

Bibliothek des Gymnasiums.

Stuttgart.

Abert, Hofkapellmeister.
Bacher, Dr. jur. Albert, Amtsrichter.
Becher, Fräulein Emmy.
Bibliothek der Kgl. Technischen Hochschule.
Cotta'sche Buchhandl. Nachf., J. G.
Deahna, Dr., prakt. Arzt, Hofrat.
v. Donndorf, A., Professor.
Gaissert, Frau Hauptmann Regina Bertha.

Stuttgart.

v. Gemmingen-Guttenberg, Reichsfreiherr, Geh. Legationsrat, Kabinetschef Sr. M. des Königs v. Württemberg.
Gerok, Dr. Christoph, prakt. Arzt.
Güntter, Otto, Prof., Geh. Hofrat.
Güntter, Frau Geh. Hofrat.
Gueterbock, Eduard.
Hammer, Dr. med. Friedrich, prakt. Arzt.
Harnack, Dr. Otto, Professor.
Haussmann, Conrad, Rechtsanwalt.
v. d. Hellen, Dr. Eduard.
Krabbe, C., Verlagsbuchhändler.
Kröner, Adolf, Verlagsbuchhändler, Geh. Kommerzienrat.
Landesbibliothek, Königl.
Lang, Dr. Wilhelm.
v. Mayer, Paul, Ober-Reg.-Rat.
Müller, Gustav, Kaufmann.
Museums-Gesellschaft.
Proellss, Johannes, Redakteur.
Rominger, Nathanael, Kommerzienrat.
Rommel, Dr. Otto.
Schoenhardt, Dr., Generalstaatsanwalt.
Schott, Frau Amalie.
v. Siegle, Frau Geh. Kommerzienrat Julie, geb. Wetzel.
v. Soden, Freiherr J., Staatsminister des Aeussern, Exc.
Spemann, W., Verlagsbuchhändler, Geh. Kommerzienrat.
Stockmayer, M. E., Gemeinderat.
Straub, Dr. L. W., Oberstudienrat.
Ulrich, Gustav, Privatier.
v. Vellnagel, Frau Geh. Hofrat Charlotte.
Vetter, Leo, Geh. Hofrat.
v. Westenholz, Freiherr, Dr. Friedr., Professor.
v. Zeller, Dr. Eduard, Prof., Exc.

Südende b/Berlin.

Marx, Frau B.

Suhl (Thüringen).

Glaser, Dr. phil. Rudolf, Apothekenbesitzer.

Tambach (Thüringen).

Heinrich, Frau Amalie.

Tangerhütte b/Magdeburg.
v. Arnim, Frau Marie.

Tempelhof b/Berlin.
Werner, Dr. R., Professor.

Thalstein b/Jena.
v. Tümpling, Kaiserl. Legationsrat a. D.

Thorn.
Maydorn, Dr. B., Mädchenschuldirektor.

Torgau.
Suchsland, Adolf, Landgerichtsdirektor.

Trachenberg (Schlesien).
v. Hatzfeld, Frau Herzogin, Durchl., geb. Gräfin v. Benckendorff.

Trebschen b/Züllichau.
Müller, Dr. med. Oskar, Medizinalrat.

Trier.
Broicher, Frau Elise, geb. Vischer.
Sehrwald, Dr., Oberstabsarzt.

Tübingen.
Bruns, Cand. jur. Viktor.
Fischer, Dr. Hermann, Professor.
Froriep, Dr. August, Professor.
Geib, Professor.
Heyfelder, Dr. Erich, Privatdozent.
v. Hüfner, Dr. G., Professor.
Oesterlen, Dr. O., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vöchting, Dr. H., Professor.

Rittergut Uhenfels b/Urach (Württ.).
Warburg, Georges S.

Rittergut **Ulbersdorf** i/Sachsen.
v. Gontard, Alexander.

Urach (Württemberg).
Klüpfel, Dr. med. R., Sanitätsrat.

Vacha.
Thiele, Kurt, Reg.-Baumeister.

Vieselbach.
Starcke, Dr. med., Medizinalrat.

Wandsbek.
Baier, Clemens, Rechtsanwalt, Justizrat.
Gymnasium.

Wannsee b/Berlin.
Feist, Frau Hermine.
v. Siemens, Arnold.
v. Siemens, Frau Ellen, geb. v. Helmholtz.

Warmbrunn (Schlesien).
Oppen, Frau Major Olga, geb. v. Woyna.

Watzum b/Schöppenstedt.
Schulze, Frau Rittergutsbesitzer.

Wehlau.
Meyerowitz, Max, Amtsgerichtsrat.

Weilburg a/Lahn.
Bibliothek der Landwirtschafts-Schule.

Weimar.
Aulhorn, Frau verw. Major Elisabeth, geb. Hoffmann.
Behrend, Frau Martha.
v. Below-Rutzau, Gustav, Kgl. Preuß. a.o. Gesandter u. bevollm. Minister, Exc.
Bernt, Friedrich, Schriftsteller.
v. Bessel, Else, Stiftsdame.
Bode, Dr. Wilhelm, Schriftsteller.
Böhlau, Frau Therese, geb. Thon.
Boekmann, Dr. Otto, Rentner.
v. Bojanowski, P., Geh. Hofrat, Oberbibliothekar.
v. Boineburg-Lengsfeld, Freiherr Botho, Geh. Regierungs-Rat, Kammerherr.
v. Bothmer, Gräfin E., Oberhofmeisterin, Exc.
v. Brandt, Wirkl. Geheimer Rat, Kaiserl. Gesandter a. D., Exc.
v. Brandt, Frau Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Burkhardt, Dr. H., Geh. Hofrat, Archivdirektor.
Busch, Frau Wirkl. Geh. Rat Margarethe, Exc.
v. Conta, Frau verw. Staatsrat.

Weimar.

v. Conta, Erich, Kammerherr, Rittmeister a. D.
Deinhardt, Karl, Brauereibesitzer.
Deinhardt, Frau Dr. Marie.
Deinhardt, Fräulein Therese.
Demmering, Gerhard, Verlagsbuchhändler.
Desgrais, Robert.
Devrient, Dr. phil. H., Oberlehrer am Gymnasium.
Dietsch, Buch- und Steindruckereibesitzer.
Donndorf, Dr. M., Bürgermeister.
Eelbo, Bruno, Baurat.
von und zu Egloffstein, Reichs-Freiherr, Dr. phil. Hermann, Kammerherr, Kabinetssekretär Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
v. Eichel, Karl, Kammerherr, Oberstallmeister.
Ernst, H., Pfarrer.
Ewald, Frau Oberst Klara, geb. v. Zaborowski.
Fleischer, Fr., Kunstmaler, Prof.
Förster - Nietzsche, Frau Dr. Elisabeth.
Francke, Dr. Otto, Professor, Oberlehrer am Gymnasium.
Frede, Ferdinand, Geh. Finanzrat.
v. Freytag - Loringhoven, Freiin Maria.
v. Freytag - Loringhoven, Freiin Mathilde.
Froriep, Fräulein Klara.
Geister, Karl, Rentier.
v. Goeben, August, Kammerherr.
v. Goeben, Frau Marie.
v. Goeckel, Geh. Regierungsrat.
Gräf, Dr. phil. Hans Gerhard.
Gräfe, Frau verw. Geh. Medizinalrat.
v. Gross, Dr. R., Freiherr, Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister a. D., Exc.
v. Gross, Freiin Melanie.
Gumprecht, Dr., Professor, Medizinalrat.
Guyet, Frau verw. Geh. Staatsrat Ada.
Guyet, Hans, Gerichtsassessor.
Habbicht, Heinr., Postsekretär a. D.
Haberstolz, Dr. med. A., prakt. Arzt.
v. Hanneken, Fräulein Minnette.
Hardtmuth, Frau verw. Fabrikbes. Charlotte, geb. Voelkel.
Hartung, Albert, Verlagsbuchhändler.

Weimar.

Hecker, Dr. phil. Max F., ständiger Mitarbeiter am Goethe- und Schiller-Archiv.
Heine, Dr., Geh. Reg.-Rat.
Heinemann, Geh. Hofrat.
Hensoldt, Dr. Max, Generaloberarzt a. D.
Hertel, Friedrich, Rentner.
Hertz, Dr., Professor.
Hörschelmann, A., Rechnungsrat.
Hoffmann, Dr. Hans, Schriftsteller.
v. Horn, Freifrau Emma, geb. Vogler.
Hotzel, Dr. med. Arno, Augenarzt.
Hotzel, Dr. jur., Landrichter.
Hüttenrauch, Paul, Bürgerschullehrer.
Hummel, Karl, Professor.
Hunnius, Dr. jur. Joh., Geh. Staatsrat.
Jansen, Grossh. Oldenburg. Staatsminister a. D., Exc.
Jansen, Frau Staatsminist. Marie, Exc.
Johnson, Kunstmaler.
Isles, Miss Alison.
Kamprath, Rudolf, Pfarrer em.
Kessler, Graf Harry.
v. Klitzing, Frau Mathilde.
Knopf, Frau Medizinalrat Marie.
Koch, Frau Otto.
Koegler, Harald, Literat.
Krause, O., Kanzleirat.
Krehan, Arno, Kaufmann.
Krieger, Fräulein Karoline.
Kriesche, E., Ober-Baudirektor.
Krumbholz, Dr., Oberschulrat.
Küchling, Robert, Geh. Hofrat.
Kuhn, Dr. jur. K., Geh. Staatsrat.
Kuhn, O., Geh. Finanzrat.
Lämmerhirt, Dr. phil. Gustav.
Lämmerhirt, Frau verw. Hoflieferant Martha, geb. Heller.
Lämmerhirt, Philipp, Hoflieferant.
Lange, Dr. med., Sanitätsrat.
Lehrerbibliothek des I. Verwaltungsbezirks.
v. Lengefeld, Fräul. Dr. phil. Selma.
Löbbecke, Ad., Rentner.
v. Medem, Frau Gräfin Meta, geb. Gräfin Medem.
Meinhardt, Dr. Paul, Oberlehrer am Gymnasium.
v. Meyendorff, Frau Baronin, Exc.
Meyer, Gustav, Kaufmann.
Mirus, Dr. A., Schriftsteller, Kommissionsrat.
Moritz, Dr. jur. R., Kommerzienrat.

Weimar.

Müller sen., Theodor, Hofjuwelier.
v. Müller-Schubert, Frau, geb. Gräfin v. Bothmer.
Muthesius, Karl, Bezirksschulinspektor.
Nebe, Dr. jur. K., Ministerialdirekt.
Niemeyer, Fräulein Betty.
Obrist, Dr. phil. A., Königl. Hofkapellmeister.
Obrist - Jenicke, Frau H., Ehrenmitglied des Hoftheaters.
Ohmann, Fräulein Anna.
Olde, Hans, Prof., Direktor der Grossherzogl. Kunstschule.
v. Palézieux-Falconnet, Generalleutnant u. General-Adjutant Sr. K. H. d. Grossherzogs v. Sachsen, Oberhofmarschall, Exc.
v. Pappenheim, Fräulein Jenny, Stiftsdame.
v. Pfannenberg, Frau Major.
Pfeiffer, Dr. Ludwig, Geh. Hof- u. Medizinalrat.
Philipps, Miss.
von der Planitz, Edler, Max, General d. Artillerie z. D., Exc.
von der Planitz, Edle, Frau Marie, geb. von Schlegell, Exc.
Puppe, Fräulein Marie.
Redslob, Dr. Ernst, Professor, Oberlehrer am Gymnasium.
v. Reitzenstein, Freiherr, Kgl. Sächsischer Gesandter, Exc.
Rothe, Dr. K., Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister, Exc.
v. Rott, Fräulein Amélie.
Ruickold, Dr. med. W., Sanitätsrat.
Ruland, Dr. C., Geh. Hofrat.
Sandvoss, Dr. Franz, Schriftsteller.
Scheidemantel, Dr. E., Professor, Oberlehrer am Gymnasium.
Schlaraffia »Vimaria«.
Schmid, Dr. jur. J., Geh. Reg.-Rat.
Schmid, Otto, Rentner.
Schmidt, F., Stiftsprediger.
Schöll, Fräulein Luise.
Schomacker, Karl, Oberlehrer.
Schomburg, Fräulein Doris, Stiftsdame.
v. Schorn, Frl. Adelheid, Stiftsdame.
Schrader, Dr. Hermann, Professor.
Schüddekopf, Dr. Carl, Assistent am Goethe- u. Schiller-Archiv.
Schulze, Georg, Rittmeister a. D., Stadtrat.

Weimar.

Schwabe, Dr. B., General-Oberarzt z. D.
v. Schwendler, Fräulein E.
Schwier, K., Photograph.
Seebach, Fräulein Wilhelmine (Marie Seebach-Stift).
Slevogt, Dr. jur. Karl, Ministerialdirektor.
Slevogt, Geh. Finanzrat.
Sophienstift.
Spielberg, Rudolf, Rentner.
Spinner, Dr. theol., Oberhofprediger, Geh. Kirchenrat.
Stapff, A., Rechtsanwalt, Justizrat.
Staupendahl, W., Hofspediteur.
Steinhäuser, Theod., Direktor.
v. Strauch, Frau Wirkl. Geh.-Rats-Wwe., Elisabeth, Exc.
Suphan, Dr. Bernhard, Professor, Geh. Hofrat, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs.
v. Taube von der Issen, Frau Baronin.
v. Taube von der Issen, Baron Otto, Referendar.
Thelemann, Ludwig, Hof-Buchhändler.
v. Thüna, Dr., Freiherr, Bezirksdirektor a. D.
Toepffer, Fräulein Marie.
Trefftz, Dr. J., Archivar am Geh. Haupt- und Staatsarchiv.
Trümpler, Frau Anna L.
Uschmann, Ernst, Buchdruckereibesitzer.
v. den Velden, Dr., Landschaftsmaler.
v. Vignau, H., Kammerherr, Major z. D., General-Intend. d. Grossh. Hoftheaters und der Hofkapelle.
v. Vignau, Frau Margarethe.
Völker, Gotthold, Bankdirektor.
Vogrich, Max, Komponist.
Vulpius, Fräulein Helene.
Vulpius, Dr. Walther, Arzt.
Wächter, Frau Justizrat Bertha.
Wahle, Dr. Julius, Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv.
Walter, Dr. Karl, Oberlehrer am Gymnasium.
Weber, Frau verw. Geh. Hofrat.
Wedekind, Frau verw. Reg.-Rat G.
v. Wedel, Graf E., Obertruchseß S. M. des Deutschen Kaisers und Königs v. Preußen, Exc.
v. Wedel, Graf O., Wirkl. Geh. Rat, Oberschlosshauptmann, Exc.

Weimar.

v. Wedel, Frau Gräfin, Exc.
Weniger, Dr. L., Geh. Hofrat, Gymnasialdirektor.
Weniger, Fräulein Elisabeth.
v. Werthern - Beichlingen, Frau Gräfin, Exc.
Wette, Dr. med. Theodor.
Wiegand, Fräulein Clara, Oberlehrerin a. D.
v. Wilamowitz - Möllendorff, Frau verw. Oberstleutnant.
Witte, Fräulein Hedwig.
v. Wurmb, Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Zeller, Heinrich, Kammersänger.
Zinner, Frau Pfarrer.

Weinheim (Baden).

Goebel, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer a. D.

Weinsberg (Württembg.).

Schnitzer, Hans, Sekretär.

Weissenfels a/S.

Flitner, Dr. med. Fritz, prakt. Arzt.

Weisser Hirsch b/Dresden.

Bernhardt, Dr.

Rittergut **Wendischbora,**
Post Nossen (Königr. Sachsen).

v. Wöhrmann, Freiherr Heinrich.

Wennigsen a/Deister.

Krogmann, Ernst Rudolf, Amtsrichter.

Wernigerode.

Henkel, Dr., Professor, Gymnasialdirektor a. D.
zu Stolberg-Wernigerode, Fürst, Durchlaucht.

Wernsdorf b/Pockau-Lengefeld (Sachsen).

v. Herder, Alexander, Rittergutsbesitzer
v. Herder, Curt.

Westend b/Charlottenburg.

Roethe, Dr., Professor.
Schermann, Leo, Kursmakler.
v. Wilamowitz-Möllendorf, Frau Professor.

Wetzlar.

Stadtgemeinde.

Wiesbaden.

Adelmann von Adelmannsfelden, Comtesse Irma.
v. Crieger, G., Generalleutnant z. D., Exc.
Frank, Dr. Georg, Professor.
Fresenius, Frau Geh. Hofrat A.
Gecks, Leonhard, Buchhändler.
Grünhut, Dr. Leo, Dozent am chemischen Laboratorium.
Guttmann, Rechtsanwalt.
Hanow, Geh. Ober-Justizrat, Oberlandesgerichts - Senatspräsident a. D.
Hobreeker, Frau Hermann.
Konopacka, Fräulein Anna.
Landesbibliothek, Kgl.
Lehrerbibliothek des Königl. Gymnasiums.
Pfeiffer, Dr. Emil, Geh. Sanitätsrat.
Schleiden, Fräulein E.
v. Scholten, Fräulein Grete.
Schwarz, Heinrich, Landgerichtsrat.
Staadt, Heinrich, Verlagsbuchhändler.
Weber, Fräulein Gertrud, staatl. gepr. Schulvorsteherin.

Wilmersdorf b/Berlin.

Bading, Curt.
Bismarck-Gymnasium.
Cassirer, Ludwig.
Coste, Dr. David, Professor, Gymnasialdirektor.
Friedländer, Dr. Georg, Bankdirektor, Justizrat.
Kloß, Erich, Schriftsteller und Chefredakteur.
Müller, Adolf, Gerichtsassessor.
v. Müller, Hans.
Stöcker, Fräulein Dr. phil. Helene.
Wolff, Fräulein Ella.

Wittenberg.

Guhrauer, Gymnasialdirektor.

Worms.

Bibliothek des Großh. Gymnasiums.
Bibliothek des Paulus-Museums.
Heyl zu Herrnsheim, Freiherr.
Reinhart, Frau Nicolaus.

Würzburg.

Braunschweiger, Alfred.
Hess, Dr. Carl, Prof., Augenarzt.
Kraus, Dr. Gregor, Professor, Direktor d. botan. Gartens.
Lazarus, Ludw., Verlagsbuchhändl.
Polytechnischer Centralverein für Unterfranken.
Prym, Dr. Friedrich, Professor.
Roetteken, Dr. Hubert, Professor.
Schönborn, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat.
Stahel, Oskar, Kgl. Hof- und Verlagsbuchhändler.
Türkheim, Leo, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Wüstegiersdorf.

Kauffmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Zabrze (Oberschlesien).

Kaatz, Frau Rabbiner Dr.

Dominium **Zakrzewo** b/Wytaszyce (Provinz Posen).

Carst, Frau Dr. Marta, geb. Pringsheim.

Zehlendorf (Kr. Teltow).

Herold, Hugo.
Laehr, Dr. Hans, Arzt.
Lefson, Frau Anna, geb. Heimann.
Moebis, Fräulein Clara.

Zeitz.

Stifts-Gymnasium, Königl.

Zittau i/Sachsen.

Karl, Direktor des Stadttheaters.
Neumann, Dr. phil. Alfred, Realgymnasial-Oberlehrer.
Oppermann, Dr. jur. Johannes, Rechtsanwalt und Notar.
Stadtbibliothek, öffentliche.
Wolff, Eduard.

Zwätzen (Grossh. Sachsen).

Graefe, Max, Kammergutspächter.

Zweibrücken (Pfalz).

Cullmann, Friedrich.
Mündler, Albert, Oberlandesgerichtsrat.

Zwickau.

Goethe-Verein.
Kellner, Dr. phil. H. C., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Ratsschulbibliothek.

ÖSTERREICH-UNGARN.

Aigen-Glas b/Salzburg.

v. Ratibor u. Corvey, Frau Prinzessin Fanny, Durchlaucht.

Aussig (Böhmen).

Wolfrum, C., Fabrikant.

Baden b/Wien.

v. Castella, Frau Emma, geb. Gräfin Zierotin.
Landes-Real- und Ober-Gymnasium, Nieder-Österreichisches.

Braunau (Böhmen).

Langer, Dr. Eduard J. U., Landesadvokat und Landtagsabgeordneter.

Brünn.

Franzens-Museum.

Budapest.

Baracs, Karl, Ingenieur.
v. Benczúr, Frau Direktor Gyula.
Elischer'sche Goethesammlung.
Heinrich, Dr. Gustav, Professor.
Jägermeyer, Frau Anna.
Kornfeld, Sigmund, Direktor der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Czernowitz.

Paschkis, Dr. Moritz, Landesbank-Direktor.
Staats-Obergymnasium, K. K.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Eger (Böhmen).

Stadt Eger.

Freistadt (Ober-Österreich).

Blume, Dr. Heinrich.

Friedland b/Mistek (Mähren).

Swoboda, Karl, Magister Pharmaciae.

Friedstein b/Stainach (Steiermark).

zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Frau Fürstin M., geb. Prinzessin Wittgenstein, Durchlaucht.

Gaya (Mähren).

Koch, Dr. Carl, Advokat.

Görz.

Lacroma, Frau Paul Maria, Schriftstellerin.

Graz.

Adamek, Dr. Otto, Professor.
v. Attems, Dr., Graf Ignaz.
v. Attems, Frau Gräfin Rosa.
von Gersdorff, Freiherr Wolfgang.
v. Gnad, Dr. Ernst, Ritter, K. K. Landesschul-Inspektor a. D., Hofrat.
Hofmann, Dr. Karl B., Professor.
Landes-Bibliothek, Steiermärkische.
Landes-Oberrealschule.
Mack, Fräulein Marianne.
Prem, Dr. S. M., Professor am II. Staatsgymnasium.
Schlossar, Dr. Anton, Kaiserl. Rat, Direktor der K. K. Universitäts-Bibliothek.
Seminar für deutsche Philologie an der Universität.
Seuffert, Dr. Bernhard, Professor.
Strzygowski, Dr. Jos., Univers.-Professor, Hofrat.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Gries b/Bozen (Tyrol).

Jansen, Dr. phil. A., Professor.

Grün-Asch (Böhmen).

Wunderlich, Eduard, Oberlehrer.

Hermannstadt.

Baron Samuel v. Brukenthal'sches Museum.

Innsbruck (Tyrol).

Loewit, Dr. Moritz, Professor.
Staats-Gymnasium, K. K.
Wackernell, Dr. Jos. E., Professor.

Karlsbad (Böhmen).

Feller, Hans, k. u. k. Hofbuchhändler.
Stadtgemeinde.

Krakau.

Creizenach, Dr. Wilhelm, Professor.
v. Gorski, Dr. phil. Konstantin.
Seminar, germanistisches, an der K. K. Universität.

Krems a/Donau.

Nieder-Oesterr. Landes-Oberrealschule.

Kronstadt (Siebenbürgen).

v. Trauschenfels, Frau Hofrat und Oberkirchenrat Sofie.

Krumpendorf b/Klagenfurt.

Rauscher v. Stainberg, Eduard.

Landskron (Böhmen).

Haehnel, Karl, K. K. Gymnasialdirektor.

Leitmeritz i/Böhmen.

Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Obergymnasiums.

Lemberg.

Seminar für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Werner, Dr. Richard Maria, Prof.

Meran-Obermais.

Alwin Zschiesche Nachf. (Georg Müller), Kunsthandlung.

Neusatz (Ungarn).

Savic, Dr. Milan, Schriftsteller.

Paierdorf, Post Rojach (Kärnthen).

Wutte, Johannes.

Prag.

Hauffen, Dr. Adolf, Professor.
Hirsch, Wilibald, Privatier.
Keindl, Ottomar, General-Agent der Leipziger Feuer-Vers.-Anst.
Kosch, Dr. Wilhelm, K. K. Bibliothekspraktikant.
Kraus, Dr. phil. Ernst, Professor.
Lambel, Dr. Hans, Prof., Reg.-Rat.

Prag.

Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag.
Mädchenlyceum, öffentl. deutsches.
Reiter, Dr. Siegfried, K. K. Gymnas.-Prof. u. Univ.-Dozent.
Rex, Stud. jur. Alexander.
Sauer, Dr. August, Professor.
Seminar für deutsche Philologie.
Spina, Dr. Franz, K. K. Gymnasialprofessor.
Teweles, Heinrich, Chefredakteur.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Urban, Dr. Karl, Landtagsabgeordneter.
Verein fürGeschichte der Deutschen in Böhmen.

Radautz (Bukowina).

Ober-Gymnasium, K. K.

Ranshofen (Ober-Österreich).

Wertheimer, Frau Franziska.

Reichenberg (Böhmen).

Freund, Oskar.

Saaz (Böhmen).

Toischer, Dr. Wendelin, Professor, Gymnasialdirektor.

Salzburg.

Favarger, Frau Maria.
Jäger, Dr. Anton, Hof- u. Gerichtsadvokat.

St. Gallen (Steiermark).

Sauerländer, Walter.

St. Pölten (Nieder-Österreich).

Landes-Lehrer-Seminar.

Scheibbs (Nieder-Österreich).

Baumeister, Johann, K. K. Landesgerichtsrat.

Schmiedeberg b/Weipert (Böhmen).

Zechner, Marie, Volkschullehrerin.

Strass (Steiermark).

v. Hornau, Ritter Karl Gerbert, Oberstleutnant und Kommandant der Militär-Realschule.

Stift Tepl (Böhmen).

Helmer, P. Gilbert, Abt.

Teplitz-Schönau (Böhmen).

Perutz, Ernst, Ingenieur, z. Z. in Dresden.
Rosche, H., Regier.-Rat, General-Direktor der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.
Stadtgemeinde.
Stradal, Dr. Karl, General-Sekretär der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.

Vaćz *(Waitzen)* i./Ungarn.

von Alter, Dr. Adalbert, Professor.

Volosca (Istrien).

v. Schmidt-Zabièrow, Freifrau Ida, Exc.

Wien.

Adler, Frau Emma.
v. Andrian-Werburg, Baron Ferdinand.
Benndorf, Dr. O., Professor, Hofrat.
Bettelheim, Dr. Anton, Schriftsteller.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im II. Bezirk.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirk.
Boschan, Wilh., Kaiserl. Rat.
Brandeis, Dr. Arthur, Professor.
Brüch, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advokat.
Club, wissenschaftlicher.
Daubrawa, Dr. Alfred.
Dessauer, Dr. phil. Ernst.
Federn, Dr. S.
v. Feifalik, Ritter Hugo, Hofrat.
Feilchenfeld, Frau Henriette.
Figdor, Frau Marie.
Frick, W., K. K. Hofbuchhandlung.
v. Frisch, Frau Regierungsrat Marie.
Gaber, Dr. Karl, Auskultant.
v. Gerold, Frau Rosa, geb. Henneberg.
Gilhofer & Ranschburg, Buchhandlung.
Ginzberger, T., Central-Inspektor der Kaiser Ferdinand-Nordbahn.
v. Gionima, Eugen, Oberlandesgerichtsrat.
Glaser, Frau Geh.-Rats-Wwe., Wilhelmine, Exc.
Goethe-Verein, Wiener.

Wien.

Göttmann, Karl, Kustos der Kaiserl. Hofbibliothek.
Gomperz, Dr. Theodor, Professor, Hofrat.
Gregori, Ferdinand, Mitglied des Hofburgtheaters.
Gruber, Dr. Robert, Hof- und Gerichtsadvokat.
Guglia, Dr. E., Regierungsrat, Chefredakteur der Wiener Zeitung.
Gutheil-Schoder, Frau Marie, K. K. Hofopernsängerin.
v. Hartel, Ritter, Dr. W., Professor, Wirkl. Geh. Rat, Minister für Kultus u. Unterricht, Exc.
Hartmann, Ernst, Hofschauspieler und Regisseur.
Herda, Ferdinand, Ph. Mr.
Herz, Frau Henriette.
Hofbibliothek, Kaiserl. Königl.
Hofmann, Dr. med. Julius, Hofrat.
Holzmann, Dr. Michael, Amanuensis a. d. K. K. Universitätsbibliothek.
Hruschka, Alois, Professor.
Kalbeck, Max, Schriftsteller.
Koberwein, Fräulein Emilie.
Koenig, Rudolf.
Krastel, Fritz, Hofschauspieler.
v. Lanckrorónsky, Dr., Graf Carl, Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Langer, Frau Irma.
Lauseker, Frau Hofrat Franziska.
Lewinsky, Joseph, Hofschauspieler und Regisseur.
v. Mauthner-Markhof, Frau Editha, geb. Baronin v. Sustenau.
Mayer, Dr. phil. F. Arnold, Skriptor der K. K. Universitäts-Bibliothek.
Mayer, Dr. Karl, Professor.
Meinl, Julius, Kaufmann.
v. Mérey, Alexander, Geheimer Rat, Exc.
Minor, Dr. Jacob, Professor, Hofrat.
Neumann, Karl.
Payer von Thurn, Ritter Rudolf, Official in der Kabinetskanzlei S. M. des Kaisers, Redakteur der Chr. des Wien. Goethe-Vereins.
Poschacher, Frau Louise, geb. Ried.
Richter, Dr. Rudolf, Professor.
Rieger, Dr. Karl, Professor, K. K. Landesschulinspektor.
Rosenbaum, Dr. phil. Richard, Lit. art. Sekretär des K. K. Hofburgtheaters.

Wien.

Rosenthal, Frau Marie, geb. Pringsheim.
Russ, Dr. Victor, Gutsbesitzer, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Russo, Isidor.
Schlenther, Dr. Paul, Direktor des K. K. Hofburgtheaters.
v. Schlosser, Dr. Julius R., Kustos am kunsthist. Hofmuseum und Privatdozent an d. Universität.
Schnabel, Dr. Isidor, Prof., Hofrat.
v. Schneider, Ritter, Dr. Robert, Professor, Kustos der Kaiserl. Antikensammlung.
Schnitzler, Dr. Arthur, Arzt und Schriftsteller.
Schröer, Frau Professor Hermine, geb. von Kohánge.
v. Schultes-Kleinmayrn jun., Freiherr Dr. Karl.
Schulz v. Strasznitzki, Dr. Johann, Sektionsrat im K. K. österr. Ackerbau-Ministerium.
Schwab, Dr. jur. Albert.
Seminar für deutsche Philologie an der K. K. Universität.
Seybel, Paul (i. Fa. Wagenmann, Seybel & Co.).
Sittenberger, Dr. Hans.
v. Sizzo-Noris, Frau Gräfin Marie.
v. Skene, Louis.
v. Sonnenthal, Ritter Adolf, Hofschauspieler und Regisseur.
v. Sonnenthal, Frau Margarethe.
v. Spiegl, Edgar, Chefredakteur.
Stein, Frau Ernst, Bergdirektorswitwe.
Strässle, Dr. Fritz, Kaiserl. Rat.
Streicher, Fräulein Karoline.
Stülpnagel, Ernst (i. Fa. Franz Leo & Co., Buchhandlung).
Thimig, Hugo, Hofschauspieler.
Unger, Dr. Josef, Prof., Minister a. D., Präsident des Reichsgerichts, Geh. Rat, Exc.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Wahrmann, Frau Dr. Emma.
Wärndorfer, Fritz.
v. Weilen, Ritter Dr. Alexander, Professor.
Weinberger, Emil, Bankier.
v. Weiss-Starkenfels, Freiherr Alfons, K. K. Ministerialrat.
Weiss v. Tessbach, Ritter Dr. Adolf.
Weiss v. Wellenstein, Frau Stefanie.

Wien.

Weissel, Dr. Otto, Hof- und Gerichts-Advokat.
Werner, Alexander, k. k. Baurat.
Wickhoff, Dr. Franz, Professor.
Wittgenstein, Karl, Großindustrieller.
Wittgenstein, Frau Poldi.
Wittgenstein, Fräulein Minning.

Wien.

Wittgenstein, Fräulein Grethel.
Wittmann, Hugo, Schriftsteller.
Zweybrück, Dr. Franz.

Wiener Neustadt.

Nieder-Österr. Landes-Oberreal- und Gewerbeschule.

SCHWEIZ.

Aarau.

Kantons-Bibliothek, Aargauische.

Basel.

Burckhardt, Dr. C. Chr., Professor.
Cornelius, Dr. phil. Carl, Professor.
Hellfeld, Frau Lina.
Hoffmann-Krayer, Dr. E., Prof.
Lese-Gesellschaft.
Meier, Dr. John, Professor.
Thommen, Dr. phil. Rudolf, Professor.
Universitäts-Bibliothek.
Wackernagel, Dr. R., Staatsarchivar.

Bern.

Lotmar, Dr. Ph., Professor.
Stadt-Bibliothek.
Walzel, Dr. Oskar F., Professor.

Lausanne.

Cart, Dr. William, Professor.

Solothurn.

Kantons-Bibliothek.

St. Gallen.

Stadt-Bibliothek (Vadiana).

Winterthur.

Radecke, Dr. phil. Ernst, Städtischer Musikdirektor.
Stadt-Bibliothek.
Weber, Gustav, Professor.

Zürich.

Abraham-Bürgner, Frau Hedwig.
Bertheau, Dr. Fr., Spinnereibesitzer.
Blümner, Dr. Hugo, Professor.
Bodmer, Dr. phil. Hans.
Deutsches Seminar der Universität.
Hirzel, Dr. Paul, Schulpräsident.
Langkavel, Fräulein Dr. Martha.
Museums-Gesellschaft.
Stadt-Bibliothek.
Vögeli-Bodmer, A., Oberst.

BELGIEN.

Antwerpen.

Rooses, Max, Conservateur du Musée Plantin.

Brüssel.

Caratheodory-Effendi, Kaiserl. Türkischer Gesandter, Exc.

Brüssel.

Gevaert, Franz August, Professeur, Directeur du Conservatoire Royal de Musique.
Wieniawski, Frau Joseph.

DÄNEMARK.

Kopenhagen.

Bibliothek, Grosse Königliche.
Bonnesen, Cand. phil. J.
Neergaard, N. T., Redakteur.
Salomonsen, Dr. med. Carl Julius, Professor.

Kopenhagen.

Tegner, Wilhelm.
Wimmer, Dr. Ludwig, Professor.
Zeuthen, L., Obergerichts-Anwalt.

FRANKREICH.

Clermot-Ferrand.

Bibliothèque de l'Université.

Lyon.

Bibliothèque de l'Université.

Nancy.

Bibliothèque de l'Université.

Nizza.

Schropp, Ralph, Privatier.

Paris.

Asser, Frau Therese.
Bibliothèque Nationale.
Bibliothèque de l'Université Sorbonne.
Brevern de la Gardie, Comte, Secrétaire de l'Ambassade de Russie.
École Normale Supérieure.
v. Lucius, Baron, Legationssekretär.

Paris.

Onéguine, Alexandre.
Soulange-Bodin, Frau Martha.
v. Vignau, Frau Dora.
Welter, H., Buchhändler.
Wiesenthal, Alfred, Kaufmann.
Wolff, Theodor, Korrespondent des »Berliner Tageblatts«.

Sceaux, près Paris.

Andler, Charles, Chargé de Cours à l'Université de Paris (Sorbonne).

Toulouse.

Guinaudeau, Olivier, Professor.
Loiseau, Hippolyte, Professor.

Versailles.

Fanta, Fräulein Adele, Professeur à l'Ecole Normale Supérieure.

GRIECHENLAND.

Piräus-Athen.

Jackson, John B., Gesandter der Vereinigten Staaten.
Lüders, Dr. Otto, Kaiserl. Geh. Reg.-Rat und General-Konsul.

GROSSBRITANNIEN.

Aberdeen (Schottland).

Andersen, P. J., Esq.
Fraser, G. M., Esq.

Almondsbury near Bristol.

Cann-Lippincott, R. C., Esq.

Birmingham.

Fiedler, Dr. Herm. Georg, Professor.
Sandbach, Dr. Francis Edward.
University-Library.

Bowdon b/Manchester.

Güterbock, Alfred, Esq.

Cambridge.

Breul, Karl, Litt. D. Ph. D. M. A.
Browning, Oscar, M. A.
Ward, Prof. A. W., L. D. L. L. D.

Englefield Green (Surrey).

Royal Holloway College.

Glasgow.

Library of the University.
Rottenburg, Fritz.
Rottenburg, Dr. Paul.

Hunstanton (Norfolk).

Tomson, Mrs. Annie.

Leeds (Yorkshire).

Schüddekopf, Dr. A. W., Professor.
Yorkshire College Library.

Liverpool.

Schaaffs, Dr. G., Dozent an der Universität.

London.

Broicher, Fritz.
Cornish, Rev. F. F.
Freund, Max, Kaufmann.
Holzmann, Sir Maurice, K. C. V. O., C. B.
Kremling, P. W.
Lamberg, Fräulein Anna.
Owen-Seamon, Esq.

Manchester.

Library of the University.

New Brighton (Cheshire).

Meyer, Kuno, Professor am University College.

Newcastle o/Tyne.

Merz, Dr. Theodor.

Oxford.

Bodlyan Library.
Taylor-Institution.

St. Andrews (Schottland).

Freund, Dr. Julius, Professor an der Universität.

Mitglieder der English Goethe-Society, welche zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehören:

Cambridge.

Dawes Hicks, G., Professor.

Dublin.

Dowden, Prof. E., D. C. L., L. L. D.
National Library.
Trinity College Library.

Harrow b/London.

Robertson, Dr. John G., Professor.

Hawkhurst (Surrey).

Goschen, The Right Honour Viscount, P. C.

Limpsfield (Surrey).

Bellars, W. B., Esq.

London.

Atkins, H. G., Professor.
Bealby, J. T., B. A.
Focke, E.
Hertz, Miss.
Jackson, Rev. H. L.
Kirby, W. F., F. L. S., F. E. S.
Leycester, Rafe.
Meyer, Hermann, Esq.
Mond, Dr. L., F. R. S., Esq.
Mond, Mrs. L.
Montefiore, C. J.
Mullins, W. E., M. A., Esq.
Oswald, Dr. Eugen, M. A.
Prentice, Mrs. Esther Ridley.
Reform-Club.
Steinthal, Gustav.
Strauss-Collin, A.
Tatton, R. G., M. A., Esq.
Walhouse, M. J., Esq.

Oxford.

Boulton, Mrs.
Shields, Guthbert, C. C. C., Esq.

Richmond (Surrey).

Thorne, Dr. L. T.

ITALIEN.

Florenz.

Fasola, Dr. Carlo.
Hoffmann, Karl Emil.
v. Kaufmann, Ludwig, Baron.
Kramsta, Frau Maria.
Stromboli, Frau Berta.
v. Zoubow, Frau Maria, Exc.

Mailand.

Bondy, A. E.

Neapel.

Dohrn, Dr. Anton, Professor.

Rom.

v. Chelius, Kgl. Preuss. Major u. Flügeladjutant.
Guerrieri-Gonzaga, Frau Maria Maraini.
Kempner, L., Kunsthändler.

Rom.

Mengarini, Frau Professor Dr. Margherita.
v. Rotenhan, Freiherr, Kgl. Preuss. Gesandter beim päpstl. Stuhl.

NIEDERLANDE.

Amsterdam.

van Hall, Dr. jur. J. N., Redakteur.
Hartog, Jacques, Privatdozent für Musikgeschichte.
van Kempen, H.

Arnhem.

v. Haarst, J. W. G., Universitäts-Bibliothekar.

Doorn.

Smit-Kleine, Dr. F., Schriftsteller.

Dordrecht.

van Lier, Fräulein Fanny, Lehrerin der deutschen Sprache und Literatur.

Gröningen.

Symons, Dr. B., Professor.

Haag.

Bijvanck, Dr. W. G. C., Oberbibliothekar der Kgl. Bibliothek.
Boele van Hensbrock, P. A. M., Buchhändler.

Haag.

Kossmann, Dr. phil. E. F., Gymn.-Lehrer, Privatdozent.
Scheurleer, D. F., Bankier.
van Tets van Goudriaan, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Exc.

Leiden.

Breuning, H. H., Dozent am Gymnasium.
v. Doesburgh, S. C., Buchhändler.

Utrecht.

Utrechts-Leesmuseum.

Vlissingen.

Blum, J. H., Kreisschulinspektor.

Wageningen.

Spitzen, G. W., Oberlehrer.

Zütphen.

Henny, Fräulein Agnes.

Zwolle.

Talen, J. G., Gymnasiallehrer.

NORWEGEN.

Christiania.

Universitäts-Bibliothek.

PORTUGAL.

Lissabon.

v. Tattenbach, Frau Gräfin Constance.

RUMANIEN.

Bukarest.

Sturdza, Demetrius, Kgl. Staatsminister a. D., Exc.

Ploesci.

Bessier, Friedrich, Ingénieur civile des mines.

RUSSLAND.

Dorpat.

v. Anrep-Ringen, Frau Landrat.
v. Bradke, Fräulein Marie.
v. Hoerschelmann, Frau Prof. A.
v. Liphart-Rathshof, R.
Masing, Dr. Woldemar.
v. Oettingen, Max.
Schlüter, Dr. Wolfgang, Hofrat, Ober-Bibliothekar.
Sintenis, F., Oberlehrer, Staatsrat.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserliche.

Schloss Grünhof b/Mitau (Kurland).

v. Medem, Frau Reichsgräfin Alexandrine, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Helsingfors (Finnland).

Donner, Dr. phil. J. O. E., Dozent.
Poirot, Dr. Jean, Lector an der Universität.
Universitäts-Bibliothek.

Kiew.

Kaiserl. St. Wladimir-Universität.

Menzen (Livland).

v. Wulf, Dr. phil. Max.

Moskau.

Bachmann, Georg, Staatsrat.
Luther, Arthur.

Nikolajew.

Reyher, Rudolf Wolfgang.

Odessa.

Fricker, Dr. med. Eugen.
Schmidt, Dr. med. Carl J. M.

Reval (Esthland).

v. Ungern-Sternberg, Freifrau Isabella.

Riga.

Hartmann, J.
Nölting, Fräulein Bertha (E. Heldt).
v. Nolcken, Baron Georg, Majoratsherr auf Esern.
v. Scheel, Frau Hofrat.

Semershof (Livland).

v. Wolff, Freiin Eleonore.

Smilten (Livland).

Bergmann, Eugen, Apotheker.

St. Petersburg.

Bibliothek, Kaiserl. öffentliche.
Heyse, Th.
v. Kiréjew, Alexander, Generalleutnant, Exc.
Koenig, Josef, Schuldirektor, Wirkl. Staatsrat, Exc.
Kroug, Frau Dr. Elfriede.
Mekler, Georg, Hofrat.
Pollitz, Frau Konsul.
Universitäts-Bibliothek.

Schloss Tarwast (Livland).

v. Mensenkampff, Frau Gabriele, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Wiborg (Finnland).

Alfthan, Ferd., Vice-Konsul.

SCHWEDEN.

Djursholm b/Stockholm.

Gyldén, Frau Professor Therese, geb. v. Knebel.

Kaggeholm b/Stockholm.

Vult v. Steijern, Fr., Rittergutsbesitzer.

Lund.

v. Klercker, Frau Edla.

Stafsund b/Stockholm.

v. Klinckowström, Frau Baronin Thijra.

Stockholm.

Bibliothek, Königliche.
v. Müller, Kaiserlicher Gesandter, Exc.

SPANIEN.

Madrid.

v. Humbracht, Baron J., Legationsrat.
v. Radowitz, Kaiserl. Deutscher Botschafter, Wirkl. Geh. Rat, Exc.

AFRIKA.

Cairo.

Bernstorff, Frau Gräfin Hanns.
v. Höltzke, Baron C., Kaiserl. Russ. Wirkl. Geh. Rat, Exc.
Mog Pascha, Kontrolleur der Egypt. Staatsschuldenkasse.

AMERIKA.

Albany (N. Y.).
New York State Library.

Andover (Mass.).
Ripley, A. L., Professor.

Ann Arbor (Mich.).
Library of University of Michigan.

Athens (Ohio).
Super, Charles W., Professor an der Ohio University.

Aurora (N. Y.).
Well's College Library.

Baltimore.
Hofmann, Julius, Pastor.
John Hopkins University.
Mackall, Leonard L.
Peabody-Institut.
Wood, Dr. Henry, Professor.

Berkeley (Californien).
Greene, F. M.
Library of University of California.

Bloomington (Ind.).
Indiana University Library.
Nollen, Dr. John S., Professor an der Indiana University.

Boston (Mass.).
v. Blomberg, Freiin Eva.
Boston Athenaeum.
Boston Public Library.
Higginson, Mrs. Henry L.
Vogel, Franz, Prof. of modern Languages in the Massachusetts-Institute of Technology.

Bryn Mawr (Penn.).
Bryn Mawr College.
Collitz, Dr. phil. Hermann, Prof.
Jessen, Dr. Karl Detlev.

Buffalo.
Deutsche Jungmänner-Gesellschaft.

Cambridge (Mass.).
Harvard College.
Wesselhoeft, Dr. Walter, Arzt.
White, Horatio Stevens, Professor, L. L. D.

Cleveland (Ohio).
Adelbert College.

Clinton (N. Y.).
Brandt, H. C. G., Professor.

Fayetteville (Ark.).
Carr, J. W., Ph. D., an der Univers. of Arkansas.

Hallstead (Pa.).
Du Bois, Frau Generalkonsul Emma.

Hanover (New Hampshire).
Dartmouth College.

Haverstraw (N. Y.).
Speck, William A.

Ithaca (N. Y.).
Cornell University Library.
Gudeman, Dr. Alfr., Professor, z. Z. in München.
Hewett, Dr. W. T., Professor.

Lake Forest (Illin.).
Lake Forest University.

Madison (Wisc.).
Hohlfeld, Dr. phil. A. R., Professor.
University of Wisconsin.

Milwaukee (Wisc.).
Weis, C.

New Haven (Conn.).
Gruener, Gustav, Professor.
Palmer, A. H., Professor.
Yale-University.

New Orleans (La.).
v. Meysenbug, Freiherr E., K. deutscher Konsul.
Tulane University.

New-York.
Adler, Felix, Professor.
Bayard-Taylor, Mrs.
Billqvist, C. E.
Columbia University Library.
Genung, Charles H.
Hafner, Alfred.
Lemcke, Ernst, Buchhändler.
Loewy, Benno, Counselor at Law.
Miller, C. R., Redakteur der New York-Times.
New York Public Library.
Roelker, A.
Schmid, Mrs. Josephine.
Stechert, Gustav E., Buchhändler.
Stern, Mrs. S. M.
Thomas, Calvin, Professor an der Columbia University.
Tombo, jun., Rudolf, Ph. D., Professor, Columbia University.
Wilkens, Dr. Friedr. H., Professor.
Zickel, S., Buchhändler.

Oberlin.
Oberlin College.

Palo Alto (Calif.).
Library Leland Stanford jr. University.

Philadelphia (Penns.).
Ebbinghausen, Fräulein Adèle D.
Learned, Marion Dexter, Professor.
University of Pennsylvania.

Princeton (N. J.).
Princeton University.

Silverton (Oregon).
Wakeman, T. B., Professor.

St. Louis (Mo.).
German Departement of Washington University.
Hedges, Frau J. A.
Heller, Dr. Otto, Professor.
Langton, John J. P., B.A.
Renth, Henry.

Toronto (Canada).
Needler, George Henry, Professor.
van der Smissen, W. H., Professor.
Universitäts-Bibliothek.

Washington.
White, Andrew D., Exc.
White, Mrs., Exc.

Williamstown (Mass.).
Wahl, Dr. George Moritz, Professor.
Williams College.

ASIEN.

Tokio (Japan).
Mumm von Schwarzenstein, Freiherr, Dr. A., Kaiserlich Deutscher Gesandter, Exc.

Yokohama (Japan).
v. Syburg, F., Kaiserl. Deutscher Generalkonsul.

AUSTRALIEN.

Melbourne.
Hartung, Ernst.

Der ideale Sammelpunkt der deutschen Goethegemeinde sind die



vierteljährlich 1 Heft je M. 1.–
jährlich 1 Band geb. M. 5.–

„Ein sehr hübsches Bändchen, das man sich gern in seiner Bibliothek aufstellen möchte; die Ausstattung hat etwas ungemein Liebenwertes u. Anheimelndes."
(Deutsche Rundschau.)

„In einer im besten Sinne volkstümlichen Form, die bei aller Gediegenheit des Gebotenen doch das trocken Pedantische durchaus vermeidet, wird uns Goethe und sein nächster Kreis lebensvoll nahe gebracht."
(Nordd. Allg. Zeitung.)

„Ein Unternehmen, das schon wegen der Originalität seiner ganzen Anlage das Interesse der Gebildeten schnell gewinnen dürfte. Es stellt sich die schöne Aufgabe, das ethische Vermächtnis Goethes den Freunden seiner Kunst und Weisheit vor Augen zu führen, das heißt, in gangbare Kleinmünze umzuwandeln, was an sittlicher Erkenntnis und Lebenserfahrung als schweres Gold in Goethes Schriften und Aufzeichnungen liegt."
(Rhein. Westfäl. Zeitung.)

Aus dem Inhalt.

Erster Jahrgang.

Was ist uns Goethe? Von W. Bode. — Die Familie Vulpius. Von W. Vulpius. — Was ist uns Schiller? Von M. Diez. — Schillers Lebensplan. Von W. Bode. — Der Schillerstil unserer Bühnen. Von W. Quincke. — Hochgebirgs- und Meerespoesie bei Goethe. Von O. Harnack. — Goethe und Klinger in ihrer Frankfurter Zeit. Von E. Mentzel. — Goethes und Schillers Wesen im geselligen Verkehr. — Erste Berichte der Frau von Stein über Goethe. — Goethes Verhältnis zur Ehe. — August von Goethes Wesen. — Bremer Schiller-Predigten. — Eine Aufzeichnung der Karoline v. Wolzogen über Schillers Tod.

Zweiter Jahrgang.

Faust und Göttliche Komödie. Von E. Sulger-Gebing. — Goethe und Frau v. Stein. Von Chr. Schrempf. — Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Von W. Bode. — Ellen Key, Tegnér und Goethe. Von M. Rassow. — Goethe und die Geologie. Von L. Milch. — Von und über Karl August. — Die angeborene Kenntnis der Welt; Einige Verbesserungen im Text Goethescher Gedichte. — Achtzehnhundertundsechs in Goethes Dichtung. — Achtzehnhundertundsechs in weimarischen Briefen. — Fausts Untreue. — Ist Wagner eine komische Figur?

„Dieses **höchst eigenartige Unternehmen**, dessen Begründung wir **mit größter Freude begrüßen**, hat **in deutschen Landen kaum seinesgleichen**. Es handelt sich um ein sehr klug gewähltes Mittel, den weiteren Kreis der Gebildeten in Deutschland tiefer in die Gedanken- und Schönheitswelt der Goetheschen Kultur einzuführen." **(National-Zeitg., Berlin.)**

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung * * * * *
*** * * * E. S. Mittler & Sohn, Berlin S.W. 68.**